This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

86 e 21 k

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Elfter Theil.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Neue Plutarch.

Biographien hervorragender Charaktere

der

Geschichte, Literatur und Kunst.

Herausgegeben

von

Rudolf von Gottschall.

Elfter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

—

1885.

Digitized by Google

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

Digitized by Google

Vorwort des Herausgebers.

Wir geben uns der Ueberzeugung hin, daß die beiden Biographien dieses Bandes, deren Inhalt sich in mancher Hinsicht ergänzt, als ein willkommener Beitrag zur Geschichte und Culturgeschichte des vorigen Jahrhunderts betrachtet werden dürfen. Hat doch vor allen König Friedrich II. diesem Jahrhundert sein Gepräge aufgedrückt, und es war ein Autor verwandten Geistes, Lessing, welcher die Aera unserer classischen Literatur einleitete, das Gestrüpp ausrodend, welches damals den geistigen Boden überwucherte, und mit großen Schöpfungen den Nachstrebenden vorleuchtend.

Man wird es Martin Philippson, dem Verfasser der Biographie Friedrich's des Zweiten, nachrühmen müssen daß er einen Stoff von erdrückender Fülle in einen maßvollen Rahmen gefügt und ein harmonisch abgeschlossenes Gesammtbild dieses Monarchen geschaffen hat, ohne hinter die geschichtlichen Großthaten und politischen Haupt- und Staatsactionen das eigentliche Charakterbild desselben, sein inneres geistiges Leben, seine Verdienste um die Staats- und Finanzverwaltung und um die Cultur des Landes zurücktreten zu lassen.

Digitized by Google

Daß Julian Schmidt in gleicher Weise die Charakteristik Lessing's, eines oft in bändereichen Werken behandelten Klassikers, mit Prägnanz abfassen und dabei jeden der bedeutsamen Züge des Kritikers, Denkers und Dichters hervorheben würde, war bei einem Schriftsteller zu erwarten, der wie wenige diesen Stoff beherrscht und in seinen literarhistorischen Werken gerade Lessing stets die wärmsten Sympathien entgegengebracht hat.

Von unserm Streben, der deutschen biographischen Kunst, der weise Selbstbeschränkung ja unerläßlich ist, im „Neuen Plutarch" einen festen Halt zu geben, wird hoffentlich auch dieser Band Zeugniß ablegen.

Leipzig, 1. Mai 1885.

Rudolf von Gottschall.

Digitized by Google

Inhalt des elften Theils.

Seite

Vorwort des Herausgebers V

Friedrich II., König von Preußen. Von Martin Philippson. 1

Gotthold Ephraim Lessing. Von Julian Schmidt. . . . 261

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich II., König von Preußen.

Von

Martin Philippson.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine der merkwürdigsten Erscheinungen der neuern Geschichte ist unstreitig der überraschende, seit zweiundeinhalb Jahrhunderten fast ununterbrochene Aufschwung des preußischen Staats, die schnelle und großartige Entwickelung desselben aus einem armseligen, schwächlichen deutschen Kleinfürstenthume zu der ersten und bestimmenden Großmacht in Europa. Im Orient ist es oder war es ja kein auffälliges Ereigniß, daß einem wenig zahlreichen, aber kräftigen und tapfern Volksstamme unter der Führung eines begabten und energischen Despoten plötzlich viele Millionen feiger, verweichlichter Sklaven sich unterwarfen. Allein in unserm Abendlande, wo die stärkere und vollkommenere Ausbildung der einzelnen Nationalität und des Individuums, die freiere Stellung des Staatsbürgers solche schnell entstehende und freilich meist ebenso schnell vergehende Großreiche unmöglich macht: da ist es eine Thatsache ohne Beispiel, diese Erhebung der kleinen, von der Natur so stiefmütterlich behandelten Mark Brandenburg zu der leitenden Macht Deutschlands, ja des ganzen Erdtheils. Mehr als sechs Jahrhunderte hat Frankreich gebraucht, um aus dem Herzogthum Francien Hugo Capet's das fest geeinte, Europa beherrschende Königthum der Bourbonen zu werden: und wie hatten dieses Streben die Vorgeschichte des gallisch-fränkischen Landes, die staatsrechtliche Theorie, die natürlichen Vorzüge des Stammgebietes begünstigt! In 230 Jahren, vom Großen Kurfürsten bis zu Kaiser Wilhelm, vollzieht sich der Umschwung für Preußen in hartem und schwierigem Kampfe mit der Un-

Digitized by Google

fruchtbarkeit des Bodens, mit den Sitten und Ueberlieferungen der deutschen Volksstämme, mit den überkommenen historischen Zuständen und der rechtlich geltenden Reichs- und Bundesverfassung! Alles: Natur, Geschichte, Sitte, Staatsrecht, schien dieses Brandenburg zu einem schwachen und unbedeutenden Dasein zu verdammen — und doch wurde jedes Hemmniß, jede Schwierigkeit für dasselbe nur der Anlaß zu neuem Fortschritt, zu neuem Aufschwung, zu vermehrter Kraft und Größe!

Wo ist das Geheimniß dieser einzigen, beispiellosen Entwickelung zu suchen?

Von einer besondern Gunst der Umstände dürfte niemand dabei reden. Solche kann wol für kurze Zeiträume, nicht aber für eine Periode von zweiundeinhalb Jahrhunderten in Betracht kommen.

Ist es das brandenburgisch-preußische Volk, welches die Größe und Macht des Staats begründet und ausgebildet hat durch hervorragende politische Geschicklichkeit, Energie und Expansionskraft? Es wäre gewiß thöricht, die bedeutenden Vorzüge dieses niedersächsischen Volksstammes in den ehemaligen Slawenländern zu verkennen: sein besonnenes, fleißiges, kernhaftes und tapferes Wesen, seine Treue und seinen unerschütterlichen Muth. Die größte Achtung verdient eine Bevölkerung, welche öde und unfruchtbare Gegenden mit mühsamstem, nie verdrossenem und erlahmendem Fleiße bereichert, eine seit unvordenklichen Zeiten bestehende Barbarei zu hoher Cultur entwickelt, für Vaterland und König bereitwillig ihr Blut auf tausend Schlachtfeldern verspritzt hat. Ohne ein so tüchtiges Material, ohne eine so feste Grundlage würde nie das Gebäude des preußischen Staats so stolz und hoch haben aufsteigen können. Allein das wesentlich Schaffende und Treibende ist doch das brandenburgisch-preußische Volk nicht gewesen. Nicht mit den Römern des Alterthums, nicht mit den Holländern oder Engländern der Neuzeit dürfte man es darin vergleichen. Der Ehrgeiz und das Streben, sich weit auszudehnen, zur Macht und Herrschaft über andere, zu hervorragendem Ansehen und besonderer Geltung unte den Nationen zu gelangen, war

Digitized by Google

diesen nüchternen, kühlen, phlegmatischen Niedersachsen fremd, die im Gegentheil sich nur in einer gewissen Beschränktheit wohl befanden. Jahrhundertelang haben sie sich genügsam in den engen Kreis des Kleinstaats eingeschlossen, ohne irgendwie über denselben hinauszuschauen. Und selbst als kühne, scharfblickende, unternehmende Herrscher sie in eine größere und glänzendere Bahn führten, folgten sie nur widerwillig, fast gezwungen. Man weiß, welche bittern und aufreibenden Kämpfe Kurfürst Friedrich Wilhelm zu bestehen hatte, um die Bevölkerungen der einzelnen Theile seines weithin zersplitterten Staats seinen umfassenden und zukunftsreichen Gedanken zugänglich zu machen. Und wie wurde Friedrich der Große von seinen Unterthanen, seinen Generalen, seinen Ministern verketzert und verwünscht, als er mit dem Aufbruch nach Schlesien den ersten Stein zur weltgeschichtlichen Größe Preußens legte!

Ja, die eigentliche und bewegende Ursache des märchenhaften Aufblühens des preußischen Staats ist in seiner Regentenfamilie zu suchen. Die Dynastie ist es, welche Preußen groß gemacht hat, an der und durch die es gewachsen ist von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Man mag, je nach der Verschiedenheit des politischen Standpunktes, sich dieser Thatsache freuen oder ihr zürnen — sie bleibt aber nichtsdestoweniger eine unleugbare Thatsache. Nicht als ob sich dieses Herrscherhaus in allen seinen Gliedern durch eine außergewöhnliche Begabung ausgezeichnet hätte. Aber sie hegten alle die feste Ueberzeugung von dem hohen Berufe und der großen Zukunft Preußens — und das gab selbst dem Schwächern Muth und Zuversicht. In ihnen allen, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, lebte ein strenges Pflichtgefühl, das sie jeden Augenblick die persönliche Behaglichkeit dem Interesse des Staates unterordnen ließ, das ihren eigenen Vortheil so eng mit dem des Staates verschmolz, daß ihnen beide als ganz identisch erschienen. Man kann schlechthin sagen, daß im ganzen Bereiche der Geschichte kein Königsgeschlecht so völlig sich dem Staate hingegeben hat. Diese Fürsten blieben nicht bequem zu Hause, wenn die Söhne des Vaterlandes in die Schlacht zogen: sie

Digitized by Google

waren allezeit die ersten in Noth und Gefahr, und die glorreichen Namen der preußischen Siege sind innig verknüpft mit den Namen seiner königlichen Feldherren. Dazu kommt bei den Hohenzollern ein gutes Maß festen Willens und zäher Folgerichtigkeit, die zuletzt, trotz aller Schwankungen im einzelnen, sich immer wieder Bahn brechen. Man möchte in letzterer Beziehung die preußischen Könige mit den Päpsten des Mittelalters vergleichen. Auch unter diesen waren viele von mittelmäßiger Anlage: aber die feste Consequenz der Politik, das kühne und vordringende Bewußtsein der mit dem Amte verknüpften Würde und hohen Aufgabe, die als Erbe von dem einen zum andern übergingen, die gänzliche Unterordnung der Person unter das Amt errangen und erhielten ihnen die Weltherrschaft.

Unter den hohenzollernschen Regenten ragen aber zwei hervor als leuchtendes Doppelgestirn, als geniale Vorbilder ihrer Nachfolger: Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst, und König Friedrich II.; jener der Schöpfer des preußischen Staates, dieser der Schöpfer der preußischen Großmacht. Friedrich hat den glänzendern Namen, den höhern Ruhm, da seine Ziele weiter und größer, sein Einfluß auf die europäischen Verhältnisse ungleich bedeutender waren. Allein Friedrich Wilhelm hatte sein Werk sozusagen aus Nichts geschaffen, aus dem wüsten blutigen Wirrsal des Dreißigjährigen Krieges, während sein Urenkel das Glück hatte, auf der sorgsamen und klugen Thätigkeit seines unmittelbaren Vorgängers weiter bauen zu können.

Der große König faßt selbst die Darstellung der Regierung seines Vaters in die Worte zusammen: „Wenn man mit Recht sagt, daß man den Schatten der Eiche, die uns schützt, der Kraft der Eichel dankt, die jene hervorgebracht, so muß alle Welt zugestehen, daß man in dem arbeitsvollen Leben dieses Fürsten und den weisen Maßregeln, die er ergriffen, den Grund der Machtentwickelung findet, deren sein Haus sich nach seinem Tode erfreute."

Es ist wahrlich ebenso rühmlich für den Vater wie für den Sohn, daß der letztere, der mit jenem so lange in Zwiespalt

Digitized by Google

und Hader gelebt hatte, ihm so vollkommene und richtige Anerkennung zollt. Die Nachwelt aber ist Friedrich Wilhelm I. weniger gerecht worden. Bis vor kurzem dachte man sich diesen König als einen halb wahnsinnigen, prügelnden und fluchenden Despoten, als einen gemeinen Corporal, dessen Hauptbeschäftigung das Drillen der „langen Kerls" von Potsdam gewesen, als einen Tyrannen seiner Unterthanen und einen Tyrannen seiner Familie. Es ist ein Verdienst der neuesten Geschichtschreibung, eine angemessene Würdigung dieses harten und grobkörnigen, aber redlichen, aufrichtigen und einsichtigen Fürsten herbeigeführt zu haben. Wie anders hinterließ er sein Land, als er es bei seinem Regierungsantritt gefunden! Anstatt des Bankrotts, der bei seines leichtfertigen Vorgängers Tode den preußischen Finanzen gedroht, einen Schatz von mehr als zehn Millionen Thaler; anstatt nicht ganz zwei, mehr als zweiundeinhalb Millionen Unterthanen; anstatt 38000 mehr als 80000 Soldaten; anstatt eines liederlichen und gewissenlosen ein treffliches, streng gezogenes, ergebenes und treues Beamtenthum. Hätte Friedrich Wilhelm I. kein anderes Verdienst, als für Friedrich II. die Wege geebnet zu haben, so würde das wahrlich schon ausreichen zu seinem Ruhme. Ohne dieses Heer, ohne diesen Schatz, ohne dieses Pflichtbewußtsein in allen Klassen der Bevölkerung hätte es Friedrich II. nicht wagen können, mit seinem kleinen Staate, dem dreizehnten Europas seiner Bevölkerungszahl nach, kühn das zehnmal so große Oesterreich anzugreifen. Ja selbst ohne den langen Frieden, den Friedrich Wilhelm I. seinem Lande — oft zum Hohne der andern und zu augenblicklicher Schädigung — bewahrt hatte, würde Preußen nicht die Anstrengungen und Opfer der langen schweren Kriege unter Friedrich II. ertragen haben.

Auf drei Dingen beruht die Größe Preußens: auf seiner zahlreichen, trefflich organisirten, unbedingt dem Kriegsherrn ergebenen und doch volksthümlichen Armee; auf seiner sorgfältigen, umsichtigen und sparsamen Landes- und Finanzverwaltung; und auf der allgemeinen Bildung seiner Bürger. In allen drei Beziehungen ist Friedrich Wilhelm I. schöpferisch aufgetreten.

Digitized by Google

Dieser ungebildete, aber praktische und klar blickende Fürst hat im Jahre 1717 den Schulzwang in seinem ganzen Staate eingeführt. In der einzigen Provinz (Ost-) Preußen hat er 1100 Schulen neu gegründet! Der zukünftige Theologe oder Staatsdiener fand alles für ihn Wissenswerthe auf den vier Landesuniversitäten, zumal in Halle, das von fast 2000 Studirenden besucht wurde. Der Schulzwang, der allgemeine Unterricht, zeichneten damals Preußen vor ganz Europa aus und machten es bald zum geistigen Führer Deutschlands.

Noch bedeutender vielleicht war die Neuordnung der Verwaltung, die erst dieser König zu einer einheitlichen gestaltet hat. Bis dahin war die gesammte Administration zwiefach getheilt: auf der einen Seite die Centralverwaltung der königlichen Domänen, das Finanzdirectorium, mit den Domänenkammern in den einzelnen Provinzen; auf der andern das General-Kriegscommissariat mit seinen Unterbehörden, welche die Erhebung der für die Armee nöthigen Steuern, der indirecten — Accise — in den Städten, des Hufschosses — Contribution — auf dem flachen Lande besorgten. Das Finanzdirectorium vertrat den König als großen Grundbesitzer, das Kriegscommissariat vertrat ihn als allgemeinen Landesherrn: kein Wunder, daß die Interessen beider Behörden sich oft feindlich berührten, daß die eine gegen die andere verfügte, — um so unerträglicher, als jede, nach damaligem Kanzleigebrauche, decretirte: „Wir, Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden." Das Ansehen der Krone mußte ebenso wie die Ordnung im Lande, die Einheit und Umsicht der Verwaltung unter diesem particularen Wesen leiden. Da wurde es von höchster Wichtigkeit, daß im Januar 1723 der König die streitenden Behörden miteinander verschmolz, indem er als Mittelpunkt in Berlin das „General-Oberfinanz-Kriegs- und Domänendirectorium", in den Provinzen die Kriegs- und Domänenkammern schuf. Dadurch wurde eine einheitliche, alle staatlichen Interessen umfassende Verwaltung überhaupt erst möglich. Aber ausdrücklich schrieb dieser als Barbar und Tyrann verrufene König dem Generaldirectorium vor, nicht nur „Sr. Königl. Majestät Nutzen und Bestes",

Digitized by Google

sondern auch „die Conservation der Unterthanen sowol auf dem Lande als in den Städten menschenmöglichst zu befördern"; bis ins Einzelnste setzte er ihm eigenhändig auseinander, wie Landbau, „Commercien" und Manufacturen zu bessern und zu heben seien.

Friedrich Wilhelm I. wußte wohl, daß auch die trefflichsten Verordnungen auf dem Papiere nutzlos bleiben, wenn man nicht für ihre Beobachtung sorgt, und das war doppelt nothwendig bei dem Schlendrian, dem faulen, ja unredlichen Wesen, das während der schlaffen und zerfahrenen Regierung des ersten Königs unter den preußischen Beamten eingerissen war. Unermüdlich war er darauf bedacht, diesem Unwesen abzuhelfen. Eine strenge militärische Ordnung ward auch dem Beamtenthum aufgeprägt. Die Fiscale des Königs beaufsichtigten auf das genaueste Gerichte und Kammern. Da regnete es Drohungen mit Cassation, Festungsstrafe und Galgen — bisweilen ungerecht, aber meist nicht grundlos. Eine heilsame Scheu vor dem nie ruhenden Auge des Königs durchzog die ganze Verwaltung, und man sah schließlich ein, daß Pflichttreue und Fleiß auch die beste Klugheit seien. Der Herrscher bereiste unaufhörlich den Staat, um zu sehen, daß das öffentliche Interesse nicht durch Sorglosigkeit oder Unredlichkeit der Beamten benachtheiligt werde, um den Stand der Domänen und Wälder zu beaufsichtigen, aber auch um zu untersuchen, wie den Unterthanen aufzuhelfen sei; denn dieser rauhe Fürst, der nur für seine Soldaten Interesse zu haben schien, hegte lebhaften Sinn für das Wohl seines Volks, das er mit dem finanziellen Interesse des Staats als gleichbedeutend ansah. Weit zärtlicher als jetzt war man darauf bedacht, durch das Militärsystem das Wohl der Familien und die Culturentwickelung des Landes nicht zu schädigen: vom Soldatendienste waren die selbständigen Hauswirthe, die ältesten oder einzigen Söhne, die Bergleute, die gewerbfleißigen Bewohner der großen Städte ausgenommen. Ewig unvergessen wird bleiben, was dieser Friedrich Wilhelm I., der sich persönlich fast das Nothwendige absparte, für die durch Krieg, Pest,

Digitized by Google

Miswachs und Adelswillkür materiell und sittlich tief verkommene Provinz Preußen that: wie er ihr in wenigen Jahren 10 Millionen Thaler zuwandte und sie durch eifrige und höchst einsichtige Bemühungen vom Rande des sittlichen und wirthschaftlichen Ruins, von der Untreue an deutscher Nationalität, von oligarchischer Corruption und Misverwaltung errettete. Ihm gelang es, das wichtige Land dem Deutschthume dauernd zu erhalten und wirklich dem Staate einzuverleiben, den untern Klassen dort eine menschenwürdige Stellung zu geben, dem Adel eine selbstlose patriotische Stimmung einzuflößen. Während er trotz seiner eifrig protestantischen Gesinnung seinen katholischen Unterthanen völlige Religionsfreiheit bewilligte, in damals so seltener großherziger und verständiger Auffassung, bot er allen wegen ihres Bekenntnisses verfolgten Evangelischen zu ihrer Versorgung und zugleich zur Verbesserung der preußischen Landescultur eine Zuflucht in seinem Staate an. Und verhältnißmäßig noch mehr als für den Ackerbau sorgte er für die Industrie und den Handel. Er meinte, „Manufacturen im Lande könnten ein rechtes Bergwerk genannt werden". Ein strenges und consequentes Protectionssystem, das die meisten fremden Industrieerzeugnisse gänzlich verbot oder doch mit Prohibitivzöllen belegte und die Ausfuhr von Rohmaterial eine Weile völlig untersagte, hat ohne Zweifel die erste Schöpfung einer preußischen Industrie gegenüber der weit überlegenen Concurrenz des fortgeschrittenern Auslandes ermöglicht und befördert. Dabei kam der König dem noch unerfahrenen und kapitalarmen Gewerbstande durch Vorstreckung von Geld und Rohproducten, durch Einführung fremder Muster und Fabrikanten, durch staatliche Aufträge wirksam zu Hülfe. Bald wurde die ganze preußische Armee nur in einheimisches Tuch gekleidet. Freilich mußte die Industrie diese Vortheile erkaufen, indem sie sich strenger Aufsicht und steter Einmischung der Behörden, die oft recht verkehrt und tyrannisch verfuhren, unterwarf. Aber nun kam doch die Fabrikation in die Höhe: schon gingen die brandenburger Tuche in die Ferne, und die russische Armee bezog dieselben zu ihrer Ausrüstung. „Vor diesem

Digitized by Google

schickten wir Geld außer Landes, und jetzt kommt aus andern Ländern Geld ins Land", jubelte Friedrich Wilhelm bereits im Jahre 1722. Die städtische Bevölkerung der Kurmark wuchs während seiner Regierung auf das Doppelte.

Das ganze Land hob sich sichtlich an Zahl und Wohlstand der Einwohner. Das wirkte selbstverständlich wieder auf die Finanzverwaltung ein, die, mit strenger Sparsamkeit und vieler Umsicht geleitet, bald zu glänzenden Ergebnissen führte. Man konnte jährlich 8—900000 Thaler an Ueberschüssen in den Kriegsschatz legen, daneben für 6 Millionen neue Domänen erwerben, für die königlichen Schlösser gewichtige Geräthe aus gediegenem Silber anfertigen, die aber weniger zum Prunke als zu einer Art zweiten und Reserve-Schatzes zu dienen bestimmt waren. Freilich ging es in dieser Verwaltung scharf genug zu. Die Civilbeamten wurden ganz unter militärische Zucht genommen; ihre Vergehen sollten durch Kriegsgerichte bestraft werden; der Antrag auf Dienstentlassung wurde bisweilen als Versuch der Desertion geahndet. Selbst die höchsten Beamten waren davon nicht befreit: die Minister und Geheimräthe hatten jeden Morgen pünktlich um 7 Uhr zum Dienste anzutreten. Das war einmal der Geist dieses Fürsten.

Andererseits aber sollte die königliche Administration allmächtig sein im Lande. So sehr König Friedrich Wilhelm auch den Adel als Kriegerkaste begünstigte, sollte derselbe doch nur im Dienste der Krone etwas gelten. „Ich will dem Adel kein Condominat zugestehen", sagte der König. Er hob die verderbliche adelige Cliquenwirthschaft in Ostpreußen auf und unterwarf dort die bisher fast autonomen Edelleute in Verwaltung und Gericht dem königlichen Beamtenthum. Den Gesammtadel seines Staats nöthigte er, auf das alte Lehnssystem zu verzichten und die Freigebung seiner Güter zu vollem Besitze durch eine Abgabe an die Krone zu erkaufen — sehr gegen den Willen der Junker, die dadurch ihre Vorzüge und Freiheiten und den besondern Charakter ihres Besitzes gefährdet glaubten. Da half jedoch kein Sträuben: den Widerspenstigen wurde Executionsmannschaft ins Haus gelegt.

Digitized by Google

Als von dieser Allodification bald 80000 Thaler jährlich einkamen, freute sich Friedrich Wilhelm: denn darauf könne er nun zwei neue Regimenter begründen. Das Heer stand ihm doch im Mittelpunkt aller Interessen! Begierig hatte er die Lehren Marlborough's aufgenommen, die ihm dieser während des Spanischen Erbfolgekrieges eingeprägt: die Macht eines Fürsten sei lediglich der Anzahl der Truppen gleich, die er halten könne. Das leuchtete dem schlichten und klaren Verstande Friedrich Wilhelm's sofort ein; und mit der ihm eigenen Energie beschloß er, jeden Schein und Glanz der Macht dem Wesen derselben zu opfern. Er und die Seinigen und alle seine Beamten und Offiziere mußten in spartanischer Einfachheit leben; dafür aber brachte er sein Heer allmählich auf 83500 Mann, fast ebenso viel Streiter, als Oesterreich besaß mit seiner zehnfach stärkern Bevölkerung, und dabei besser ausgerüstet und geübt als das österreichische Heer. Um diese Menge Krieger zu beschaffen — 4 Procent der Bevölkerung — nahm er zum Theil zu ausländischer Werbung seine Zuflucht, und man weiß, daß es dabei nicht ohne Gewalt und Betrug abging, die den preußischen Namen an vielen Orten verhaßt machten. Aber die Mehrheit und den Kern seines Heeres begründete er auf die große und fruchtbare Idee der allgemeinen Dienstpflicht. Freilich gab es davon, wie wir gesehen, überaus zahlreiche Ausnahmen; freilich lief in Wahrheit die Sache auf die Dienstpflicht der jüngern Bauernsöhne hinaus. Allein der Grundsatz als solcher war anerkannt und offen ausgesprochen: alle Unterthanen, sagte er in einem Edict, seien schuldig, ihm in einem Heere zu dienen, das lediglich dem Staate zum Schutze, „Land und Leuten zum Besten" angeordnet sei. Die allgemeine Wehrpflicht lag den preußischen Armeeeinrichtungen zu Grunde und war das Programm ihrer Zukunft!

Friedrich Wilhelm konnte für die Mannschaften seines Heeres der Ausländer nicht entbehren; aber er suchte dasselbe dadurch zu nationalisiren, daß er aus dem Offiziercorps die fremden Elemente, die in ihm bis dahin sehr häufig gewesen

Digitized by Google

waren, möglichst entfernte und durch Einheimische ersetzte. Also neben dem Princip der allgemeinen Wehrpflicht das des nationalen Charakters der Armee: sie war nicht die Armee des Königs in Preußen, sondern das preußische Volksheer unter seinem Kriegsherrn. Es ist wahr, daß Friedrich Wilhelm zuerst die Regel durchführte, das Offiziercorps nur aus dem Adel zu bilden; aber das erschien kaum als ein Vorzug für letztern zu einer Zeit, wo das Bürgerthum sich mehr und mehr allen militärischen Dingen abwandte. Und überdies wurde das adelige Offiziercorps fast nicht minder als die Mannschaft mit eiserner Strenge behandelt und der schärfsten Verantwortung unterzogen. In andern Ländern, in Frankreich, Oesterreich, England, wurden die wichtigen Befehlshaberstellen durch Kauf, Hofgunst oder hohe Geburt erworben, und diese Generale besetzten die niedern Offizierstellen nach eigenem Gefallen. Anders im preußischen Heere: der König behielt sich alle Ernennungen, vom Fähnrich an, selbst vor, und die Beförderung geschah ausschließlich nach Tüchtigkeit und Verdienst. In diesem Sinne ist die preußische Armee Friedrich Wilhelm's die erste wahrhaft moderne!

So sehen wir diesen König überall rastlos thätig, seinen Staat zu kräftigen, aus seinen kleinen und armen Ländern eine Macht zu bilden, die in Europa mitzusprechen habe. Jeder Unterthan, welcher Klasse er auch angehöre, wird dabei mit herangezogen nach seiner Weise — wehe dem, der sich diesen Pflichten zu entziehen sucht oder als säumig erfunden wird: mit aufwallender Leidenschaft züchtigt ihn der Herrscher. Aber so viele Härte, ja Grausamkeit Friedrich Wilhelm oft hierin zeigte: er konnte darauf hinweisen, daß er selbst allen andern an Selbstaufopferung für den Staat vorangehe. Mit großartiger Uneigennützigkeit brachte er das Vermögen seiner Familie dar, indem er alle königlichen Schatullgüter in Staatsdomänen verwandelte. Die gesammten Ausgaben für die königliche Familie, den Hof und die Schlösser beschränkte er auf 102000 Thaler jährlich — zu einer Zeit, wo ein Ludwig XV. die Hälfte der französischen Staatseinnahmen für sich, seine

Digitized by Google

Vergnügungen, seine Maitressen und Günstlinge ausgab, wo ein August der Starke von Sachsen so verschwenderische Pracht auf Kosten seines Landes entfaltete, daß man sagte, er müsse die Kunst des Goldmachens erfunden haben! Wie doppelt großartig erscheint da dieses einfache Wesen Friedrich Wilhelm's I., der es ganz selbstverständlich fand, daß er nur der Verwalter, nicht aber der Nutznießer der öffentlichen Einkünfte war. Das persönliche Element, das seit dem Mittelalter noch in dem Königthume vorwaltete, machte bei ihm gleichsam instinctiv der Staatsidee Platz.

Man kann sagen, jene Richtung des preußischen Staats, die Friedrich der Zweite vollkommen ausgebildet und zu großartigen Erfolgen geführt hat, war schon von seinem Vater geschaffen. Jener hat sie erhoben, vergeistigt und vor allem zu benutzen gewußt, aber sein Vorgänger hatte sie in allen wesentlichen Punkten ausgedacht und begründet.

Wie kam es nun aber, daß Mit- und Nachwelt die bedeutenden Eigenschaften Friedrich Wilhelm's I. verkannte, ihn nur von der übelsten Seite auffaßte? daß selbst in seiner Familie er fast nur auf Widerstand und Abneigung traf? Die Erklärung ist nicht schwer zu finden. Seine Vorzüge wirkten nur allmählich und traten in ihren Folgen langsam und zunächst fast unerkennbar zu Tage, während seine Schwächen und Härten dem blödesten Auge auffielen und gerade bei feinern Naturen Aergerniß und Geringschätzung erwecken mußten.

Für große Verhältnisse hatte dieser Fürst keinen Sinn. Die Schwäche und Erfolglosigkeit seiner äußern Politik steht in auffallendem Gegensatz zu der einsichtigen und wohldurchdachten innern Verwaltung. An militärischer Macht Oesterreich fast gleich, wußte er dieselbe durchaus nicht zu verwenden. Zwischen die beiden halbdeutschen Großstaaten England-Hannover und Oesterreich-Ungarn gestellt, wußte er nicht nur keine eigene bestimmende Rolle in Europa zu spielen, sondern nicht einmal zwischen jenen eine gewisse Selbständigkeit zu behaupten — wie etwa Savoyen sie so gut zwischen Frankreich und den Habsburg

Digitized by Google

aufrecht zu erhalten verstanden hat. Er wurde endlich der ergebene Vasall Oesterreichs, ohne etwas anderes als Demüthigung und Nachtheil aus diesen Verhältnissen zu ernten. Aehnlich verhielt es sich mit dem Weltverkehr: der preußische Seehandel ging unter seiner Regierung lediglich zurück. Das beständige Reglementiren, Hineinmischen, Abändern mußte hier den wesentlichsten Nachtheil bringen; nicht ungestraft sucht man die Naturgesetze des Welthandels zu stören und zu beeinträchtigen. Des Großvaters transoceanische Gründungen in Afrika gab er völlig auf. Ueberall herrschten Zwang und Roheit; die letzten Reste der Unabhängigkeit in den städtischen Magistraten wurden zerstört. Des Königs Wille war ihm die einzige Rechtsnorm, nach der er — meist zum Schaden — oft genug in den Lauf der Justizpflege wie in das Schicksal des Individuums eingriff. Mit Zwang wurden die wohlhabenden Bürger zu ruinösen Bauten getrieben, mit Zwang die Arbeiter dazu herangebracht. Wie sollte sich Initiative und frischer Sinn in der Verwaltung ausbilden, wo die höchsten Beamten wie die niedrigsten vor des Königs Stock zu zittern hatten, wo der Offizier alles und der Civilist nichts galt?

Die Kunst verachtete Friedrich Wilhelm als etwas Schwächliches und Weichliches. Gegen die Wissenschaft hegte sein starr orthodoxer Sinn das grimmigste Mistrauen, da er sie für eine Anleitung zur Gottlosigkeit hielt. Er vertrieb den berühmten Philosophen Wolf bei Strafe des Stranges aus Halle und gab dem großen Leibniz den halb blödsinnigen Gundling zum Nachfolger im Präsidium der Akademie der Wissenschaften. Ueberhaupt wußte er feinere Genüsse als ein Glas Bier und eine Pfeife Taback nicht zu schätzen.

Und dieser Fürst, den richtig zu würdigen nur eine ihm verwandte, gerade, einfache oder eine tief einsichtige Natur vermocht hätte, war mit einer Gattin vermählt, die ihn unmöglich verstehen und beurtheilen konnte, die in allem der gerade Gegensatz ihres Mannes war. Eine Tochter der schönen, gelehrten, unglücklichen „Prinzessin von Ahlden", hatte Sophie Dorothea an dem glänzenden Hofe von Hannover feinste Bildung,

Digitized by Google

Sinn für Lebensluſt, für frohe und edle Genüſſe empfangen, zugleich aber auch den freien, flüchtigen Sinn der Mutter geerbt. So tadelte ſie vieles an ihrem Gemahl; der einfache, eingeſchränkte, von allem, was zum Schmuck und höhern Genuß des Lebens diente, entblößte Haushalt in Berlin und Potsdam genügte ihr nicht. Sie verglich ihn mit der Umgebung ihrer Jugend, mit den fremden Höfen, mit ihren eigenen Wünſchen und Beſtrebungen. Das ſtimmte ſie bitter und unzufrieden.

Aus dieſer Ehe wurde Friedrich II. am 24. Januar 1712, um $^1/_2$12 Uhr vormittags geboren — das Kind war von zarter Beſchaffenheit, ſchien aber doch lebensfähiger als die beiden vorangegangenen Brüder, die im früheſten Alter geſtorben waren. Dankbar und hoffnungsvoll begrüßte König Friedrich I. — es war das vorletzte Jahr ſeines Lebens — den Erbhalter, den älteſten und einſtweilen einzigen Enkel. Wunderlich iſt es nun und ein ſprechender Beweis für den damals unwiderſtehlichen Einfluß des franzöſiſchen Weſens, daß Friedrich Wilhelm, dieſer bittere Feind alles Franzoſenthums, die erſte Erziehung ſeines Sohnes wie der um einige Jahre ältern Schweſter Sophie Wilhelmine einer Franzöſin anvertraute, einer geflüchteten Hugenottin, Frau von Rocoulle, die, übrigens eine treffliche Dame, kein Wort Deutſch verſtand und ſo den Kindern von vornherein Vorliebe und feineres Gefühl für das Franzöſiſche beibrachte. Die ganze Erziehung blieb franzöſiſch: nur wenn der Prinz geſtraft werden ſollte, bekam er deutſche Katechismen und Geſangbücher zum Auswendiglernen in die Hand. Man weiß, mit welcher Beharrlichkeit ſich ſolche erſte Eindrücke bei Kindern feſtſetzen und ihnen in das reifere Alter folgen. Später, als der Kronprinz in ſein ſiebentes Jahr trat, wurde er männlicher Leitung unterſtellt: bei der Sinnesart des Vaters ſelbſtverſtändlich zwei tapfern Kriegsmännern, einem General Finckenſtein, der ſich vom gemeinen Soldaten durch Muth und Klugheit zu hohem Anſehen emporgearbeitet hatte und durch edle Herzensgaben nicht minder ausgezeichnet war als durch Kühnheit und militäriſche Vorzüge; ſowie dem Oberſtlieutenant

Digitized by Google

von Kalkstein, der im niederländischen Kriege Lorbern erworben.

Höchst bezeichnend ist die Instruction, die damals Friedrich Wilhelm für die Erzieher seines Sohnes selber verfaßte. Der einfache, schlichte Sinn des Vaters spricht sich deutlich darin aus, daß er das Studium der hohenzollernschen Hausgeschichte untersagt und dafür preußische Historie gelehrt haben will; auch solle niemand dem Prinzen schmeicheln bei Strafe der königlichen Ungnade. Das Latein, das ihm für einen Fürsten eine unnütze Pedanterie schien, dürfe jenem nicht beigebracht werden: auf Geschichte, Staatenkunde und Geographie komme es an, und zwar auf die neuere; „aber die Geschichte der Griechen und Römer muß wegbleiben, sie taugt gar nichts". Man muß sich an die kleinliche und nichtsnutzige Art erinnern, in der damals das Alterthum, zumal von den deutschen Gelehrten behandelt wurde, um zu würdigen, wie sehr der König recht hatte, den künftigen Beherrscher des kleinen Preußens, der jeden Nerv zur Bewahrung und Erhaltung seines Staates anzustrengen hatte, vor dergleichen Spielereien und Nichtigkeiten zu bewahren. Wenn Friedrich ein im besten Sinne moderner Mensch geworden ist, scharf auf das Praktische bedacht, in der Kenntniß der Mächte seiner Zeit wohlerfahren, so hat er das zum guten Theil der von dem Vater ihm vorgeschriebenen Unterrichtsmethode zu danken. Was aber die Erziehung im engern Sinne betrifft, so soll man den Prinzen auf dreierlei hinweisen: daß er guter evangelischer Christ werde; daß er ein guter Wirth sei, gegen Verschwendung und Spiel Ekel empfinde; und endlich daß man ihm auf das nachdrücklichste einpräge, er wäre ein verachteter Mensch, wenn er nicht ein tüchtiger Soldat würde. Das war nun freilich für Friedrich Wilhelm die Hauptsache: auf das bestimmteste befiehlt er den Gouverneuren, ihrem Zögling Liebe zum Soldatenstande einzuflößen, ihn hauptsächlich in die Gesellschaft von Offizieren zu führen. Diesen Vorschriften entspricht denn auch der Stundenplan für den Kronprinzen, sieben Jahre später (1725): Gebet, Bibellesen, Fechtstunde, Religionsunterricht wechseln miteinander

Digitized by Google

ab; jeden Morgen geht der Thronerbe mit dem Vater zur Parade; Sonntags marschirt er an der Spitze seiner Compagnie in die Kirche.

Man sieht, der König wollte aus seinem Sohne einen Mann bilden, wie er selbst war: gottesfürchtig, soldatisch, sparsam, demüthig im Grunde und doch selbstbewußt, sich aufopfernd für den Staat und das Heer, feind aller Weichlichkeit, aber auch allem, was das Leben ziert und verschönt. Der künftige Beherrscher Preußens sollte, wie der gegenwärtige, nur Verwalter und Soldat sein. Dabei wünschte er wol, daß sein „lieber Successor" auch Eigenschaften besitze, die ihm selbst abgingen, und durch kühnere und geschicktere Politik, wie er 1722 schrieb, „die Prätensionen und Länder herbeischaffe, die unserm Hause von Gottes und Rechts wegen zugehören". Aber auch solches meinte er lediglich durch eine Steigerung seines eigenen Charakters bei dem Sohne zu erreichen.

Nur versah er es darin, daß er voraussetzte, sein Sohn müsse von der Natur ganz ebenso vorgebildet sein wie er selber.

Es war doch ein hartes, trockenes Wesen, dieses Erziehungssystem des Thronfolgers! Soldatenthum ohne Schwung, ohne Begeisterung und große Ziele; religiöser Formeldienst und Ceremonienkram: wie wenig konnte das einen feinfühlenden, ästhetisch angelegten, hochfliegenden Geist wie den des jungen Friedrich ansprechen! Nichts war angemessener, als daß man den Prinzen auf das Studium der neuern Geschichte hinwies; aber er hatte dieselbe in den endlos langen und tödlich langweiligen Quartanten des „Theatrum europaeum" zu erlernen und zwar sich hauptsächlich mit den Ereignissen der Religionskriege abzugeben!

Und dieser Zwiespalt mußte sich mehren durch die Wahl des eigentlichen Lehrers für den jungen Königssohn, des Mannes, der ja am meisten auf denselben bestimmend einzuwirken hatte.

Bei allen guten und tüchtigen Eigenschaften fehlte es Friedrich Wilhelm I. gänzlich an Menschenkenntniß. Man weiß, wie er von denjenigen hintergangen worden ist, denen er sein unbedingtes

Digitized by Google

Vertrauen bewilligt hat: einem Grumbkow, einem Seckendorf. Dieser Mangel erklärt zum guten Theil den traurigen Mißerfolg seiner äußern Politik; er hatte auch in weitem Maße den unglückseligen Zwiespalt mit seinem Sohne zur Folge. Es ist ja wahr, daß die Pedanterie des damaligen deutschen Gelehrtenthums den König abermals veranlassen konnte und mußte, seinem Sohne als täglichen Mentor wieder einen Franzosen zu setzen. Aber hat er nicht hundertmal gesagt, er wolle aus jenem einen deutschen Mann machen? Und nun gab er ihm einen Lehrer, der nur von Frankreich wußte, das Deutsche absolut nicht verstand, dem Prinzen lediglich Franzosenthum und französisches Wesen einflößte. Damit aber nicht genug. Dieser Lehrer brachte den Zögling auf eine gerade entgegengesetzte Bahn als diejenige, auf die ihn Friedrich Wilhelm hinlenken wollte. Und dieser hat von solchem Gegensatze an dem Manne weder vorher etwas gemerkt noch in den neun Jahren, wo letzterer den Thronfolger unterrichtete. Er hat selbst den Feind in das Herz des Sohnes eingeführt.

Der eigentliche Lehrer des Prinzen wurde nämlich seit dessen siebentem Jahre Jacques Duhan de Jandun, ein eingewanderter Franzose, ein vielseitig gebildeter geistreicher Mann, der das Schwert ebenso gut wie die Feder zu führen wußte und gerade dadurch die Achtung und das Vertrauen des soldatischen Königs gewonnen hatte. Duhan war aber keineswegs geeignet, des Vaters engbegrenzte Absichten, seinen mechanisch eintönigen Erziehungsplan bei dem Kronprinzen durchzuführen. Dazu war er selbst viel zu geistig angeregt und lebhaft, aber auch zu wenig methodisch und pädagogisch veranlagt. Seine Richtung ging vielmehr auf das ästhetisch Schöne, Weltmännische, eine Blumenlese des Besten, was Alterthum und Neuzeit geschaffen. Aeußerlich freilich war alles nach dem Buchstaben der königlichen Vorschriften geregelt. In den ersten Briefen des Knaben an seinen Vater ist eben nur von militärischen Angelegenheiten und Interessen, von der Jagd, höchstens von seinen Fortschritten im „Theatrum europaeum" die Rede. Wie man ihm eine besondere Compagnie einrichtete, über die

Digitized by Google

er regelmäßig Rapport erstattete, so war auch seine Wohnung in ein förmliches Zeughaus verwandelt. Wenn er sich in der Oeffentlichkeit zeigte, sah er so grämlich und steif aus, wie der König es haben wollte. Aber während nun Kalkstein sich mit Geographie, Geschichte und Statistik abmühte, erschloß Jandun dem Prinzen ganz andere Bahnen, lehrte ihn die Classiker des Alterthums — in Uebersetzungen — kennen und besonders die französischen Schriftsteller des „großen Jahrhunderts". Er öffnete ihm den Blick für alles Schöne und Edle und erfüllte ihm die Seele mit erhabenen Bestrebungen: aber freilich zeigte er ihm auch in jenen Autoren eine Welt des heitern Sinnengenusses, in die einzutreten der lebhafte Trieb des heranwachsenden Fürsten immer dringender begehrte. Je steifer, abstoßender, lastender der Zwang war, der ihm täglich und stündlich auferlegt wurde, um so feuriger wünschte er Freiheit, Zerstreuung, Genuß herbei. Er schildert das selbst viele Jahre später in einer dichterischen Epistel an Duhan: „In den Armen des Irrthums, auf den Knien der Unwissenheit ruhte meine blöde Unschuld in tiefem Schlummer, als mit Dir Minerva erschien, die Fackel in der Hand, um mir den Weg zur Unsterblichkeit zu weisen." Anstatt mit den Subalternoffizieren, die nur den Gamaschendienst kannten, liebte er es, mit jungen gebildeten Männern von heiterer Lebensart und aufgeklärter Gesinnung umzugehen. Selbst in der zierlich gepflegten Handschrift und in der Lust am Zeichnen spricht sich sein lebhafter Sinn für das Schöne aus. Um so weniger vermochte Friedrich sich mit dem hölzern dogmatischen und entsetzlich pedantischen Religionsunterricht zu befreunden, den ihm der Hofprediger Andreä ertheilte: mit Bekümmerniß bemerken die beiden Gouverneure Finckenstein und Kalkstein dem Könige am 5. Januar 1727, derselbe habe von der „Information im Christenthum seit acht Monaten nicht viel profitirt". Darauf mußte freilich der geistvollere Hofprediger Noltenius den Prinzen unterweisen, und dieser konnte am 11. April nach Ablegung eines ausführlichen Glaubensbekenntnisses confirmirt werden — aber das blieb für den jugendlichen Königssohn eine rein äußer-

Digitized by Google

liche Ceremonie. Friedrich war, unter der Leitung Duhan de Jandun's, auf dem besten Wege, ein seichter „Philosoph" nach der Auffassung der damaligen französischen „Aufklärung", ein ästhetisch gebildeter Epikuräer zu werden.

Diese Richtung wurde durch ein Ereigniß befördert, das in der Jugendgeschichte Friedrich's Epoche machte: durch einen Besuch am sächsischen Hofe.

Lange Jahre hindurch war die sächsische Politik der preußischen ebenso entgegengesetzt gewesen, wie dem ehrlichen, spartanischen, getreuen und religiösen Wesen Friedrich Wilhelm's I. der Charakter des eiteln, prachtliebenden, ausschweifenden, gewissenlosen August des Starken, der kein Bedenken getragen hatte, um der Erlangung des polnischen Königsthrones willen das altererbte protestantische Bekenntniß mit dem katholischen zu vertauschen. Endlich aber trat ein politischer Ausgleich ein, der auch eine persönliche Annäherung zur Folge hatte; und so entschloß sich Friedrich Wilhelm, der Einladung August's zu den Carnevalsfestlichkeiten in Dresden im Winter 1728 Folge zu leisten, und zwar in Begleitung des Kronprinzen. Hier erblickte dieser eine Pracht und Ueppigkeit, die um so tiefern Eindruck auf ihn machen mußten, je weniger er dieselben bisher auch nur geahnt hatte. Recht geflissentlich legte August es darauf an, seine nordischen Gäste zu verführen: und wenn auch der König selber fest blieb, von seinem Sohne dürfte man das nicht behaupten. Freilich, die Erzählung seiner Schwester Wilhelmine von diesen Ereignissen ist romanhaft und klaschhaft übertrieben, wie so vieles in deren Memoiren; aber das ist doch unzweifelhaft, daß der sechzehnjährige Jüngling hier mit einer vornehmen jungen Dame des polnisch-sächsischen Hofes ein Liebesverhältniß hatte, das ihn um so mehr ausfüllte, als es nicht blos auf sinnlicher Neigung, sondern auch auf gemeinsamem Interesse für Literatur und Dichtkunst beruhte. Zugleich fanden des Kronprinzen lebhafte musikalische Neigungen an der trefflichen dresdener Hofkapelle neue Nahrung: auf Bitten seiner Mutter überließ ihm König August den vorzüglichen Flötenspieler Quantz, der dann der Lehrer und Freund Friedrich's wurde.

Digitized by Google

Zurückgekehrt nach Berlin, legte der Prinz seinen Bestrebungen, die auf Kunst und Bildung, aber auch auf Wohlleben und Sinnengenuß gerichtet waren, keinen Zügel mehr an. Er vernachlässigte seine Compagnie, das Soldatenwesen überhaupt: nichts Lieberes für ihn, als wenn er die steife knappe Uniform zur Seite werfen konnte, um sich in seinen brocatenen Schlafrock zu hüllen, sich in seine Bücher zu vertiefen oder die Flöte zu ergreifen. Er trug sich bequem, putzte sich gern, vermied Anstrengungen und Entbehrungen, zeigte wol auch modisch geziertes Wesen, bewies ernsten Männern und zumal den Günstlingen des Vaters offen seine Abneigung, während er mit zwei liebenswürdigen, aber liederlichen jungen Offizieren, den Lieutenants von Keith und von Katte, einen engen Freundschaftsbund schloß. In dieser Gesellschaft fröhnte er nur zu sehr der ausgelassensten Ausschweifung. „O daß ich", schreibt er zehn Jahre später an Jandun, „Deinen weisen Lehren stets treu geblieben wäre, nie auf die lockende Sirenenstimme gehört hätte, die meine Sinne verführte und mit ihrem schmeichelnden Tone mein Herz bethörte, mich zum Spiele der ungestümen Begierden machte und mich um den Seelenfrieden betrog." Er nahm Schulden in bedeutendem Umfange auf, und so oft der Vater sie auch bezahlte, sie wuchsen immer mehr und größer an.

Mit Kummer und Zorn sah Friedrich Wilhelm diese Wandlung in dem Wesen seines Sohnes. Mußte das liederliche und schöngeistige Treiben schon an sich sowol die guten wie die rauh beschränkten Seiten seines Charakters auf das unangenehmste berühren, so kamen bei dem Könige dazu noch die schwersten Besorgnisse für die Zukunft des Staats. War dieser modische Weichling, dieser flötenblasende Poetaster, dieser ausschweifende und verschwenderische Knabe wirklich ein angemessener Herrscher für das kleine arme Preußen? Nur mit der äußersten Gewissenhaftigkeit und Sparsamkeit, mit steter Hingabe an das Land und das Reich, mit drakonischer Zucht und Selbstbeschränkung hatten die Hohenzollern ihr geringfügiges und von der Natur so übel bedachtes Preußen zu einer europäischen Macht, zu einem tüchtigen Ganzen erhoben. Sein

Digitized by Google

Leben hatte Friedrich Wilhelm ohne Einschränkung an diese große Aufgabe hingegeben. Sollte nun alles auf das Spiel gesetzt werden durch einen Fürsten, der nur den Genuß, nicht aber die Pflicht kannte? Er hatte unter seinem Vater gesehen, wohin ein solches Treiben führte — der Sohn aber schien noch viel schlimmer und gefährlicher. Wie es seinem ganzen Wesen entsprach, suchte Friedrich Wilhelm durch Strenge, durch offene Beweise seiner Ungnade den Prinzen zu Gehorsam und pflichtmäßigem Wandel zurückzuführen.

Friedrich empfand schwer die harte und abstoßende Behandlung seines Vaters; denn glücklicherweise war ihm in seinen Verirrungen das weiche fühlende Herz — vielleicht ein allzu weiches! — nicht abhanden gekommen. Allein anstatt sich zu bessern, anstatt den ehrlichen geraden Sinn des Vaters und dessen tüchtige und nothwendige Ziele zu begreifen und durch achtungsvolle Folgsamkeit und würdigeres Benehmen die verlorene Gunst wieder zu gewinnen, versuchte er es mit Schmeicheleien und Unwahrheiten. Er schrieb dem Könige einen unterwürfigen und überaus demüthigen, aber zugleich verstockten Brief (11. September 1728), in dem er behauptete, trotz sorgfältigen Nachdenkens könne er nichts finden, was sein Gewissen ihm vorzuwerfen habe; er bitte schriftlich um Wiedergewährung der väterlichen Gnade, da er nicht den Muth besitze, dem Herrscher persönlich sich zu nähern. Eine solche Mischung von Feigheit, Unterthänigkeit und Trotz war selbstverständlich wenig geeignet, Friedrich Wilhelm wieder Achtung und Liebe zu seinem Sohne einzuflößen. Dieser erhielt eine harte abweisende Antwort voll der bittersten Vorwürfe; nicht unrichtig ist es, wenn ihm der Vater darin „effeminirtes" Wesen vorwirft.

Am Hubertustage, im October 1728, rief dann der Prinz eine große Versöhnungsscene mit dem Vater hervor. An offener Tafel, im Beisein vieler Generale, Minister und fremder Gesandten bedeckte er dessen Hand mit Küssen, fiel ihm um den Hals, warf sich vor ihm auf die Knie. Der König war gerührt: „Schon gut", sagte er, „werde du nur ein ehrlicher Kerl."

Digitized by Google

Das war wol für Friedrich Wilhelm die Hauptsache: ein offenes, männliches Betragen wünschte er bei seinem ältesten Sohne, ein klares Eingeständniß seiner Fehler und einen festen Entschluß zur Besserung. Aber davon war bei dem Kronprinzen wenig die Rede: er fuhr fort, sich heimlich allen Wünschen und Befehlen des Vaters zu entziehen, setzte, während er seine Unschuld betheuerte, seine Ausschweifungen und verbotenen Vergnügungen fort, bespöttelte vor seinen Genossen die Dinge und die Männer, die der Vater liebte. Was Wunder, daß dieser immer bitterer gereizt wurde und weniger als je die guten Eigenschaften seines Sohnes und das Berechtigte in dessen Bestrebungen anzuerkennen geneigt war? Es ist klar, daß mit vollem Fug Friedrich seinem höhern Geistesfluge, seinem genialen Wesen nach sich über die enge Beschränkung erheben mußte, die der Vater ihm setzen wollte. Aber leider hatte er in der Art und Weise, wie er es that, und selbst in der Veranlassung des Conflicts das Unrecht ganz auf seiner Seite. Die herben Züchtigungen, die er sich von dem Vater zuzog, hat er zum guten Theil verdient: jedenfalls haben sie ihn gerettet, indem sie seinen Charakter stählten, dessen Schwächen zurückdrängten und dessen großartige Seiten entwickelten.

Unerträglich war dem eigensinnigen, despotischen und doch zugleich wohlmeinenden Könige das ganze hinterlistige, fremdartige, künstlerisch-belletristische Treiben des Sohnes. Man hinterbrachte ihm, daß Friedrich gegen des Königs häufiges Jagen in Wusterhausen die größte Abneigung äußere, daß er die Uniform „den Sterbekittel" nenne. Das französirende Wesen, die „Bonmots" und die „Petitsmaîtres-Manieren" des Sohnes waren dem ehrenfesten Manne, dem „deutschen Fürsten", wie er sich gern nannte, tief verhaßt. Er schrieb dem Erben die bösesten Absichten zu. Laut sprach er seinen Tadel aus, immer allgemeiner, immer öffentlicher. Die Verschiedenheit der Anschauungen zwischen Vater und Sohn begann geradezu unerträglich zu werden. Friedrich dachte bereits an Flucht an den dresdener oder den englischen Hof.

Unter natürlichen Verhältnissen hätten die Mutter des

Digitized by Google

Prinzen, Sophie Dorothea, und seine um drei Jahre ältere, nun zwanzigjährige Schwester Wilhelmine alles thun müssen, um diesen Vorgängen ein Ende zu machen und, da ja von beiden Seiten die Liebe nicht aus den Herzen verschwunden war, den Frieden wiederherzustellen. Leider sahen beide Frauen in dem Könige nur den Tyrannen, den zu täuschen und zu hintergehen eine entschuldbare und selbst lobenswerthe Handlung sei. Beide hatten nichts von weiblicher Hingebung und Pflichttreue, waren kalte und egoistische Naturen. Wenn Sophie Dorothea für etwas Neigung hatte, so war es die hannoverisch-englische Königsfamilie, aus der sie entsprossen, und deren froher, glänzender Hof ihr noch immer als das Ideal des Herrscherthums vorschwebte. Diese Vorliebe für ihre eigene Familie, die Abneigung gegen das preußische Wesen und zumal den König hatte sie auch Wilhelminen einzuflößen verstanden. So suchten dieselben vielmehr den Sohn und Bruder von jeder Nachgiebigkeit gegen den Herrscher, von jedem ernsten Versuch der Versöhnung zurückzuhalten.

Dazu kam noch eine Angelegenheit, die Persönliches und Politisches auf das engste verknüpfte, das Zerwürfniß aber in der königlichen Familie auf das äußerste steigerte.

Schon seit lange war eine Vermählung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen Friedrich von Wales zwischen den Müttern der beiden geplant; und auch Friedrich Wilhelm war völlig damit einverstanden, seine älteste Tochter, die er mehr liebte als sie ihn, in so glänzender Weise auf den Thron der damals ersten Großmacht Europas zu verheirathen. Allein in Großbritannien faßte man doch die Sache ganz anders auf. Die Verbindung erschien dort als ein so großer Act der Herablassung und Gnade für das preußische Königshaus, daß letzteres sie nothwendig durch ein enges Bündniß, d. h. durch eine Unterordnung unter das politische System Englands erkaufen müsse. Zum Zeichen dessen habe auch der Kronprinz die englische Prinzessin Amalie zu ehelichen. Ehe nicht alle diese Dinge festgestellt, könne von der Vermählung der Prinzessin Wilhelmine nicht die Rede sein.

Digitized by Google

Mit Recht wollte Friedrich Wilhelm nichts davon wissen, daß man ihn so zu einer untergeordneten Stellung verurtheile und in einen Vasallendienst den Welfen gegenüber einzuzwängen beabsichtige. Die Dame sei des Herrn wohl werth, sagte er von seiner Tochter und dem Prinzen von Wales. Er wollte die Würde seines Hauses und die Unabhängigkeit seiner Politik aufrecht erhalten. Die Königin und ihre beiden ältesten Kinder aber — denn auch Friedrich war durchaus für die englische Heirath eingenommen, die ihm größere Freiheit und Unabhängigkeit versprach — sahen in den Bedenken des Königs nur Tyrannei, Böswilligkeit, den Wunsch, ihr Lebensglück zu zerstören und sie in steter Abhängigkeit zu erhalten. Sie gingen so weit, hinter dem Rücken des Fürsten mit dessen Ministern, ja mit den Engländern geheime Verhandlungen zu pflegen. Andererseits scheute freilich auch der kaiserliche Gesandte, welcher der englischen Heirath zuwider war, nicht davor zurück, den Vertrauten des Königs, General Grumbkow, und den preußischen Gesandten in London, Reichenbach, zu bestechen, die auf unerhörte Weise ihren Herrn an den Kaiserhof verriethen. So gingen die Intriguen in der Familie und am Hofe hin und her. Alles war Streit und Uneinigkeit und Verwirrung; die Entfremdung zwischen dem Könige und seinen nächsten Angehörigen griff immer tiefer. Eine Katastrophe lag sozusagen in der Luft. Zumal Prinz Friedrich war von Spähern und Aufpassern umgeben; er trug eine tiefschmerzliche Niedergeschlagenheit zur Schau.

Da winkte noch einmal den Plänen der Königin die Aussicht auf Verwirklichung und damit auch auf Beilegung der häuslichen Zwistigkeiten.

Es drohte nämlich im Jahre 1730 das Zerwürfniß zwischen England und seinen Verbündeten auf der einen, Oesterreich auf der andern Seite in offenen Kampf auszubrechen. Man wußte in London sehr wohl, daß Friedrich Wilhelm zu Oesterreich stehe und daß eine mächtige Faction am preußischen Hofe ihn vollends an das letztere zu ketten gedenke. Man wollte versuchen, diese Partei zu stürzen, den König wenigstens zur Neu-

Digitized by Google

tralität zu bewegen. Deshalb sandte die englische Regierung im März 1730 den Ritter Hotham nach Berlin, um mit den längstgeplanten Heirathsverbindungen auch ihre politischen Absichten auszuführen. Dies gelang nun zwar nicht ganz; indeß die Eheverhandlungen nahmen doch einen guten Fortgang und die Vermählung Wilhelminens mit dem Prinzen von Wales ward sofort, die Friedrich's mit einer englischen Prinzessin für eine nicht allzu ferne Zukunft verabredet. Hotham war dann auch mit dem Kronprinzen in geheime Verbindungen getreten; der hatte ihm sein Wort gegeben, nur eine englische Fürstentochter ehelichen zu wollen, sich dabei bitter über seinen Vater beschwert und um Unterstützung bei einem etwaigen Fluchtversuch gebeten. Indeß schien sich alles gut zu gestalten: als die Ungeschicklichkeit und Zudringlichkeit, mit der Hotham den Sturz Grumbkow's erzwingen wollte, den reizbaren und mistrauischen König auf das äußerste aufbrachte. Hotham mußte eiligst abreisen, von den englischen Heirathen war keine Rede mehr (Juli 1730). Damit waren alle Hoffnungen Friedrich's vereitelt, in Güte aus den für ihn entsetzlichen Verhältnissen befreit zu werden.

Der Vater hatte von den Durchstechereien des Prinzen mit Hotham gehört. Sodann mußte er vernehmen, daß derselbe abermals 7000 Thaler Schulden gemacht habe, worauf er das Leihen an Minderjährige, besonders aber an königliche Prinzen bei Festungs- und selbst Lebensstrafe verbot. Diese Erfahrungen bestärkten ihn in der schlimmsten Ansicht von Friedrich's Charakter. Er hielt ihn für falsch und hinterlistig, glaubte, daß derselbe ihn bitter hasse und absichtlich alle Dinge und Personen übel finde, die ihm, dem Könige, gefielen. Er regte sich schließlich derart wider den Kronprinzen auf, daß er nun alles Maß überschritt. In dem großen sächsischen Lustlager zu Mühlberg (Mai 1730), wo Fürsten und Herren von allen Seiten zusammengeströmt waren, wurde der achtzehnjährige preußische Thronerbe wie ein Schulbube selbst körperlich mishandelt, mit jeder Art Kränkung und Hohn überhäuft. Diesem roh tyrannischen Wesen wollte der Prinz sich durch sofortige Flucht entziehen.

Digitized by Google

Er wandte sich deshalb in Mühlberg selbst an den sächsischen Minister Hoym; aber dieser rieth ihm dringend ab und erlangte sogar von ihm das Versprechen, solange er Gast König August's sei, denselben nicht durch einen Fluchtversuch dem Verdacht der Mitwissenschaft auszusetzen. Nicht bessern Erfolg hatte nach der Rückkehr nach Potsdam die Bemühung Friedrich's, sich für seinen Plan der Beihülfe des englischen Gesandtschaftssecretärs Guy Dickens zu versichern.

Allein die Idee hatte sich nun einmal bei dem Kronprinzen festgesetzt. Er verfügte dazu immerhin über einige Freunde und Diener: den Lieutenant von Keith in Wesel, dessen Bruder, welcher königlicher Page war, zumal aber den Lieutenant von Katte vom Regiment Gensd'armes, einen gründlich gebildeten, auch literarisch und musikalisch wohlgewandten, keck unternehmenden jungen Mann. Indeß, wie unreif Friedrich damals war, beweist am besten der Umstand, daß er auf diesen Katte sein Vertrauen setzte, der bei glänzenden Aeußerlichkeiten doch völlig unüberlegt und ohne Vorsicht und Klugheit war.

Nun wurde durch den stürmischen Weggang Hotham's jede Aussicht auf die englische Vermählung vereitelt, und zugleich kündigte der König dem Sohne an, daß er ihn auf einer Reise durch Oberdeutschland an den Rhein zu begleiten habe. Diese Gelegenheit zu benutzen, war der Prinz entschlossen; er wollte zuerst nach Frankreich, dann nach dem Haag entkommen. Keith und Katte sollten dort mit Friedrich zusammentreffen, Katte zumal dessen Barschaft und Kostbarkeiten mitbringen. Der jüngere Keith — der Page — der in des Königs Gefolge war, hatte unmittelbar bei der Flucht behülflich zu sein. Wiederholte Mishandlungen durch den Vater, aus kleinlichen Anlässen, wobei Friedrich Wilhelm's hart despotisches Wesen freilich in unliebsamem Lichte erscheint, befestigten des Kronprinzen Entscheidung. In Steinfurt, einem Dorfe unweit Mannheim, unternahmen Friedrich und der junge Keith den ersten Fluchtversuch; derselbe wurde indeß durch die Wachsamkeit des jenem als Gouverneur beigegebenen Oberstlieutenants von Rochow vereitelt, ohne daß jedoch die Absicht zu Tage

Digitized by Google

kam. Als aber der Prinz in den Pagen drang, die Sache noch einmal zu unternehmen, verlor derselbe den Muth. Er warf sich dem Könige, seinem Herrn, zu Füßen und offenbarte ihm alles, was er wußte.

Welch glückliche Fügung für Friedrich, und zumal welches Heil für Preußen, daß er seinen Fluchtplan nicht hat ausführen können! Kein Zweifel, daß der König den Entflohenen enterbt, seinen zweiten Sohn August Wilhelm zum Thronfolger bestimmt haben würde. Was wäre aus dem preußischen Staate, was aus Deutschland geworden ohne Friedrich den Großen, ohne Friedrich den Einzigen? So lenkt die Vorsehung zum Besten des Einzelnen und des Allgemeinen, was im Augenblick als Vereitelung aller Wünsche, als das schwerste Unheil erscheint.

Denn für den Moment brachte diese Beichte des jungen Keith dem Kronprinzen die fürchterlichste Prüfung und die trübste Leidenszeit.

Mit tiefem Ingrimm vernahm der König die Kunde, die ihn aber nicht völlig überraschte; er war gewarnt worden und hatte längst Aehnliches vorausgesehen. Sollten wir fehlgehen, wenn wir vermuthen, daß er selbst eine Art zorniger Freude empfand, da ihm nun die Gelegenheit geboten wurde, sich auf immer des für unwürdig erachteten Thronerben zu entledigen? Wenigstens wußte er mit einer bei ihm seltenen Selbstbeherrschung zunächst seinen Zorn zu unterdrücken, bis man nach Wesel, auf preußisches Gebiet, gekommen, wo er unumschränkter Herr war. Einstweilen erfuhr der Prinz auf der Weiterreise noch nichts von der verhängnißvollen Entdeckung. Nur die verstärkten Mishandlungen auf dem Rheinschiff, das die hohen Reisenden führte — der König soll mit dem Stockknopfe dem Sohne die Nase blutig geschlagen haben — bereiteten Friedrich auf sein Schicksal vor, das er durch die Vermittelung Seckendorf's vergebens zu beschwören versuchte. Am 12. August langte man in Wesel an. Der Prinz wurde sofort als Staatsgefangener behandelt; als Desertion faßte der Vater das Vergehen desselben auf. Er wurde von Friedrich

Digitized by Google

Wilhelm persönlich einem scharfen Verhör unterworfen, wobei er sein Vorhaben denn auch völlig eingestand und seine Mitschuldigen nannte, die er auf seiner Reise nach Wesel gewarnt hatte und nun in Sicherheit glaubte. Wirklich war Lieutenant Keith glücklich nach dem Haag und von da nach England entkommen; Katte aber hatte so lange gezögert, bis man sich seiner versichert hatte. Friedrich erfuhr das Unglück seines Freundes und that alles, um ihn zu retten. Obwol er auf der Rückreise nach Berlin, die für ihn erst in der Festung Küstrin endete, auf das härteste und mistrauischste behandelt, auch wiederholt eingehendem und peinlichem Verhör unterzogen wurde, nahm er alle Schuld auf sich, verbarg den Antheil der Mutter und der Schwester und bat den Vater, ihn allein büßen zu lassen, Katte aber als den minder Schuldigen, als den blos Verführten zu betrachten.

Dieser Aufruf zur Milde hatte freilich bei Friedrich Wilhelm wenig Erfolg. Er war in immer größere Aufregung gerathen, sodaß er die Sache als ein wahres Complot gegen das Interesse und die Sicherheit des Staats, gegen sich selbst und die Ehre des königlichen Hauses betrachtete. Gerade daß er nicht alle Fäden der angeblichen Verschwörung mit England aufzudecken vermochte, versetzte ihn in die größte Wuth: er meinte, man habe ihn vergiften wollen. Sein Grimm kannte keine Grenzen. Der jüngere Keith, der doch freiwillig alles, was er gewußt, angezeigt hatte, wurde als gemeiner Füsilier in ein weseler Regiment gesteckt. Unglücklicherweise hatte man einige Briefe der Prinzessin Wilhelmine, die gewiß nicht in sehr zärtlichen Ausdrücken von dem Vater sprachen, unter Friedrich's Papieren gefunden. Der König, nach Berlin zurückgekehrt, ging in ihr Zimmer, schleifte sie bei den Haaren umher und schlug und stieß sie derartig, daß sie krank ins Bett gebracht werden mußte; ihr Jammern und Schreien hatte das ganze Schloß in Aufregung gebracht. Neun Monate lang ward sie auf ihrem Zimmer in strenger Haft gehalten. Alle, die mit dem Kronprinzen irgend in Verbindung gestanden hatten, wurden mit ungerechtfertigter Härte bestraft. Ein Offizier, der

Digitized by Google

Katte's Zusammenkünfte mit dem Kronprinzen vermittelte, wurde cassirt und auf ein Jahr nach Spandau geschickt; die Personen, die Friedrich Geld geborgt, empfindlich gezüchtigt. Der Minister von Knyphausen, welcher der Partei der Königin angehörte, erhielt den Abschied und den Befehl, sich auf sein Gut zurückzuziehen; Fräulein von Bülow, die erste Hofdame der Königin, und ihr Bruder wurden aus demselben Grunde in Insterburg internirt. Die militärischen Gouverneure des Prinzen, Finckenstein und Kalkstein, wurden mit Vorwürfen überhäuft, Duhan de Jandun sogar nach Memel verbannt: dasselbe Schicksal hatte des Prinzen Bibliothekar, während man die Büchersammlung — 4000 Bände meist sehr werthvoller Werke — verkaufte. Am schlimmsten ging es ganz unschuldigen subalternen Persönlichkeiten: des Prinzen Kammerdiener, Gummersbach, mußte in Ketten auf die Festung Spandau wandern; und die sechzehnjährige potsdamer Rectorstochter Doris Ritter, deren hervorragend schönen Gesang Friedrich durch einige Geldgeschenke gelohnt hatte, der man aber — wie es scheint ohne jeden Grund — ein unerlaubtes Verhältniß zu ihm nachsagte, wurde nach entehrendster Behandlung zum öffentlichen Staupenschlag und zu dreijähriger Zwangsarbeit verurtheilt. So hart nun auch im allgemeinen die damalige Zeit gegen Menschen untergeordneten Ranges war, ist ein solch unbarmherziges Wüthen gegen Leute, deren Schuld in keinem Falle auch nur einigermaßen erwiesen war, sicher ohne Entschuldigung und wirft ein düsteres Licht auf die schrankenlose Zornmüthigkeit Friedrich Wilhelm's I.

Nach derartigen Vorgängen erwartete alle Welt auch für den Kronprinzen das ärgste Schicksal, zumal seine Behandlung darauf hinwies. Sein Regiment wurde ihm genommen, sein Hofstaat aufgelöst, seine Pferde und Wagen verkauft — als ob er nie wieder Freiheit und fürstlichen Rang zurückerlangen sollte. Er selber saß in verschlossenem und streng bewachtem Zimmer, ohne jede Gesellschaft, ohne Buch oder irgendeine Beschäftigung. Sein Mobiliar war das denkbar ärmlichste, seine kargen Speisen wurden ihm vorgeschnitten gebracht, weder Gabel noch Messer gestattet, seine Kleidung auf die einfachsten und schlichtesten

Digitized by Google

Stücke reducirt. Kurz, er wurde nicht besser behandelt denn als ein gemeiner todeswürdiger Verbrecher. Binnen vier Wochen betrugen die ganzen Ausgaben für die Speisung des Königssohnes zwölf Thaler, für seine sonstigen Bedürfnisse und Bedienung einundzwanzig Thaler! Er trug diese Entbehrungen mit unerschütterlicher Gelassenheit. Die verfänglichen Anklagen, die der König ihm vorlegen ließ, beantwortete er mit Geist, Besonnenheit und zugleich Bescheidenheit. Schließlich stellte er sein Schicksal völlig dem Willen des Königs anheim.

Dieser setzte ein Kriegsgericht ein, um seinen Sohn und dessen Mitschuldige abzuurtheilen. An der Spitze des Tribunals stand der verdiente und dabei streng religiöse Generallieutenant von Schulenburg; auch General Schwerin war Mitglied. Die Ueberlieferung, daß das Kriegsgericht den Prinzen zum Tode verurtheilt und nur die Dazwischenkunft der fremden Souveräne, zumal des Kaisers, den König dann verhindert habe, diesen Spruch auszuführen, wird durch die Acten vollkommen widerlegt. Vielmehr erklärten die Richter einstimmig, daß es ihnen als Vasallen und Unterthanen nicht anstehe, über Mitglieder der königlichen Familie zu urtheilen, ja nur Nachforschungen anzustellen. Die Mehrheit der Beisitzer erklärte geradezu, das Vorhaben des Kronprinzen habe mit der Desertion nichts gemein, sei in den Kriegsartikeln nicht vorgesehen und jedenfalls durch den harten Arrest schon hinreichend bestraft.

Dieser Ausspruch von Männern, denen doch auch der König großes Gewicht belegte, mußte ihn tief erschüttern. Sein erster Zorn war überdies verraucht, nachdem er zerschmetternd auf mehr, minder und gar nicht Schuldige niedergefallen war. Sollte er seinen ältesten Sohn gegen Recht und Gericht verurtheilen? An die Todesstrafe hat er überdies ernstlich nie gedacht. Dann kamen Vorstellungen von seiten fremder Fürsten: freilich werden die auf das Gemüth des auf seine staatliche und hausväterliche Allmacht sehr eifersüchtigen Herrschers nur geringen Eindruck gemacht haben. Wenn er dem Kaiser schreibt, nur aus Rücksicht auf dessen Fürbitte habe er

Digitized by Google

seinen Sohn pardoniret — so ist das eben eine Höflichkeitsphrase und nichts weiter.

Indeß vor der wirklichen Verzeihung hatte der Prinz noch furchtbare Prüfungen durchzumachen.

Die schlimmste war das Schicksal seines Freundes Katte, der um seinetwillen litt, den er, ohne seine Absicht, selber ins Verderben gestürzt hatte. Ihn hatte das Kriegsgericht, freilich nach lebhaften Verhandlungen und mit großer Meinungsverschiedenheit, schließlich nicht zum Tode, sondern nur zu immerwährendem Festungsarrest verdammt. Dieses Urtheil versetzte aber den König in großen Zorn. Er sah in solcher verhältnißmäßigen Milde nur einen Ausfluß der Menschenfurcht, den Wunsch, sich mit dem zukünftigen Herrscher gut zu stellen; er sah voraus, daß nach seinem Tode Friedrich Katte begnadigen und gar belohnen und befördern werde. Damit schien ihm aber die Treue für den Kriegsherrn und die Manneszucht im Heere schwer gefährdet, ein verderbliches Beispiel gegeben. Diese letztern Gründe gibt er selbst an in der Sentenz (1. November 1730), durch welche er das Urtheil des Kriegsgerichts zur Todesstrafe verschärft. Formell war das gewiß eine große, man möchte sagen gesetzwidrige Härte; aber wenn man sich in die Seele dieses Königs versetzt, an die Bestrebungen denkt, denen er das eigene Leben ausschließlich gewidmet, so dürfte man ihm nicht unrecht geben. „Wenn das Kriegsgericht", so schloß Friedrich Wilhelm seinen Spruch, „dem Katte die Sentenz publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. Königl. Majestät leid thäte, es sei aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme." Vergebens waren alle Bitten und Fürsprachen der hochstehenden und verdienten Angehörigen Katte's. Das junge Leben wurde der preußischen Offiziersehre und dem herben preußischen Dienste zum Opfer gebracht.

Was soll man aber zu dem raffinirt grausamen Befehl des Königs sagen, daß Katte vor den Augen des Prinzen sterben müsse? War es möglich, daß dieser jemals wieder Liebe zu einem Vater faßte, der ihn absichtlich solchen Martern

Digitized by Google

unterwarf! Am 6. November 1730 wurde Katte, der übrigens in würdigster und gefaßtester Weise seine letzten Tage verlebt hatte, unmittelbar vor den Fenstern des prinzlichen Gefängnisses hingerichtet. Friedrich wurde genöthigt, am Fenster zu erscheinen; Katte, der sich schon den Hals entblößt, schaute ihm ins Gesicht. Mit Mühe brachte der Prinz die Worte hervor: „Katte, ich bitte Euch tausendmal um Vergebung!" „Ich habe Euch nichts zu verzeihen, Hoheit", antwortete der zum Tode Bereite. Dann fiel der Kronprinz in Ohnmacht, während des Freundes Haupt vom Rumpfe getrennt wurde. Auf des Königs Befehl mußte die Leiche bis zum Abend auf der Stätte liegen bleiben; Friedrich, wieder zu sich gekommen, war von dem schrecklich erschütternden Anblick nicht loszureißen; erst spät bestatteten die Bürger den Todten. Solche Stunden reiften freilich den Jüngling schnell zum Manne! Da mußte der leichte Sinn der Jugend ernsterer und tieferer Betrachtungsweise Raum geben.

Derselbe Feldprediger Müller, der Katte zum Tode vorbereitet, wurde auch zu dem Prinzen gesandt, um ihn auf den Weg der Religion zu leiten. Anfänglich glaubte Friedrich daraus schließen zu müssen, daß er zu dem gleichen Schicksale wie sein Freund bestimmt sei. Allein schon am 8. November, als Müller von der Demuth und Unterwürfigkeit des Kronprinzen das Beste berichtet hatte, gewährte der König demselben eine theilweise Verzeihung, indem er ihn aus dem Arrest frei ließ und nur in Küstrin internirte. Doch sollte er vorher einen Eid ablegen, dem königlichen Willen und Befehl in allen Stücken zu gehorsamen und wie ein getreuer Diener, Unterthan und Sohn zu leben, bei Strafe des Verlustes der Erbfolge und, nach Umständen, selbst des Lebens. Wie tief gewurzelt in Friedrich Wilhelm's Herzen das Mistrauen gegen den ältesten Sohn war, beweist der zum Theil eigenhändige Zusatz: „Ich ließe Ihm als getreuer Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß Er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten; die reservationes mentales verstünden wir hier nicht, sondern wir verstünden nichts, als wie es da geschrieben stände.

Digitized by Google

Woferne er nun den Eid übertreten und brechen würde, so würde und könnte keine Excuse weiter statt haben. Also möchte Er dieses wohl bedenken, und Sein böses Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern!"

Wenn wir hier noch einen Rückblick auf den Zwiespalt zwischen Vater und Sohn werfen, der nun auf dem Punkte war, beigelegt zu werden, so bemerken wir sofort, daß er sich von ähnlichen Mishelligkeiten zwischen König und Thronfolger doch wesentlich unterscheidet. In andern Fällen, wie zwischen Alexei und dem Zaren Peter, zum Theil zwischen Don Carlos und Philipp II., handelte es sich zumeist um politische und religiöse Gegensätze: hier ist davon nicht die Rede. Es waren nur persönliche Streitpunkte, die zwischen Friedrich und seinem Vater obwalteten. Gerade deshalb war aber auch hier ein Ausgleich, eine Versöhnung möglich. Friedrich hatte schwer gefehlt, der König, allerdings in bester Absicht, mit roher Härte die Repression geübt: indem nun jener seine Vergehen einsah, dieser mildern und menschlichern Anschauungen seinen Geist öffnete, näherten sich beide einander, freilich zunächst noch mit Mistrauen und persönlicher Abneigung, aber doch mit redlichem Willen, dieselben, soweit es anging, mehr und mehr zu überwinden.

Am 19. November mußte der Kronprinz vor Generalen und höhern Civilbeamten den geforderten Eid ablegen, am Tage darauf wurde er in die Kriegs- und Domänenkammer in Küstrin eingeführt. Noch immer war seine Lage eine äußerst gedrückte. Sein Etat war derartig beschränkt, daß, als er einem bedrängten Offizier ein Geschenk von zwanzig Thalern machen wollte, er von den vier Gerichten seines Mittagstisches eins streichen mußte. Musik und Gesellschaft waren ihm untersagt. Er durfte nichts lesen außer Erbauungsbüchern und Verwaltungspapieren. In der Kammer selbst saß er unten am Tische, auf dem geringsten Platze. Gewaltsam wurde sein Geist auf ernste, strenge Gedanken gerichtet: aber in dieser herben Schule hat er sich auf seinen königlichen Beruf vorbereitet; nicht nur äußerlich, indem er sich die nöthigen Einsichten und

Digitized by Google

Fertigkeiten in der Verwaltung verschaffte, sondern auch indem er Geist und Herz den Bedürfnissen und Interessen, den Leiden und Wünschen seiner Unterthanen zuwandte. Der Umgang mit ernsten, pflichteifrigen Männern, die sich nicht scheuten, ihm auch die unangenehme Wahrheit zu sagen, überzeugte ihn, daß noch anderes in der Welt Werth besitze als tändelndes Geistreichthun oder bunte Zierlichkeit. Zuerst bemerkte man, daß nur Witz und attisches Salz ihn interessire, während das Positive ihn gar nicht fesselte; allmählich aber gewann er Lust an tüchtiger Arbeit und an den Aufgaben der Staatsverwaltung. Daran fehlte freilich viel, daß Friedrich Wilhelm seinen Sohn ganz zu dem gemacht hätte, wozu er ihn haben wollte: zu einem trocken pedantischen Arbeiter, wie er selbst war. Viel zu eigenartig und thatkräftig war dieser Geist, um sich dergestalt beschränken und beugen zu lassen. Seiner welschen Muse blieb er treu; die mußte ihn über die Leiden und Entbehrungen der Zeit trösten, wenn er oft über die lange Haft und Ungnade schier verzweifeln wollte. Auch die Flöte wußte er trotz des Vaters Verbot wieder zu üben. Es versteht sich, daß alle sich bemühten, dem Thronerben soweit irgend möglich gefällig zu sein.

Allein was des Königs Befehle Vernünftiges und Sachgemäßes enthielten, das wurde während dieses küstriner Aufenthalts erfüllt. Friedrich war kein eitler Schöngeist mehr; er hatte die hohen Aufgaben, die seiner harrten, verstanden und machte sich mehr und mehr zu ihrer Verwirklichung geschickt. Da kam ihm auch, obwol langsam und zögernd und nach vielen harten Urtheilen sowie Beweisen des Mistrauens, die Friedrich oft auf das tiefste verstimmten, doch endlich des Vaters Gunst zurück. Der wiener Hof glaubte den preußischen Kronprinzen hinreichend gebrochen und gedemüthigt, um aus ihm, wie bisher schon aus dem Vater, sein Werkzeug machen zu können. Auf Wunsch des kaiserlichen Gesandten in Berlin, Grafen Seckendorf, suchte General Grumbkow, der als der ärgste Feind des Kronprinzen gegolten hatte, sich dessen Vergebung zu sichern, indem er zwischen ihm und dem Vater bald heimlich, bald

Digitized by Google

offen vermittelte. Freilich theilte er jeden Brief dem Seckendorf mit. Von all diesen verrätherischen Umtrieben hatte Friedrich Wilhelm keine Ahnung und sah nur, wie der von ihm für treu wie Gold gehaltene Grumbkow seine Gesinnung über den Prinzen änderte. So schrieb er dem Sohne zum ersten mal direct, Anfang Mai 1731, wenn auch noch in harten Ausdrücken. Aber es schien dieser Brief dem Kronprinzen schon der Beginn einer bessern Zeit. Ueberdies war Friedrich Wilhelm freudig erregt, da es ihm gelungen war, seine älteste Tochter zur Verlobung mit dem von ihm längst vorgezogenen Erbprinzen von Baireuth zu bestimmen. Am 1. Juni 1731 fand das Verlöbniß statt. Einige Monate später, am 15. August, gerade ein Jahr nach Friedrich's Verhaftung in Wesel, suchte der König denselben in Küstrin auf. Die Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn ging besser von statten, als man hätte denken sollen. Jener machte diesem einige milde Vorwürfe, welche der Prinz mit großer Unterwürfigkeit und mit dem Bekenntniß aller seiner Fehler hinnahm. Daß Friedrich wiederholt eingestand, nicht Katte habe ihn, sondern er Katte verführt, war dem Könige ein guter Beweis endlicher Offenheit von seiten des Sohnes. Schließlich umarmten sie sich zärtlich, und nicht ohne Thränen zu vergießen. Eine größere Freiheit für den Prinzen, die Erlaubniß zu Ausflügen und zur Jagd, bessere Kleidung, Sendung von Wagen und Pferden, eine hervorragendere Stellung in der Kammer, Gestattung der Annahme von Besuchen waren die günstigen Folgen dieses Ereignisses. Das bisher so einförmige Leben des Kronprinzen gestaltete sich nun reicher und wechselnder. Derselbe suchte auch seinerseits dem Vater entgegenzukommen, indem er mehrmals dringend bat, in den Soldatenstand wieder aufgenommen zu werden und militärische Beschäftigung zu erhalten. Daneben gingen die administrativen und landwirthschaftlichen Arbeiten eifrig weiter. Merkwürdig sind hier zumal zwei Entwürfe Friedrich's, die beweisen, welche Einsicht der Zwanzigjährige besaß und wie weit sein Geist den bloßen Verwaltungsdetails überlegen war.

Der erste dieser Aufsätze betrifft Pläne zur Entwickelung

Digitized by Google

des preußischen Handels. Er verfolgte darin den ganz richtigen Gedanken, daß man hierzu vor allem die Binnenzölle aufheben müsse, welche die einzelnen preußischen Provinzen voneinander schieden, sowie die natürlichen Vortheile ausbeuten, die der Besitz der Odermündungen und eines großen Stückes der Ostseeküste gewährte. Noch weit wichtiger ist die politische Abhandlung. Sie zeigt, welche großen Pläne in der Seele des jugendlichen Prinzen lebten, Pläne, die weit über die beschränkte Weise des Vaters hinausreichten und darauf zielten, aus den zerstreuten und von den Nachbarn abhängigen preußischen Ländern einen wahrhaft selbständigen, sich selbst bestimmenden Großstaat zu machen. Zu diesem Behufe faßte er die Erwerbung des damals noch den Polen gehörigen Westpreußens ins Auge, um zwischen dem Haupttheile der Monarchie und dem östlichen Preußen die Verbindung herzustellen. Die drohende Position der Schweden muß durch Eroberung des schwedischen Vorpommerns gebrochen, so der Weg zur Besitznahme Mecklenburgs gebahnt werden, damit man die gesammte baltische Südküste innehabe. Auch gegen den französischen Nachbarn sind die rheinisch-westfälischen Provinzen Preußens, zumal Kleve und Mark, zu sichern, indem man sich endlich die uns gebührende jülich-bergische Erbschaft verschafft und so am Niederrhein ein compactes und ausgedehntes preußisches Gebiet herstellt.

Das alles ist in jugendlicher, hier und da noch fast kindlicher Sprache dargestellt; allein die Sache selbst zeugt von durchaus richtiger Beurtheilung der politischen Lage und der Bedürfnisse und Aufgaben des preußischen Staats, die von hohem und großartigem Gesichtspunkte aufgefaßt sind. Das Uebergewicht Preußens im gesammten nördlichen Deutschland, vom Niemen bis zur Maas, seine Rolle als Grenzwächter nach Nord und West, sind die Ziele der fridericianischen Politik schon in jugendlichem Alter. Wie hoch erhebt sich dieses Verständniß, dieser patriotische Muth über die kleinliche Auffassung der nächsten Vorgänger und der nächsten Nachfolger! Wahrlich, Prinz Eugen hatte nicht unrecht, wenn er auf die Einsendung des letztern Aufsatzes durch Seckendorf diesem schrieb: er habe mit

Digitized by Google

Schrecken daraus ersehen, „was vor weitaussehende Ideen dieser junge Herr habe; es muß ihm an Lebhaftigkeit und Vernunft gar nicht fehlen, mithin er seinen Nachbarn mit der Zeit um so gefährlicher werden dürfte, wo er von seinen dermaligen Principien nicht abgebracht wird". Friedrich selbst ist es gegönnt gewesen, einen Theil seiner jugendlichen Entwürfe zu verwirklichen; den Rest hat eine spätere Zeit zur Ausführung gebracht.

Früher hatte Friedrich an eine unbedingte Vorherbestimmung, an einen starren trostlosen Determinismus geglaubt. Davon hatte ihn, auf des Vaters Wunsch, der Prediger Müller zurückgebracht, freilich nur um ihn dafür vollkommenem Skepticismus in religiösen Dingen zu überlassen. Aber seitdem suchte er die Befriedigung, die ihm die religiöse Ueberzeugung versagte, in völliger Hingabe an die Blüte und Größe seines Staats, die er mit nicht weniger Selbstentsagung und persönlicher Opferwilligkeit gefördert hat, wie ein frommer Fanatiker das himmlische Heil seiner selbst und anderer fördert. Auch über das früher von ihm so verachtete Soldatenthum war er anderer Meinung geworden, mehr, als sein Vater es hoffen zu dürfen glaubte. Indem sich seine Gedanken auf die Vergrößerung und Stärkung Preußens richteten, sah er wohl ein, daß dieselben nur möglich seien mit Hülfe dieser zahlreichen, wohl disciplinirten, gehorsamen und muthigen Armee, mit Hülfe dieses königstreuen, kühnen und selbstlosen, von Ehrgefühl durchglühten Offiziercorps. Seitdem hat er dem militärischen Dienst, schon als Prinz, die größte Aufmerksamkeit erwiesen. Bereits schrieb der früher mit Friedrich sehr unzufriedene Gouverneur desselben, Wolden, an Grumbkow: „Möge der Kronprinz nur noch einige Jahre haben, um zu reifen, so wette ich, daß er einer der größten Fürsten werden wird, die das Haus Brandenburg hervorgebracht!"

Allerdings war damals der Kronprinz noch zu jung, um den Neigungen seines Alters ganz zu entsagen. Er liebte vielmehr den Umgang mit schönen, geistreichen Damen, und zumal die Gattin des in der Nähe wohnenden Obersten von Wreech flößte ihm eine lebhafte Neigung ein. Es war eine schöne

Digitized by Google

Frau mit herrlichem Teint und zarten und doch frischen Farben, noch in der ersten Blüte der Jugend. Der Kronprinz schrieb ihr häufig mit jener überfließenden Ausführlichkeit, die beweist, wie gern man sich mit der Person beschäftigt, an die der Brief gerichtet ist. Verse, Prosa, scherzhafte und leidenschaftliche Liebeserklärungen wechseln mit Klagen über des jungen Fürsten Lage und mit beißendem Spott über die Personen seiner Umgebung. Man hat behauptet, die Dame habe sich Friedrich's Huldigungen derart gefallen lassen, daß sie in intimstem Verhältniß zu ihm gestanden habe. Indeß hat der Prinz selbst das auf das entschiedenste bestritten, und in der That ist von ihrer Hand noch eine poetische Epistel vorhanden, in der sie eine dringende Aufforderung Friedrich's, seiner Liebe sich hinzugeben, mit einer in scherzhafte Form gekleideten ernsten Zurückweisung beantwortet und zugleich bemerkt, daß diese Erwiderung mit Vorwissen ihres Gatten und ihrer Mutter abgefaßt sei. Das war nun allerdings für den leidenschaftlichen Prinzen nicht sehr ermuthigend.

Später zerfiel Frau von Wreech gänzlich mit ihrem königlichen Liebhaber. Im Siebenjährigen Kriege wurde ihr Gut von den Russen verwüstet, und es scheint, daß Friedrich, dessen Mittel durch den Kampf völlig in Anspruch genommen wurden, ihr nicht so viel Entschädigungsgelder gab, als sie beansprucht hatte. Sie hat ihm das nie verziehen, und ihre beiden Söhne hegten gegen ihn einen wahren Haß, den sie bethätigten, indem sie sich der Cabale des Prinzen Heinrich wider den König anschlossen.

Allmählich winkte dem Prinzen die Aussicht, völlig aus diesem Kreise herauszukommen, Küstrin zu verlassen, das er doch immer wie ein weites Gefängniß betrachtete. Nicht zwar zu der Hochzeitsfeier seiner Schwester selbst, wohl aber zu den Festen, die ihr folgten, durfte er nach Berlin kommen (November 1731), seine nächsten Angehörigen wiedersehen, am Hofe erscheinen. Alle staunten über die Veränderung, die in den fünf Vierteljahren mit Friedrich vorgegangen war: er war

Digitized by Google

größer geworden; ernster, männlicher erschien er jedem, und dabei doch geistvoll und beredt über seine Jahre hinaus. Die ihm damals gegebene Erlaubniß, zeitweise wieder Uniform zu tragen, nahm er für ein sicheres Zeichen, daß die väterliche Gnade von neuem über ihm leuchte. Zwar mußte er noch einmal nach Küstrin zurückkehren: allein das Ende des Exils stand nunmehr nahe bevor, zumal zwischen Vater und Sohn sich ein freundlicher Briefwechsel entspann. „Dein getreuer Vater bis in den Tod", unterzeichnete Friedrich Wilhelm wieder. Es ist nicht zu leugnen, daß Friedrich die kleinen Schwächen des Vaters geschickt benutzte, um denselben zu gewinnen: so wenn er sich ernsthaft über seinen Koch beklagte, der nicht sparsam genug koche; oder wenn er dem Könige den fetten Braten von einem selbstgeschlachteten Thiere schickte; oder wenn er schreibt, er trinke fast nie Champagner mehr, sondern nur Landbier. Als der Kronprinz vollends einige Wochen hindurch krank geworden, war des Vaters Herz gänzlich erweicht, und am 10. Februar 1732 gestattete er ihm die Rückkehr nach Berlin, wo er ihm den Befehl des Goltz'schen Infanterieregiments übertrug. Eine lange harte Schule lag nunmehr hinter dem Kronprinzen, und noch waren seine Leiden nicht zu Ende.

Zunächst mußte er erfahren, daß sein Vater den küstriner Kammerpräsidenten von Münchow und einige dortige Räthe, die sich dem Prinzen allzu günstig erzeigt hatten, des Dienstes entließ und zumal den erstern auch ferner auf alle Weise verfolgte. Später hat Friedrich Münchow, den er „seinen Wohlthäter" nannte, und dessen Familie reichlich entschädigt.

Friedrich selber wurde mit dem ersten Bataillon seines Regiments nach Ruppin versetzt. Er hoffte größere Freiheit und reicheres Einkommen von seiner Vermählung, wobei er sich aber freie Wahl, mit Vorbehalt der väterlichen Billigung, zu sichern gedachte. Da mußte er plötzlich hören, daß mit völliger Nichtachtung der von ihm ausgesprochenen Wünsche sein Vater auch in dieser wichtigsten Lebensangelegenheit ganz willkürlich und despotisch über ihn entschieden habe. Auf Andrängen des wiener Hofes wollte er ihn mit einer Nichte der Kaiserin, der Prinzessin

Digitized by Google

Elisabeth von Braunschweig-Bevern, vermählen. Der Vater schrieb ihm zur Empfehlung: „sie sei wohl aufgezogen, modeste und eingezogen, nit häßlich auch nit schön, vor allem ein gottesfürchtiges Mensch": wie wenig konnten diese Eigenschaften den geistreichen, lebhaften und dabei sinnlich leidenschaftlichen Jüngling befriedigen! Auch wußte er wohl, obwol man es ihm sorgfältig zu verbergen suchte, daß durch Grumbkow's Vermittelung der kaiserliche Gesandte Seckendorf auf wiener Befehl die ganze Angelegenheit zu Stande gebracht hatte: derselbe wiener Hof, der schon seinen und seiner Schwester dringenden Wunsch nach einer englischen Vermählung vereitelt, der seinen Vater zum Sklaven gemacht, drängte nun auch ihm die unwillkommene Gattin auf, um ihn auf Lebenszeit an sich zu fesseln!

Friedrich war auf das äußerste empört. Sein ganzes Wesen, das in Bezug auf das schöne Geschlecht noch völlig unter dem Einflusse der leichtsinnigen französischen Literatur jener Zeit stand, regte sich gegen die ihm zugemuthete Heirath auf. „Ich möchte lieber die schlimmste Dirne von Berlin", schrieb er an Grumbkow, „als eine Bigotte, die ein halb Dutzend Frömmler hinter sich herziehen wird, als eine Dumme, die mich durch ihre Eseleien zur Verzweiflung bringt und die der Welt zu zeigen ich mich schämen müßte." — „Wenn ich mich verheirathen soll, so muß meine Frau meinen Wünschen entsprechen oder die Sache wird nicht gut zwischen uns ablaufen."

Indeß wagte der Kronprinz nicht, seinem Vater zu widersprechen. Das traurige erste Jahr in Küstrin stand zu deutlich und schreckhaft vor seiner Seele, als daß er des Königs Zorn von neuem hervorzurufen sich getraut hätte. Er schrieb ihm also am 19. Februar 1732: „Die Prinzessin mag sein, wie sie will, ich werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehlen nachleben." Friedrich Wilhelm war entzückt. Mit Thränen in den Augen sagte er zu Grumbkow: „Das ist der glücklichste Tag meines Lebens." Dann ging er auf den Vater der Braut, den Herzog von Bevern, zu und umarmte ihn; niemals hatte er ein so frohes Gesicht zur Schau getragen.

Digitized by Google

Um so unglücklicher war sein Sohn. Furcht vor dem Vater und Furcht vor einer traurigen, elenden Zukunft an der Seite einer ungeliebten, ja verabscheuten Frau marterten abwechselnd sein Herz. An demselben Tage schon schrieb er an Grumbkow in den flehendsten Ausdrücken, er möge diese Heirath hintertreiben, sonst gerathe er — der Prinz — in Verzweiflung und werde sich eine Kugel vor den Kopf schießen. Da aber der General in harten Worten jede Einmischung in diese zarte Angelegenheit ablehnte und ihn auf die übeln Folgen aufmerksam machte, die eine Weigerung nach der ersten völligen Unterwerfung unfehlbar nach sich ziehen müsse, und da zugleich ein Brief des Königs ankam, der in zärtlicher und glücklicher Weise Friedrich zu sich einlud: so glaubte dieser nachgeben zu müssen. Sofort (10. März) wurde die Verlobung vollzogen; unter Thränen des Kummers und Zorns wohnte der Kronprinz der Feier bei, und die etwas brutale Zufriedenheit, die der Vater zeigte, daß er nun bewiesen, er sei Herr im Hause, konnte selbstverständlich den Schmerz und die Demüthigung des Sohnes nicht mildern.

Durfte man es dem Unglücklichen, dessen Neigungen und Wünsche man unbarmherzig zertrat, als sei er ein todtes Instrument, allzu sehr verargen, wenn er über diesen Zwang und diese Tyrannei, über diese Vernichtung seiner liebsten Lebenshoffnungen sich durch Feste und sinnliche Vergnügungen zu trösten suchte? Er liebte die große Welt, zumal weil sie ihm Gelegenheit bot, seinen sarkastischen Witz zu üben. Er liebte die Frauen, aber nur die unterhaltenden und geistreichen. Schon im Herbst 1731 hatte er gesagt: wenn sein Vater ihn gegen seinen Willen vermähle, so werde er seine Gemahlin im Stiche lassen und seinen Neigungen folgen; die Gabe der Selbstbeherrschung besitze er nicht. Nun meinte er: „Man will mir mit Stockschlägen die Liebe einflößen, aber da ich unglücklicherweise keine Eselsnatur habe, so fürchte ich sehr, daß es nicht gelingen wird. Ich werde mich als Galanthomme vermählen, das heißt, ich werde Madame handeln lassen, wie es ihr gefällt, und dafür auch meinerseits nach Belieben handeln;

Digitized by Google

es lebe die Freiheit!" — Er liebte es, sich selbst als Epikuräer hinzustellen. „Ich bin Musiker, Philosoph, Naturforscher", äußerte er wol zu Seckendorf, „aber weder General noch Soldat; bin ich erst König, so kümmere ich mich um kein Detail meiner Angelegenheiten, sondern suche mein Volk zu beglücken, wähle gute Minister und lasse sie machen." Indeß das alles war doch zum guten Theil darauf berechnet, diese Intriganten zu täuschen, die er sehr wohl durchschaute. Wenn er auch Grumbkow zärtlich „seinen treuen Kassuben" zu nennen pflegt, so geschah es nur, um den Betrüger zu betrügen. Ahnte er, daß der „treue Kassube" alle Briefe des Kronprinzen an den kaiserlichen Gesandten Seckendorf auslieferte? Nie vergaß er seinen innern Werth und die Rechte seiner Stellung. Als ihm, da er noch halber Gefangener in Küstrin war, General Graf Schulenburg die Offiziere seines Regiments vorstellte, empfing er sie, nach dem Ausdrucke des Generals, „als König". „Es ist sicher", fügte Schulenburg hinzu, „daß er weiß, wer er ist, und daß, wenn er jemals Herrscher wird, er sich danach benimmt." Und so eifrig er auch Liebeshändeln nachging, betrachtete er dieselben doch nur als Zeitvertreib: „Ich halte einen Mann, der sich von Frauen regieren läßt, für die größte Memme der Welt und für unwürdig, den Namen Mann zu führen." Die ernsten militärischen und Verwaltungsgeschäfte, denen er während seiner langen fünfvierteljährigen Bräutigamszeit in Ruppin oblag, reiften auch seinen Sinn. „Ich liebe die Welt", schreibt er am 25. September 1732 an Grumbkow, gegen den er sonst vielmehr den Frivolen zu spielen pflegt, „und ich gestehe, daß das lebhafte Temperament, mit dem die Natur mich begabt hat, mit Ungestüm zu all den Vergnügungen drängt, nach denen die Jugend begehrt. Indeß das Unglück hat mich gelehrt, diese Leidenschaft zu zügeln, und obwol ich weit davon entfernt bin, Herr meiner selbst zu sein oder, nach Art der Idealisten, der Welt abzuschwören, so habe ich doch gelernt, richtig zu denken, und hoffe mit der Zeit fähig zu werden, den Vorschriften, welche die Vernunft mir gibt, zu folgen." Ein zwanzigjähriger Jüngling, der so ernst an sich arbeitete

Digitized by Google

und über seine wahren Ziele so klar war, konnte unmöglich in Lüsten und eiteln Freuden aufgehen! Zugleich protestirte Friedrich lebhaft gegen die Anschuldigung des Atheismus, die man bei seinem Vater gegen ihn erhob; und wenn er seine Gläubigkeit auch stärker betonte, als es wol der Wirklichkeit entsprach, so ist doch sicher, daß er damals, wie während seines ganzen Lebens, mehr Skeptiker als überzeugter Materialist und Gottesleugner gewesen ist.

Nun ist allerdings wahr, daß Friedrich mit dem knappen Einkommen, welches ihm sein Vater gewährte, nicht haushalten konnte, daß er hinter dem Rücken desselben, und zwar durch Vermittelung Seckendorf's, bei dem kaiserlichen Hofe Anleihen machte — 4800 Dukaten in wenigen Monaten. Indeß Seckendorf, obwol dem Prinzen wenig günstig, erkannte an, daß mit den 6000 Thalern, die ihm vom König jährlich angewiesen waren, unmöglich auszukommen sei: so trug Friedrich Wilhelm selbst die Schuld, wenn der Kronprinz bei einem fremden Hofe betteln mußte, der, nach den eigenen Ausdrücken des Prinzen Eugen, ihm nur beisprang, um ihn von sich abhängig zu machen. Ueberdies aber sandte Friedrich einen bedeutenden Theil des geliehenen Geldes an seine Schwester, die Markgräfin von Baireuth, die von dem geizigen Vater in wahrer Armuth und Noth gelassen wurde. Mit allen diesen Misèren hatte Friedrich zu kämpfen. Welche Demüthigung, welch tragisches Schicksal war es für ihn, Hülfe bei denjenigen suchen zu müssen, die er als seine geheimen Feinde, als die Mitverursacher seines Unglücks sehr wohl kannte! Dabei war er sehr wohlthätig und gewährte namentlich den wegen ihrer Religion vertriebenen Salzburgern eine überaus reiche Unterstützung.

So klärt sich mehr und mehr dieser großartige Charakter, und wenn auch noch einige tiefe Schatten auf dem Bilde bleiben, im ganzen strahlt es bereits in hellem und wohlthuendem Lichte.

Wie Friedrich sich in Küstrin zum Staatsverwalter ausgebildet hatte, so entwickelte er sich in Ruppin zum Soldaten. Zunächst freilich war ihm das Einerlei des Garnisondienstes,

Digitized by Google

das stete Aufziehen und Ablösen der Wachen, das mechanische Exerciren noch ein Greuel. Es geschah nur aus kluger Berechnung, daß er „lange Kerle" einhandelte und sie dem Vater zustellte. Aber allmählich begann er einzusehen, daß der anscheinend so kindischen und trostlosen Soldatenspielerei ein tieferer Werth innewohne; daß die unnachahmliche Geschicklichkeit in Griff und Bewegung, die man den preußischen Soldaten eingebläut hatte, ihnen auf dem Schlachtfelde eine große Ueberlegenheit gewähren mußte; daß die Geschwindigkeit ihres Feuers sie selbst einem doppelt und dreifach stärkern Gegner gleichmachte. Er widmete sich seinen militärischen Geschäften mit solchem Eifer, daß selbst der König, fast widerwillig, seine Zufriedenheit mit seinen und seines Regiments Leistungen aussprach. Hier hat Friedrich endlich einen vielleicht zu günstigen Eindruck von der willenlosen Maschine erhalten; zu der sein Vater mit furchtbarer Strenge und stetem Gamaschendienst das preußische Heer umgestaltet hatte.

In Bezug auf die politischen Verhältnisse legte der Prinz sich unbedingte Zurückhaltung auf: „solange mein Vater lebt", erwiderte er Seckendorf, als dieser ihm von Geschäften zu sprechen versuchte, „will ich mich um nichts kümmern." Und doch wünschte er dringend eine Gelegenheit, Ruhm zu erwerben, die preußischen Waffen außerhalb der Grenzen erglänzen zu lassen, die längst gewünschten Vergrößerungen für Preußen zu gewinnen. Bald fordert er den Vater auf, die Rechte auf Jülich und Berg mit Gewalt durchzuführen, bald, das polnische Westpreußen in Besitz zu nehmen. Die stete Ausnutzung und höhnische Mishandlung seines Vaters durch den wiener Hof erfüllt ihn mit Zorn; schon meinten die fremden Gesandten, der Kaiser werde einst an ihm einen unversöhnlichen Feind haben.

Das war es eben, was jede Intimität zwischen dem König und dessen Sohn, trotz der völligen Unterwürfigkeit des letztern, verhinderte: zu deutlich merkte Friedrich Wilhelm, daß ungeachtet aller gegen den Kronprinzen geübten Zwangsmittel in letzterm ein anderer Geist wohne als in ihm selbst, und daß

Digitized by Google

dieser Geist ein höherer und glänzenderer sei als sein eigener. Daher das stete Mistrauen gegen seinen Erben, die Feindseligkeit gegen alle Personen, die demselben näher standen, die gelegentlichen Zornesausbrüche; mit Recht beklagte sich Friedrich über diese durch sein Verhalten nicht veranlaßten Dinge, die zu ändern in keines Menschen Macht stand.

Im Juni 1733 reiste dann Friedrich mit seinem Vater und dem ganzen Hofe nach dem braunschweigischen Lustschlosse Salzdahlum, wo am 12. seine Vermählung mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern stattfand. Die Prinzessin hatte sich zu ihrem Vortheil verändert; sie besaß Urtheil und Verstand, war lebhafter geworden und zeigte ein vortreffliches gütiges Herz. Ihr Unglück war, daß ihre Mutter sie überaus despotisch und in völliger Abgeschlossenheit erzogen hatte, sodaß sie linkisch und verlegen in Gesellschaft war und ihre Haltung und Kleidung viel zu wünschen übrigließ. Sie war eher schön als häßlich, groß gewachsen, mit lebhaften Farben: allein der Mangel an Anmuth verdarb alles. In den ersten Jahren der Ehe war indeß das Verhältniß des Kronprinzen zu seiner Gattin, wenn auch nicht ein sehr liebevolles, so doch ein leidliches. Er schätzte ihr sanftes Gemüth, ihre Fügsamkeit und Gefälligkeit gegen ihn. Vielleicht hätte mehr Selbständigkeit und ein anspruchsvolleres Auftreten ihr auf die Länge besser gedient. Verhängnißvoll wurde es jedoch für diese Ehe, daß sie unfruchtbar blieb, daß, da die Herzen nicht durch das innere Band aufrichtiger Liebe verknüpft waren, nun auch das äußere gemeinsamer Sprößlinge fehlte.

Zur Apanage wurde dem jungen Paare vom König das Amt Ruppin bestimmt. Da dem Kronprinzen hier besonders das Schloß Rheinsberg gefiel, so billigte der Vater dessen Ankauf und schenkte zu demselben 50000 Thaler (1734). Indeß dauerte der Umbau noch zwei volle Jahre, sodaß Rheinsberg erst im August 1736 von seinen neuen Besitzern bezogen werden konnte.

Inzwischen war Friedrich ein lebhafter Wunsch erfüllt worden. Nach Ausbruch des polnischen Erbfolgekrieges zwischen Oesterreich und Rußland auf der einen, den bourbonischen Höfen

Digitized by Google

auf der andern Seite durfte er im Sommer 1734 das preußische Contingent zu dem Reichsheere begleiten, mit dem Prinz Eugen den Rhein gegen die Franzosen schützte. Allein hier waren wenig Lorbern zu verdienen. Der Prinz, altersschwach und von Krankheiten geplagt, an der Spitze eines bunt zusammengewürfelten und dem Gegner an Zahl nicht gleichen Heeres, hielt sich ängstlich auf der Defensive. Wenigstens sah Friedrich hier ein Bild des Krieges und hörte zum ersten mal Kugeln um sich pfeifen: er wußte dabei das keinem Neuling ersparte physische Unbehagen zu bemeistern und kühlen Muthes weiter zu reiten. Mit einer liebenswürdigen, der Jugend so selten eigenen Bescheidenheit verzichtete er auf jede Kritik der beiden greisen, einst mit Ruhm bedeckten Befehlshaber — die Franzosen befehligte der Marschall Berwick — rühmte sie beide und „suchte nur in seinem kleinen Bereiche zu lernen, was ihm für sein militärisches Handwerk dienlich werden konnte". Im Grunde war da freilich wenig zu profitiren; und so untersagte ihm der König im nächsten Jahre mit Recht, wieder zum Heere zu gehen, da es für einen Kronprinzen von Preußen nicht „gloriös" sei, der gezwungenen Unthätigkeit der Reichsarmee beizuwohnen. Um aber zu beweisen, daß das Verbot keineswegs Ausfluß der Unzufriedenheit mit dem Prinzen sei, umarmte ihn Friedrich Wilhelm nach der großen Revue auf dem tempelhofer Felde vor den Truppen (Juni 1735) und ernannte ihn zum Generalmajor. Nicht minder wußte Friedrich sich auf administrativem Gebiet die volle Zufriedenheit des Vaters zu erwerben. Auf einer Reise nach Ostpreußen im Spätsommer und Herbst 1735 bewies er eine solche Einsicht in die Geschäfte, eine solche Menschenkenntniß und einen so großen Eifer, daß der sonst harte König mit seinem Lobe nicht kargte und durchgehends nach den Vorschlägen des Sohnes verfügte. War das noch derselbe Friedrich, der wenige Jahre vorher nur als Petitmaitre und flacher Schöngeist lebte? Unter vielen Ungerechtigkeiten und übertriebenen Mishandlungen hatte denn doch Friedrich Wilhelm aus dem Thronerben einen wahren König gebildet, hatte das gediegene Gold von den Schlacken befreit, die es für immer

Digitized by Google

zu bedecken und werthlos zu machen gedroht. Man kann sagen, die Lehrjahre Friedrich's waren nunmehr beendet, und in glücklicher Selbstausbildung konnte er den Zeitraum verleben, der ihn noch von der höchsten Würde und deren verantwortlichen Pflichten trennte.

In behaglichster Weise richtete er sich in dem neu ausgebauten Schlosse zu Rheinsberg ein, das nach dem Geschmacke jener Zeit aufs heiterste geschmückt war. Von den Zimmerdecken schauten Pesne's mythologisch-allegorische Fresken herab, in all der raffinirten Manierirtheit der Epoche gemalt. Große Spiegel in goldgeschnitzten Rahmen bedeckten die Wände, durch Stucksäulen voneinander getrennt. Concert- und Gesellschaftsräume waren reichlich neben Wohn-, Bibliotheks- und Arbeitszimmern vorhanden. Des Kronprinzen liebenswürdige Grazie belebte die frohe Geselligkeit des kleinen Hofes. Die vier Jahre in Rheinsberg sind die einzige Periode, in der Friedrich ein gemeinsames Leben mit seiner Gattin geführt hat. In Neuruppin hatte er sein Junggesellenwesen fortgesetzt, während seine Gemahlin in Berlin und Schönhausen wohnte: aber in Rheinsberg wollte der Kronprinz Damen um sich sehen, und das war, wie es scheint, der Grund, weshalb er Elisabeth zu sich beschied. Bisweilen erschienen auch König und Königin in Rheinsberg; allein gewöhnlich bestand der kleine Hof daselbst, alles in allem, nur aus 15 Personen. Dazu kamen dann noch einige Gäste, sodaß man meist zu 22—24 Gedecken speiste. Es ist gewiß, daß Friedrich und seine Gattin in Rheinsberg nicht allein äußerlich in bestem Einvernehmen standen, sondern auch daß die Prinzessin, trotz einiger Ausbrüche der Heftigkeit seitens ihres Gemahls, demselben in wahrer und selbst anbetender Liebe zugethan war. Sie lebte damals mit ihm in ehelicher Intimität, und man durfte sogar von ihrem Einflusse auf ihn sprechen. War er abwesend, so schrieb er ihr regelmäßig, nicht ohne sie zu versichern, daß er „ihr ganz angehöre", oder „daß er mit vieler Ungeduld den Augenblick erwarte, sie wieder zu umarmen". Sie nahm in jugendlicher Heiterkeit an all den kleinen Freuden Rheinsbergs, den Tänzen, Aufführungen,

Digitized by Google

Ausflügen lebhaften Antheil. Besonders waren, wie selbstverständlich bei Friedrich's musikalischen Neigungen, Concerte in hohem Ansehen. Funfzehn Musiker standen in des Kronprinzen Solde, darunter sieben Geiger; unter ihnen waren hervorragende Künstler, wie die Brüder Graun und die Brüder Benda. Daneben war auch eine gewisse Anzahl von Lakaien musikalisch ausgebildet und konnte bei größern Orchesterwerken aushelfen. Friedrich nahm oft mit seiner geliebten Flöte an diesen Aufführungen Antheil.

Bei den Theaterstücken spielte der Baron de la Motte-Fouqué die Hauptrolle, der Sohn eines protestantischen Réfugié, ein tapferer Offizier von feiner Bildung, der während der Leidenszeit des Kronprinzen in Küstrin sich sehr um denselben verdient gemacht hatte. Er wirkte auf der Liebhaberbühne von Rheinsberg mit mehr Eifer als schauspielerischen Fähigkeiten mit. Wichtiger war Fouqué's Antheil an dem Orden, den Friedrich dort unter dem Namen Bayard's stiftete. Der „Bayardorden" war nicht nur eine Spielerei romantischer und müßiger Köpfe, sondern hatte, nach der Absicht seines Begründers, den sehr reellen Zweck der Beförderung militärischer Wissenschaft und kriegerischer Tüchtigkeit. Man sieht, auf welches Ziel des Kronprinzen Sinn bereits vorzüglich gerichtet war. Mit rühmlicher Bescheidenheit verzichtete er übrigens auf die Würde des Großmeisters, die auf den erfahrenen Fouqué übertragen wurde. Das Emblem des Ordens waren Schwert und Lorberzweig, mit dem Motto des edeln Ritters „Ohne Furcht und Tadel". Die Zahl der Ritter betrug nur 12, und führten sie als solche eigene Namen, wie Friedrich selbst „der Beharrliche", Fouqué „der Keusche", der Herzog von Bevern „der Ritter mit dem Goldenen Köcher". Uebrigens nahm der Bayardorden nicht mit dem rheinsberger Aufenthalt ein Ende, sondern lebte noch bis in den Siebenjährigen Krieg fort.

Ein anderes Mitglied des rheinsberger Kreises war Georg Wenzel von Knobelsdorff, der, als ihn schwankende Gesundheit zum Abschied aus dem Heere gezwungen, sich den Künsten gewidmet und besonders zum Architekten ausgebildet hatte. Er

Digitized by Google

wurde, gleichfalls schon seit der küstriner Zeit, Friedrich's künstlerischer Rathgeber und Baumeister. Als solcher war er der erste Repräsentant jener classischen Schule, die in dem griechischen Baustil ausschließlich das Heil suchte und denselben in das rauhe Klima und unter den düstern Himmel der Kurmark verpflanzte, zu denen er doch herzlich wenig paßt. Friedrich's gesunder Verstand und seine Vorliebe für französisches Wesen konnten sich denn auch auf die Länge mit Knobelsdorff's antiken Neigungen wenig vertragen.

Des Kronprinzen persönlicher Liebling war ohne Zweifel der Kurländer Kayserlingk, in allen körperlichen Uebungen nicht minder gewandt als in jeder formellen Bildung. Dadurch hatte er sich frühzeitig Friedrich empfohlen, wenn ihm auch gründlicheres Wissen und höherer Geistesflug gänzlich abgingen. Er war übrigens dem Prinzen, zu dessen Gesellschafter ihn 1729 der König bestimmt hatte, mit Enthusiasmus ergeben und dadurch der Freundschaft desselben nicht unwerth. Ebenso innig fast war das Band, das Friedrich mit Jordan verknüpfte, dem frühern französisch-reformirten Prediger in Prenzlau, der sich ihm durch eine „Literarische Reise durch Frankreich, England und Holland" empfohlen hatte. Seine geistvolle und kenntnißreiche Unterhaltung wurde dem Fürsten unentbehrlich, und ein Band innigster Freundschaft verknüpfte den Gelehrten mit dem jungen königlichen Genie.

Ganz anderer Art als Jordan war der Franzose Chasot, ein eleganter Lebemann, tapfer bis zur Tollkühnheit, aber abenteuerlich, händelsüchtig und allezeit verliebt. „Er war der Matador meiner Jugend", pflegte Friedrich von ihm zu sagen.

Vergebens würde man unter den Gefährten des Kronprinzen in Rheinsberg einen Mann von hervorragenden Fähigkeiten suchen. Das einzige wirklich glänzende Mitglied dieses Kreises war Friedrich selber. Seine Abneigung gegen deutsche Gelehrte, die Eifersucht seines Vaters und die Dürftigkeit seiner eigenen pecuniären Mittel erklären den Umstand, daß er keine bedeutende Persönlichkeit nach Rheinsberg zu ziehen vermochte.

In seinen finanziellen Nöthen wendete der Kronprinz sich

Digitized by Google

an einen fremden Diplomaten, der längst sein persönlicher Freund geworden war, an Suhm, den frühern sächsischen Gesandten in Berlin, mit dem er philosophische Fragen zu erörtern und zumal Wolf's Metaphysik durchzugehen gewohnt gewesen war. Jetzt, wo Suhm nach Petersburg versetzt worden, handelte es sich um viel materiellere Gegenstände. Suhm mußte ihm bei dem Günstlinge der russischen Kaiserin Anna, dem Herzoge Biron von Kurland, wiederholte Anleihen vermitteln. Es versteht sich, daß diese Correspondenz in einer Art Zifferschrift verfaßt war, um die Gefahr der Entdeckung zu mindern. Man schrieb von Büchern, Zobelpelzen, gelehrten Abhandlungen, algebraischen Problemen — alles dies bedeutete: Geld! Zu so unwürdigen Mitteln mußte ein Friedrich seine Zuflucht nehmen, um sich für seinen bescheidenen Hofhalt die nothwendigsten Subsistenzmittel zu verschaffen! Soll man es nicht doppelt bewundern, daß, nach diesem langjährigen Kampfe mit dem Geize eines harten Vaters, Friedrich später, als er über Millionen gebot, durch das Pflichtgefühl seinem Staate gegenüber zu weisester persönlicher Sparsamkeit angehalten wurde?

Das Verhältniß zwischen dem König und seinem Erben, wenn es auch äußerlich angemessen erschien, besserte sich doch in Wahrheit keineswegs im Anfang der rheinsberger Epoche. Es war jetzt kaum Friedrichs Schuld, wenn die Dinge sich so verhielten. „Wollte doch mein Vater", rief er aus, „mich nur meinen Neigungen entsprechend leben lassen, so gäbe ich meinen Arm darum, sein Dasein um zwanzig Jahre zu verlängern." Aber Friedrich Wilhelm sah mehr und mehr in dem genialen Sohn den überlegenen und, wie er sich wohl sagen mußte, von aller Welt sehnlich erwarteten Nachfolger. Immer wieder warf er ihm Freigeisterei und Atheismus vor, so regelmäßig derselbe auch das Abendmahl nahm; sogar den Briefwechsel mit Voltaire tadelte er mit Schärfe. „Des Königs Stimmung", schreibt Friedrich im Januar 1739, „ist eine so bittere und sein Haß gegen mich thut sich in so mannichfacher Gestalt dar, daß, wäre ich nicht der ich bin, ich längst meinen Abschied erbeten haben würde. Ich wollte lieber anderswo mein Brot erbetteln, als von den

Digitized by Google

Kränkungen leben, die ich hier herunterschlucken muß. Des Königs Beharrlichkeit, mich in der Oeffentlichkeit und privatim schlecht zu machen, ist keine Sache, die man sich ins Ohr flüstert, sondern sie ist das Stadtgespräch; jedermann ist dessen Zeuge, und jeder redet davon."

Der beste Trost in diesen mannichfachen Leiden war für den jungen Fürsten das Studium und literarische Arbeit. „Der Bericht über die letzten vier Monate", schreibt er im December 1737, „würde nicht sehr interessant sein. Sie würden auf jeder Seite einen Mann finden, dessen Nase in den Büchern steckt, und der dann das Buch beiseitelegt, um die Feder zu ergreifen." Und einige Wochen später: „Ich bin gründlicher in meine Bücher vergraben als je zuvor. Ich suche die Zeit nachzuholen, die ich in meiner Jugend so gedankenlos fortwarf, und lege mit aller Kraft eine Sammlung von Kenntnissen und Wahrheiten an." Eine ausgewählte, wenn auch nicht umfangreiche Bibliothek, in dem schönsten aussichtsreichsten Zimmer des Schlosses aufgestellt, war des Prinzen liebste Beschäftigung.

Wirklich hat Friedrich in der rheinsberger Muße durch das Studium der Philosophie, durch seinen brieflichen Verkehr mit Voltaire und durch die Lektüre der Alten — in französischer Uebersetzung — die Grundlage seiner Welt- und Lebensanschauung gewonnen, der er dann stets treu geblieben ist. Hier hat er sich, gleichfrei von idealistischer Schwärmerei und dem Halbdunkel der Mystik, mit einem gesunden und kräftigen Realismus erfüllt, der doch über Banalität und Flachheit weit erhaben war. Größe, Wahrheit und Selbstbeschränkung wurden im Handeln und Denken die Richtschnur seines Geistes, Klarheit und Stetigkeit dessen hervorragendste Eigenschaften. Aus diesen ging auch Friedrich's bedeutendste Schrift der rheinsberger Jahre hervor, der „Anti-Machiavell". An sich hat freilich das Werk geringen Werth; der Prinz versucht es nicht einmal, den großen Florentiner aus seiner Zeit heraus zu begreifen, noch dessen eigentliche Ziele und Lebensbedingungen zu erforschen. Aber die Bedeutung dieser Jugendarbeit liegt anderswo: sie ist nicht sowol eine Streitschrift gegen Machiavell,

Digitized by Google

als gegen den falsch verstandenen Macchiavellismus, gegen die in jener Epoche so landläufige Ansicht, den Staat als das persönliche Besitzthum des Fürsten, die Unterthanen als dessen rechtlose Sklaven zu betrachten, jedes Mittel recht zu finden, das der Eitelkeit, dem Ehrgeiz, der Habsucht oder Wollust des Fürsten dient. Einem solchen Despoten gegenüber preist er vielmehr die constitutionell beschränkte Monarchie und selbst die Republik. Das Königthum ist ihm nur aus dem Bedürfniß der Menschen nach einem starken Schutze von Recht und Gesetz und einer Ausgleichung der widerstreitenden Privat- und Standesinteressen hervorgegangen. Der Fürst soll der Vertheidiger, der gerechte Richter, der weise Förderer seiner Unterthanen sein: in diesem Sinne hat der große König getreulich während seines ganzen Lebens das Programm ausgeführt, das er in dem „Anti-Macchiavell" aufgestellt.

Ueberhaupt war Friedrich weit entfernt, in dem behaglichen literarisch-epikuräischen Leben Rheinsbergs völlig aufzugehen. Vielmehr interessirte er sich auf das eingehendste für die Politik. Zwar dem auf seine Herrschergewalt eifersüchtigen Vater gegenüber durfte er davon nichts verspüren lassen; Mittheilungen der Minister über wichtige politische Verhandlungen hat er wol ohne jede Bemerkung wieder zurückgeschickt. Aber er war doch besser unterrichtet, als er sich den Anschein gab: Grumbkow erstreckte seine heimliche Correspondenz mit dem Kronprinzen auch auf die äußern Angelegenheiten des Staates. Er war tief bekümmert über das schwächliche und ungeschickte Verfahren des Vaters. „Ich bin erschreckt", schreibt er im Januar 1737 dem General, „eine gewisse Lethargie auf unserer Seite zu sehen zu einer Zeit, wo man von der Furcht vor unsern Waffen längst zurückgekommen ist, wo man die Keckheit so weit treibt, uns zu verachten." Er gab Rathschläge, welche große politische Einsicht und zugleich kühne Entschlossenheit verriethen, die aber wenig befolgt wurden. Wie richtig erkannte er die Lage, den Charakter seines Vaters und seinen eigenen, wenn er im November 1737 bemerkte: „Es scheint, daß der Himmel den König dazu bestimmt hat, alle Vorbereitungen zu treffen,

Digitized by Google

welche Weisheit und Klugheit erfordern, ehe man einen Krieg beginnt. Wer weiß, ob die Vorsehung mich nicht dazu aufbewahrt, einen ruhmvollen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen, sie zur Ausführung der Pläne anzuwenden, für welche die Vorsicht des Königs sie bestimmt hat?" Könnte heute, nach 150 Jahren, ein Historiker diese beiden Regierungen besser und schärfer charakterisiren, als es damals der fünfundzwanzigjährige Friedrich mit prophetischem Geiste that? Endlich beschloß er, auch seinerseits thätig einzugreifen, aber nur als Schriftsteller, indem er in England anonym „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der politischen Organisation Europas" drucken lassen wollte, welche, gegen die Anmaßungen Frankreichs gerichtet, die Seemächte zur kräftigen Abwehr gegen dasselbe auffordern; denn damals unterstützte Frankreich den wiener Hof in dessen verrätherischen und vertragswidrigen Bemühungen, Preußen die längstversprochene Erbschaft des Herzogthums Berg zu entreißen. Die Flugschrift wurde nicht gedruckt, da im Frühjahr 1738 der französische Principalminister, Cardinal Fleury, in Voraussicht eines Krieges mit England sich Preußen näherte. Indeß zu einem Ergebniß führten auch die Unterhandlungen mit Frankreich nicht, weil dieses Preußen nicht mächtig am Niederrhein sehen wollte. Die Ueberzeugung, daß man in den bergischen Ansprüchen sowol Frankreich als auch Oesterreich wider sich haben werde, hat dann später Friedrich veranlaßt, jene ganz aufzugeben und sich dafür eine Entschädigung in Schlesien zu suchen, wo die französischen Interessen den preußischen nicht feindlich gegenüberstanden.

Allein man würde irren, wenn man glaubte, daß der Drang nach schöpferischer Thätigkeit und das Gefühl des Besserkönnens Friedrich dazu verleitet hätten, den Tod des kränkelnden Vaters herbeizuwünschen. Vielmehr trat in dessen letzten beiden Lebensjahren endlich ein innigeres und aufrichtigeres Verhältniß zwischen ihnen ein. Friedrich Wilhelm erkannte täglich deutlicher die großen Gaben des Sohnes, und gab, von Krankheit gebeugt, viel von seinem frühern Starrsinn auf, studirte auf

Digitized by Google

seines Sohnes Veranlassung selbst die Schriften des Philosophen Wolf, den er sechzehn Jahre früher als Atheisten bei Strafe des Stranges aus Halle vertrieben hatte. Friedrich dagegen überzeugte sich auf seiner Reise von den Wohlthaten, die der vielfach verkannte Herrscher dem Lande so reichlich hatte angedeihen lassen. In einem Briefe an Voltaire vom 27. Juli 1739 schildert er in begeisterten Worten die Verdienste des Vaters um Ostpreußen und schließt: „In der hochherzigen Mühewaltung, mit welcher der König diese Wüste wieder bewohnt, fruchtbar und glücklich gemacht hat, finde ich so viel Heroisches, daß ich dachte, Sie müßten dasselbe Gefühl haben, wenn Sie die nähern Umstände dieses Wiederbelebungswerkes kennen lernten." Damals, bei größerer Reife des Gemüths, erfüllte er sich mit jener wohlthuenden Hochachtung für den Vater, die ihm die schöne Schilderung desselben in seiner „Brandenburgischen Geschichte" einflößte und die ihn über seinen eigenen Streit mit dem Vater mit den Worten weggehen ließ: „Um der Tugenden eines solchen Vaters willen muß man Nachsicht haben mit den Verirrungen der Kinder."

Nach langer qualvoller Krankheit starb Friedrich Wilhelm I. am Nachmittag des 31. Mai 1740, muthig, standhaft, ernst und spartanisch, wie er gelebt. In seinen letzten Tagen hatte er den ältesten Sohn beständig um sich gehabt: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden", hatte er da ausgerufen, „da ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe." So klang das Verhältniß zwischen dem Vater und dem Erben, nach traurigen Störungen, doch rein und versöhnlich aus! Nicht gering ist dabei das Verdienst Friedrich's, rühmenswerth die klare Selbsterkenntniß, mit der er später stets den Nutzen einer männlichen und strengen Erziehung gerühmt hat.

Tief ergriffen war er von dem Hinscheiden des Vaters: aber doch trat er sofort als König auf. Wie sein ganzes weiteres Leben hindurch, so hat er auch in jenen ernsten Augenblicken das persönliche Empfinden seinen hohen Pflichten zum Opfer gebracht. Schon zu lange war er mit seinem Herrscherprogramm im

Digitized by Google

Reinen, als daß er nur eine Stunde Zögern oder Bedenklichkeit gezeigt hätte. Ein frischer, schneidiger Geist durchweht sofort Hof und Regierung. Als ihn, da er noch in Thränen über den Tod des Vaters war, Fürst Leopold von Dessau mit der unschicklichen Bitte anging, er möge ihm die Autorität belassen, die ihm der Verstorbene gegönnt, antwortete Friedrich nicht ohne Schärfe: er werde ihn und seine Söhne in ihren Würden belassen; aber von Autorität könne nicht die Rede sein. „Nachdem ich König geworden bin, denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten und der einzige zu sein, der Autorität besitzt." Den rheinsberger Freunden, die sich hoffnungsfroh um ihn drängten, sagte er: „Die Possen haben ein Ende", und brachte sie in guten, aber bescheidenen Stellungen unter, die ihren Fähigkeiten entsprachen. Der liebenswürdige Gesellschafter hatte dem Fürsten Platz gemacht. Wie ernst und treffend war seine Anrede an die Generale: die Truppen müßten nicht allein schön sein, sondern auch gut und brauchbar; und dann müßten die Herren selbst unbedingt die Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth abstellen, die gegen einige von ihnen vorlägen. Noch schöner ist das Programm, das er den Ministern entwickelte und dem er während seiner fast funfzigjährigen Regentenlaufbahn stets treu geblieben ist: bisher habe man wol zwischen den Interessen des Königs und des Landes einen Unterschied gemacht und dann die erstern mehr beachtet. „Ich aber denke, daß das Interesse des Landes auch mein eigenes ist, daß ich kein Interesse haben kann, welches nicht zugleich das des Landes wäre. Sollten sich beide nicht miteinander vertragen, so soll der Vortheil des Landes den Vorzug haben." Mit welcher Entschiedenheit brach hier der junge Herrscher mit allen Ueberlieferungen des königlichen Absolutismus und stellte der lästerlichen Vergötterung des Fürstenthums, wie sie seit Ludwig XIV. im Schwange gewesen, den Beruf des Monarchen als ersten Dieners des Staates entgegen! Es war das eine förmliche Revolution in den staatsrechtlichen Anschauungen. Unter dieser Devise sind die Hohenzollern zu dem geworden, was sie nun sind.

Digitized by Google

Und die Aussprüche Friedrich's blieben nicht leere Worte, sie setzten sich sofort in Thaten um.

Den Markgrafen von Schwedt schützte nicht seine Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, Leopold von Dessau nicht seine reichsfürstliche Würde und sein früheres Verdienst vor strengem Tadel wegen Mishandlung von Offizieren und Soldaten. Die schlimmsten Gewaltthaten bei der Werbung wurden abgestellt, den Regimentern überhaupt eingeschärft, in Zukunft den Mannschaften gegenüber „die gewohnten Brutalitäten" zu unterlassen.

Aehnlich schaffte in der Civilverwaltung Friedrich einige der drückendsten Härten sofort ab und nahm besonders das Interesse der Unterthanen gegenüber dem Fiscus wahr. Im großen und ganzen mußte freilich das Regierungssystem bleiben, wie es war: denn was sollte aus dem kleinen und armen Preußen werden, wenn man mehr auf die Bequemlichkeit der Einzelnen als auf das Interesse und die Größe des Staats sah?

Allein wo der Vortheil des Ganzen nicht Schaden litt, sollten Milde und Aufklärung an Stelle der bornirten Härte treten, mit der bisher zumal die niedern Stände behandelt worden waren. Schon am dritten Tage seiner Regierung schaffte Friedrich, der Meinung der überwiegenden Mehrzahl der Juristen zuwider, die Folter ab und gab damit dem ganzen europäischen Festlande ein glänzendes Beispiel, das erst sehr allmählich von andern Staaten nachgeahmt worden ist. Diese eine That würde genügen, Friedrich's Namen mit unvergänglichem Ruhme zu umkleiden. Noch an demselben Tage verfügte er die Aufhebung aller nicht in der Bibel begründeten Eheverbote — allerdings weniger aus humaner Rücksicht, als um die Gründung von Familien und die Vermehrung der Bevölkerung zu befördern.

Wie die Aufhebung der Folter gegen die juristische, die Freigebung der Ehen gegen die theologische Beschränktheit gerichtet war, so stellte Friedrich sich auch kühn über das engherzige confessionelle Wesen der Zeit. Wenn der religiöse Gegensatz aus den Beziehungen der Staaten zueinander bereits

Digitized by Google

gewichen war, im Innern derselben herrschten Unduldsamkeit und Verfolgung gegen alle diejenigen, die außerhalb der officiellen Kirche standen, nur allzu sehr vor. Auch hier sprach der König das erlösende Wort: „Die Religionen Müsen alle tollerirt werden, den hier mus ein jeder nach Seiner Faßon Selich werden." Friedrich ist es, der mit diesem goldenen Satze eine neue Zeit eingeweiht und herbeigeführt hat. Und dieser duldsame Fürst war trotz seines persönlichen Skepticismus kein Feind der Religion. Er hat tüchtige, pflichteifrige Geistliche stets geschätzt nnd befördert. „Man muß", sagt er selber 1752, „das Volk hinreichend achten, um ihm nicht in seinem Gottesdienst Aergerniß zu geben." Aber der Staat als solcher sollte keinen confessionellen Charakter tragen; man kann sagen, daß Friedrich zuerst den modernen Staat verwirklicht hat, der weiß, daß sein Reich nur von dieser Welt ist und sich nicht auf die himmlische erstrecken darf.

Nicht minder trat diese andere Weise, die Aufgaben des Staats zu beurtheilen, in der Schöpfung eines Ministeriums für Handel und Gewerbe hervor, wie sie Friedrich schon vier Wochen nach seiner Thronbesteigung durch Gründung eines fünften Departements des Generaldirectoriums vollzog. Damit wurde die Förderung industrieller und commerzieller Thätigkeit geradezu als eine der Hauptaufgaben des Staats bezeichnet.

Bisher hatte in Preußen der Unterthan zu gehorchen und zu schweigen; er war nur ein passives Glied des Staates gewesen. Friedrich aber wollte die Bürger zur geistigen Theilnahme an den öffentlichen Vorgängen erziehen. Er veranlaßte die Gründung einer französischen und einer deutschen Zeitung in Berlin, zu denen er anfangs wol selbst einige Beiträge lieferte. Der junge König fürchtete offenbar das Licht der Oeffentlichkeit keineswegs. In jeder Einzelheit offenbart sich eine freiere, schwungvollere, kühnere Richtung, als sie bisher im preußischen Staatswesen obgewaltet.

Das trat am deutlichsten in der auswärtigen Politik hervor. Aber so sehr auch dieselbe und die schöpferische Thätigkeit im Innern Friedrich's Aufmerksamkeit fesselten: er behielt doch immer

Digitized by Google

noch Zeit für die Pflege der Freundschaft und der Musen. Große künstlerische Pläne lebten in seinem Geiste: ein neues Opernhaus sollte gebaut werden, eine Akademie der Künste, eine Akademie der Wissenschaften, und noch manches andere. Voltaire sollte französische Schauspieler schicken, der Gesandte in Paris Tänzerinnen; Graun reiste nach Italien, um Musiker zu engagiren, Knobelsdorff nach Paris, um den dortigen Baustil zu studiren und Architekten anzuwerben. Dabei mußte Suhm versuchen, den berühmten Mathematiker Euler für Berlin zu gewinnen. Friedrich's kleiner Hofhalt in Charlottenburg erinnerte in vielem an den frühern in Rheinsberg: doch war er zum Theil anders zusammengesetzt. Zunächst hatte er sich ganz von seiner Gemahlin getrennt, nachdem der Zwang des väterlichen Willens aufgehört. Intriguen der eigenen Familie sollen ihn der Gattin vollends entfremdet haben. Er gründete ihr einen verhältnißmäßig glänzenden Hofstaat und veranlaßte die „große Welt" Berlins, sich um sie als ihr Haupt zu scharen; er hat ihr stets die größte Achtung und Ehrerbietung gezeigt; aber er sah sie nur selten, bei feierlichen Gelegenheiten, wo es sich eben nicht umgehen ließ. Er zog es vor, sich mit geistreichen, witzigen, freidenkenden Männern zu umgeben, wie er selber war: dem scharfsinnigen Bibliophilen Jordan, den er zum Curator der preußischen Universitäten ernannt und dem er treue Freundschaft bis zum Tode bewahrt hat; dem jungen glänzenden Kayserlingk, den er Cäsarion zu nennen pflegte; dem encyklopädisch gelehrten, fein und scharf denkenden Italiener Algarotti. Seinen Erzieher Duhan de Jandun rief er aus der Verbannung nach Berlin zurück. Mit diesen verkehrte er auf dem Fuße der Gleichheit, heiter, scherzend, sarkastisch: sie durften ihm seinen scharfen Witz mit gleicher Münze zurückzahlen. Zumal Jordan war ein wirklicher Freund, wie ihn ein Herrscher wol selten zu gewinnen und zu dulden verstanden hat: er durfte dem Könige offen die Wahrheit sagen. Friedrich — und auch das ist sehr bezeichnend — hatte ihn sogar beauftragt, ihm alle gegen ihn selbst gerichteten Spottschriften zu übersenden. Aber Einfluß auf die Staatsangelegen-

Digitized by Google

heiten, ja auch nur persönliche Beförderung durften diese Männer nicht verlangen. Während des ganzen Tages arbeitete er angestrengt — und das war der Hauptunterschied von der rheinsberger Zeit; der Abend war der Erholung und meist einem Concert gewidmet, an dem der König sich oft mit seiner Flöte betheiligte. Ein einfaches, fast bürgerliches Leben: die Hofleute nannten ihn den Abt, sich selbst die Klosterbrüder.

Was nun Friedrich am dringendsten und eingehendsten beschäftigte, waren zweifellos die äußern Verhältnisse. Da war am meisten wieder gut zu machen. Friedrich Wilhelm I. hatte stets gerüstet, verhandelt, gelegentlich gedroht und seine schönen Truppen mobilisirt: aber im Augenblick der Entscheidung hatte ihm stets der moralische Muth versagt. So war Preußen Schritt für Schritt zurückgedrängt worden. Seine gerechten Ansprüche auf Ostfriesland, auf das jülich-bergische Erbe waren misachtet und verworfen, dem neidischen sächsischen Nachbar war Polen übergeben worden. Der Kaiser, für den es sich aufgeopfert, hatte es mit dem schwärzesten Undank gelohnt, es förmlich mishandelt. Diese Dinge hatten dem Vater das Herz gebrochen: der Sohn war von Beginn an entschlossen, Preußen eine andere Stellung zu verschaffen, aus dem „Könige der Grenzlinien" Leiter einer wirklichen, in sich abgeschlossenen Macht zu werden, vor allem an dem Hause Oesterreich für das schnöde und verächtliche Verfahren gegen den preußischen Staat Rache zu nehmen. Dem jugendlichen Ehrgeiz und Selbstbewußtsein erschien diese große Aufgabe freilich um vieles leichter durchzuführen, als sie es in Wirklichkeit war; er machte sich kaum eine richtige Vorstellung von den erhaltenden Kräften einer großen und Jahrhunderte bestehenden Monarchie, wie die österreichische, von der Zähigkeit, mit der sich das europäische Staatensystem dem Aufkommen einer neuen Macht entgegensetzen mußte. Zunächst athmete er nur Zuversicht, Unternehmungsgeist. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war eine Vermehrung seines Heeres um 10000 Mann, wofür ihm die Auflösung des kostspieligen Regiments der „langen Kerle" die Mittel gab. Der

Digitized by Google

Fürstbischof von Lüttich, der es gewagt, die aus der oranischen Erbschaft Preußen zugefallene Herrschaft Herstall an der Maas für sich in Besitz zu nehmen, wurde durch einrückende preußische Grenadiere genöthigt, sie mit 200000 Thalern dem Könige abzukaufen. Aber das war doch nur eine Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung; seine hauptsächliche Absicht war, bei dem in nächster Zeit erwarteten Tode des Kaisers Karl VI. von den unsichern staatsrechtlichen Verhältnissen Oesterreichs Nutzen zu ziehen und die österreichische Provinz Schlesien in Besitz zu nehmen.

Friedrich war nicht so aller rechtlichen Ansprüche dabei entblößt, wie man es wol hat behaupten wollen. Es ist unzweifelhaft, daß, in Gemäßheit alter Erbverträge, die schlesischen Herzogthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf seit einem Jahrhundert an Brandenburg hätten fallen müssen. Oesterreich hatte selbst diese Sachlage anerkannt, indem es 1686 den Großen Kurfürsten zur Entschädigung den schwiebuser Kreis abgetreten; allein zugleich hatte es in völlig verwerflicher und staatsrechtlich ungültiger Weise sich vom Kurprinzen Friedrich, dem nachmaligen König Friedrich I., dessen Zurückgabe versprechen lassen und dieselbe später auch von ihm mit Androhung von Waffengewalt durchgesetzt. Durch dieses ebenso listige wie brutale Verfahren hatte es offenbar die preußischen Ansprüche auf die vier Herzogthümer wiederhergestellt. Friedrich II. wäre also vollkommen befugt gewesen, diese Forderung bei günstiger Gelegenheit wieder zu erheben. Allein es darf nicht verschwiegen werden, daß er sich damit nicht begnügte: er wollte, wie er selbst seinen Ministern sagte, „die günstige Lage seiner Angelegenheiten benutzen, um sich des ganzen Schlesien zu bemächtigen" — wenn für die Oeffentlichkeit auch nur von den vier Herzogthümern die Rede war. Friedrich war überzeugt davon und wünschte zugleich, daß Oesterreich seine berechtigten Forderungen verwerfen und ihm dadurch Anlaß geben würde, über dieselben hinauszugehen. Und wo blieb das Recht, da Friedrich beabsichtigte, zuerst, vor Eintritt des Winters, mit den Waffen zuzugreifen und dann während der übeln Jahreszeit

Digitized by Google

zu unterhandeln? Eine bessere Begründung für den Krieg gegen Oesterreich fand Friedrich II. jedenfalls in dem Neid und der Misgunst, die jenes seit einem Jahrhundert Brandenburg bewiesen hatte, und zwar niemals so stark und so schmählich wie gegenüber seinem treuen, dem Kaiser so ergebenen Vater. Hatte nicht Friedrich Wilhelm selbst seinem Sohne gesagt: Oesterreichs Verrath sei die vornehmste Ursache seines Todes, und ausdrücklich dem Nachfolger die Rache übertragen? Noch in der herstaller Angelegenheit hatte Karl VI., obwol durch den unglücklichen Ausgang seines Türkenkrieges gedemüthigt und sich am Rande des Grabes fühlend, die empörendste Parteilichkeit gegen Preußen zur Schau getragen. Kann man es da einem jungen, ehrgeizigen, von der hohen Aufgabe seines Staats ganz erfüllten Fürsten verargen, wenn er sich rüstete, gegen dieses feindselige Reich seinen Vortheil wahrzunehmen? Große Bedenklichkeiten in politischer Beziehung hatte er nicht. „Ich gebe Euch ein Problem zu lösen", schrieb er an seinen Staatsminister von Podewils; „wenn man obenauf ist, soll man daraus Nutzen ziehen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und allem bereit. Wenn ich das nicht benutze, so habe ich ein Gut in Händen, das ich nicht zu verwenden weiß; benutze ich es aber, so wird man meine Geschicklichkeit preisen."

Das entscheidende Ereigniß ließ nicht lange auf sich warten: am 20. October 1740 starb Karl VI., der letzte männliche Sproß der Habsburger. Freilich hatte seine Pragmatische Sanction die Nachfolge in allen seinen Ländern seiner Tochter Maria Theresia zugesichert; allein es war vorauszusehen, daß von den verschiedensten Seiten her Ansprüche an Theile des Reiches erhoben werden würden. Dabei waren die österreichischen Finanzen durch den verlustvollen Türkenkrieg nicht weniger zerrüttet als das Heer, das kaum mehr 30000 Mann zählte, und dessen Inferiorität dem preußischen gegenüber Friedrich schon längst am Rhein kennen gelernt hatte.

Sofort beschloß der König, thätig einzugreifen. „Alles ist vorgesehen, alles bereit gestellt", schreibt er Algarotti; „es

Digitized by Google

handelt sich mithin nur darum, Vorsätze auszuführen, die ich seit lange im Kopfe herumgewälzt."

Diese Vorsätze bestanden ganz einfach darin: erst Schlesien in Besitz zu nehmen, dann zu unterhandeln, um es ganz oder doch zum größten Theile zu behaupten. Dem Minister von Podewils freilich und dem Feldmarschall von Schwerin, die er sofort darüber zu Rathe zog, schien das allzu kühn, für die Existenz eines kleinen, rings von überlegenen Nachbarn umgebenen Staats wie Preußen sogar gefährlich. Sie hatten darin nicht unrecht, wie der zweite Schlesische und der Siebenjährige Krieg gezeigt haben. Aber Friedrich setzte sich über diese Bedenklichkeiten hinweg mit der kecken Zuversicht der Jugend und, sagen wir es, mit der berechtigten Kühnheit des Genies. Er behandelte seine Minister mit der vollen Ueberlegenheit seiner Stellung und seines Geistes. „Wenn die Minister von Unterhandlungen sprechen, sind sie geschickte Leute; aber wenn sie vom Kriege reden, so gleichen sie einem Irokesen, der die Astronomie vortrüge." Er beharrte auf seinem Entschlusse, der ihm allein Erfolg zu versprechen schien. Uebrigens war er nicht so unbesonnen tollkühn, wie es wol scheinen möchte. Er hat sich selbst über die Gründe, die ihn ermuthigten, mehrfach ausgesprochen. Trat England, wie wahrscheinlich, auf Seite Oesterreichs, so mußte Frankreich sich naturgemäß Preußen anschließen; überdies war Friedrich mit dem französischen Premierminister, Cardinal Fleury, in freundschaftlichem Briefwechsel; dieser hatte ihm angedeutet, Preußen könne mit dem Allerchristlichsten Könige in Gemeinschaft recht gute Geschäfte machen, wenn es nur auf die jülich-bergische Erbschaft verzichte. Nach dem ersten Siege würden Baiern und Sachsen ihre Erbansprüche auf die österreichischen Lande erheben. Dazu kam der Tod der preußenfeindlichen Kaiserin Anna von Rußland, deren Krone auf den Großfürsten Iwan, einen Neffen der Königin und damit auch des Königs von Preußen, überging. So faßte er kühn seinen Entschluß. „Unsere Rechtsansprüche", schrieb er am 7. November 1740 an Podewils, „sind Sache der Minister und zumal

Digitized by Google

die Euere; es ist Zeit, daran im geheimen zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben."

Aber er wollte der Entschlossenheit die List beigesellen: völlig unvorbereitet sollte der Gegner überrascht werden. Moralische Bedenklichkeiten kannte Friedrich in der Politik nicht; und wer hätte sie damals wol gekannt? Es ist lächerlich, dem König einen Vorwurf daraus zu machen, daß er mit denselben Waffen kämpfte, deren sich jeder Staatsmann zu jener Zeit bediente. Er hat nur ein Unrecht begangen: er sprach in jugendlichem Uebermuth frei und unumwunden aus, was andere mit schönen Phrasen zu umkleiden und zu verbergen liebten. Man mußte die Rüstungen erklären. „Bindet den Berlinern auf", befiehlt er Podewils, „ich hätte Nachricht erhalten, daß der Pfalzgraf — der Inhaber von Jülich-Berg — Ohnmachten habe und man für sein Leben fürchte. Ich bitte Euch, spielt gut meinen Charlatan, nehmt den besten Theriak und guten Flitter, um Euere Pillen zu vergolden." Er ließ demgemäß der berliner Garnison einen vorgeblichen Befehl zugehen, sich nach Halberstadt, also nach Westen hin, auf den Marsch zu begeben. In Wahrheit wurden die Regimenter, sobald sie in Kriegsbereitschaft waren, sämmtlich nach Süden, nach Schlesien, in Bewegung gesetzt.

Inzwischen ließ Friedrich seine Diplomatie arbeiten. In Wien suchte er die übeln Absichten Sachsens und Frankreichs zu erweisen, um damit die Nothwendigkeit darzuthun, daß Oesterreich selbst mit Opfern die preußische Freundschaft erkaufe. In England gab er vor, er wolle die Oesterreicher zwingen, von dem französischen Bündniß abzulassen, sich den Protestanten und den Seemächten in die Arme zu werfen. Den Holländern versicherte er, er werde die Ruhe Europas und die Sicherheit der Staatspapiere nicht stören. Im Reiche ließ er von seinen patriotischen Absichten sprechen, die Freiheit Deutschlands und Europas vor den Gefahren einer österreichisch-französischen Allianz zu retten. Nach München und Dresden schickte er Gesandte, um unter der Hand die Kurfürsten von Baiern und Sachsen zur Geltendmachung ihrer

Digitized by Google

Erbansprüche und zum Angriffe auf Oesterreich zu bewegen, indem er ihnen seine Unterstützung in Aussicht stellte.

Allein nach und nach wurden doch die wahren Absichten Friedrich's bekannt. Sie begegneten zunächst allgemeiner Missbilligung: man bezeichnete das Unternehmen als einen Raubangriff, dessen Folgen übrigens auf den Urheber zurückfallen und das den Untergang des preußischen Staats herbeiführen würde. Die eigenen Minister und Generale des Königs urtheilten nicht anders, ebenso das Publikum in Preußen und zumal in Berlin. Man tadelte diesen neuen Karl XII., dessen blinde Tollkühnheit den Ruin des Landes bewirken werde: seine Soldaten würden desertiren, des Vaters Schatz bald erschöpft sein. Fleury nannte ihn einen Prahler, Ludwig XV. bezeichnete ihn als Narren. Der Fürst von Dessau ging so weit, directe Vorstellungen an den König zu richten. Friedrich ließ sich das alles wenig kümmern. Dem „Alten Dessauer" antwortete er mit einer scharfen Lection: er solle sich um nichts „inquietiren", es sei nichts vergessen noch versäumt, und werde er „schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen". So freilich war Friedrich Wilhelm I. nicht mit dem alten Kriegshelden, mit dem Reichsfürsten umgesprungen! Der König war voll Muth und Zuversicht. An die Offiziere der berliner Garnison hielt er vor deren Abmarsch eine feurige begeisternde Anrede. Er traute seinem Stern, seinem Talent. Als ihn Leopold von Dessau ersuchte, doch bei den bevorstehenden gefahrvollen Unternehmungen wenigstens seine eigene bewährte Erfahrung nicht unbeachtet zu lassen, erwiderte Friedrich voll Anerkennung und Freundlichkeit, daß er Ihre Durchlaucht „in importanten Gelegenheiten nicht negligiren werde; allein diese Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König in Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde".

Am 13. December, unmittelbar vor einem Maskenballe, reiste der König zu seinem Heere ab, das, 22000 Mann stark, am 16. December die schlesische Grenze passirte. „Ich habe den Rubikon überschritten", meldete er sofort Podewils, „mit

Digitized by Google

wehenden Fahnen und schlagenden Trommeln. Meine Soldaten sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeizes und unsere Generale hungerig nach Ruhm. Alles wird nach Wunsch gehen, und ich habe Ursache, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen vorherzusagen. Ein Instinct verkündet mir Glück und Gelingen: ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes, dem ich entsprossen, und der tapfern Soldaten, die zu befehligen ich die Ehre habe, würdig gezeigt zu haben!" „Ich bin", rief er aus, „ein fröhlicher Feldherr an der Spitze fröhlicher Truppen."

Dieses frische Selbstvertrauen Friedrich's wurde zunächst durch die Umstände völlig gerechtfertigt. Die kleine preußische Armee fand in der That wenig Widerstand. Nur 7000 Oesterreicher standen in Schlesien; nur die drei Festungen Glogau, Brieg und Neisse waren im Stande, sich zu vertheidigen. Die Protestanten, welche in Niederschlesien die Mehrheit der Bevölkerung ausmachten, waren glücklich, der kleinlichen religiösen Unterdrückung durch die kaiserlichen Beamten zu entgehen, und leisteten den Preußen allen Vorschub. Die Einwohnerschaft von Breslau nöthigte den Magistrat, sich unter Wahrung der weitgehenden politischen und militärischen Rechte der Stadt dem Preußenkönige zu unterwerfen. Die Katholiken wurden durch die Versicherung vollständiger Religionsfreiheit beruhigt. Die strenge Mannszucht der preußischen Soldaten fiel angenehm auf im Vergleich mit dem zuchtlosen Treiben der Kroaten und Ungarn im kaiserlichen Heere. Bis Ende Januar 1741 war ganz Schlesien unterworfen, mit Ausnahme jener drei von den Preußen blokirten Festungen. Das Schwierige war aber nicht die Eroberung, sondern die Behauptung.

Einen großen Eindruck brachte dieser mühelose Gewinn zunächst in Europa nicht hervor. Wie es Friedrich vorhergesehen, wies Oesterreich jeden Vertrag mit Preußen um den Preis einer Abtretung schlesischen Gebiets schroff zurück. Nicht mit Unrecht meinte die junge „Königin von Ungarn und Böhmen": gewähre man einem Prätendenten seine Forderung, so werde man dadurch lediglich die andern zur Erhebung ihrer Ansprüche

Digitized by Google

ermuthigen. Am wenigsten aber wollte man diesem ketzerischen „Könige der Vandalen" weichen, den man gründlichst verachten zu können meinte. Der Cardinal Fleury in Frankreich zeigte sich Preußen günstig, allein ohne sich bestimmt zu erklären. Dagegen verbündeten Kursachsen und England sich mit Oesterreich. Glücklicherweise war England durch seinen Krieg mit Spanien völlig in Anspruch genommen, und Sachsen war ungerüstet. Die Beobachtungsarmee, die Friedrich in einer Stärke von 30000 Mann unter dem Befehle des „Alten Dessauer" an die sächsische Grenze postirte, war mehr als hinreichend, dieses Land im Zaume zu halten.

Friedrich sah denn auch voll Zutrauen in die Zukunft. Er dachte gar nicht daran, Allianzen zu suchen; er glaubte vielmehr in der Lage zu sein, daß man sich um die seine bemühen müsse. „Ihr seid zu dringlich", bemerkte er damals Podewils, „und werdet bei jeder Vorstellung, die man Euch macht, ängstlich. Handelt doch kühner und werft Euch nicht den andern an den Kopf. Wir wollen sie an uns kommen lassen und sie inzwischen möglichst ausnutzen." Welche bewundernswerthe Kühnheit von seiten eines Fürsten, der einstweilen, ohne noch eine feindliche Festung erobert zu haben, ganz allein den gemeinschaftlichen Angriffen Oesterreichs, Sachsens, Englands ausgesetzt war! Freilich suchte er letzteres Land noch zu sich herüberzuziehen, indem er dem König Georg II. von der bedrückten Lage der Protestanten in Schlesien sprach, die in ihm den einzigen Retter sähen, und nachdrücklich auf die Gemeinsamkeit der Religion hinwies. Dieselbe war eben für Friedrich gelegentlich ein wichtiger politischer Factor. Uebrigens unterließ er nicht, dem Engländer mit einer großen preußisch-bourbonischen Allianz zu drohen. Er erreichte mit diesen Künsten wirklich, daß England nichts Entschiedenes gegen ihn unternahm und sich vielmehr eifrig abmühte, den Frieden zwischen ihm und Oesterreich wiederherzustellen. Friedrich war seinerseits ganz aufrichtig in dem Wunsche, ein Bündniß mit den Seemächten abzuschließen, das er einer französischen Allianz bei weitem vorzog; wie er denn auch, durch Vermittelung Rußlands, Oesterreich

Digitized by Google

Frieden und selbst Unterstützung anbot, wenn es ihm Niederschlesien belasse. Solange ihm diese Hoffnung noch winkte, behandelte er die Freundschaftsanerbietungen, die ihm die französische Regierung durch ihren berliner Gesandten, den Marquis Valory, machen ließ, rein dilatorisch. Schon jetzt liebte er nicht den Krieg um des Krieges willen, schon jetzt schweifte sein Blick nicht in ungemessene Weiten. Er wünschte Frieden in Deutschland und Erhaltung Oesterreichs, wenn dieses ihm in Niederschlesien eine Entschädigung für die Dienste gewährte, die Preußen den Habsburgern geleistet, und für die Verluste und Kränkungen, welche diese Preußen zugefügt hatten.

Allein die wiener Regierung wollte einstweilen von Frieden und Zugeständnissen nichts hören. Bis zum März 1741 brachte sie ein Heer von etwa 25000 Mann zusammen, an dessen Spitze der Feldmarschall Graf Neipperg in Schlesien einrückte. Er konnte freilich Glogau nicht mehr retten, das der Erbprinz von Dessau mit stürmender Hand nahm. Allein er entsetzte Neisse und erschien, da die preußischen Quartiere allzu weitläufig angelegt waren, plötzlich inmitten von Friedrich's Heer. Ein energischer Feldherr hätte das letztere getheilt aufreiben und vernichten können: Neipperg aber zögerte so lange, bis Friedrich seine zerstreuten Corps aus dem obern glücklich nach dem mittlern Schlesien zusammengebracht hatte und bei Mollwitz, 10. April 1741, seinerseits den Feind überraschend angreifen konnte. Die preußische Cavalerie wurde von der österreichischen beim ersten Ansturm geworfen; der König selbst wurde von seinen fliehenden Reitern vom Schlachtfelde mit fortgerissen. Allein an der unerschütterlichen Festigkeit des preußischen Fußvolks und an seinem furchtbaren Feuer scheiterten alle Attaken der braven österreichischen Reiter: und als dasselbe dann, von Feldmarschall Schwerin geführt, auf die neu ausgehobene feindliche Infanterie losging, suchte diese ihr Heil in schleuniger Flucht. Freilich war der preußische Verlust ein ungeheuerer: von dem ersten Bataillon Garde, das mit 800 Mann in die Schlacht gerückt, waren am Abend nur 180 Dienstfähige übrig; und doch hatte es keinen Schritt zurückgethan! Mit dem königlichen Freimuthe,

Digitized by Google

der Friedrich auszeichnet, gesteht er in seinen „Denkwürdigkeiten" ein, daß er mit Neipperg um die Wette Fehler begangen, daß nur die Tapferkeit und Mannszucht seiner Soldaten die Schlacht entschieden habe.

Dieselbe war an sich wenig bedeutend. Nur kleine Heere hatten sich gegenübergestanden. Der Verlust der Oesterreicher war kaum größer als der preußische. Aber wichtig waren die Folgen. Zunächst kapitulirte Brieg, sodaß nur Neisse sich noch in der Gewalt der Oesterreicher befand. Das Urtheil des Publikums über Friedrich's Unternehmen, über Preußens Bedeutung schlug plötzlich ganz und gar um — etwa wie in der Neuzeit nach der Schlacht bei Königgrätz. Gerechtfertigt war nachträglich das Militärsystem Friedrich Wilhelm's I. Es hatte sich gezeigt, daß er die preußische Infanterie nicht nur zu guten Paradesoldaten, sondern auch zu gewandten und unerschütterlichen Kriegern ausgebildet hatte. Man hatte den Feldzug Friedrich's als eine Tollkühnheit, als ein Verbrechen gegen den eigenen Staat verurtheilt: jetzt pries man ihn als heroisch, als höchst aussichtsreich. Alle Gegner des Hauses Habsburg-Lothringen fühlten sich ermuthigt, den Spuren des Preußenkönigs zu folgen und über das geschlagene, gedemüthigte Oesterreich, das man nun zu jedem Widerstande unfähig glaubte, herzufallen — ein Ergebniß, das Friedrich freilich kaum gewünscht.

Nicht nur Frankreich, auch Spanien entschied sich den Kampf zu beginnen, der ihm neue Erwerbungen in Italien versprach. Am 28. Mai 1741 schlossen König Philipp V. von Spanien und Kurfürst Karl Albert von Baiern zu Nymphenburg ein Bündniß, welches dem Baiern die römische Kaiserkrone sowie von den habsburgischen Erblanden Oberösterreich, Böhmen, Tirol und den Breisgau zu verschaffen verhieß. Später trat auch Kursachsen, durch die Aussicht auf Oberschlesien und Mähren geködert, von Oesterreich zu den Verbündeten über. Schweden wurde durch französische Subsidien in den Stand gesetzt, Rußland anzugreifen, wenn dieses sich für Oesterreich erklären sollte.

Digitized by Google

Inzwischen waren in dem Lager Friedrich's bei Strehlen, in dem die Gesandten ganz Europas sich versammelt hatten, auch Valory und der Marschall Belleisle erschienen, um den König endlich zu einer förmlichen Allianz mit Frankreich zu bestimmen. Solange wie irgend möglich suchte Friedrich sich derselben zu entziehen, lieber mit England und dadurch auch mit Oesterreich abzuschließen. Unter allen erdenkbaren Vorwänden, wie sie die nie verlegene Einbildungskraft des Königs lieferte, hatte er die Reise der Franzosen verzögert. „Man muß Mittel finden", schreibt er Ende April Podewils vor, „Herrn von Belleisle höchlichst zu schmeicheln und ihm die größte Lust zum Abschluß zu zeigen, und doch zugleich diesen Act zu verschieben, bis zum Augenblick, wo wir unsere Flöten mit den Engländern gestimmt haben." Er war bereit, Hannover das Bisthum Hildesheim und mehrere mecklenburgische Aemter zu verschaffen, wenn die Engländer ihm Niederschlesien mit Breslau von Oesterreich auswirkten. Aber als er erleben mußte, daß der König von England eine sehr kriegerische Thronrede gegen alle Widersacher Oesterreichs verlas, daß dessen Gesandten überall zum Kampfe gegen Preußen hetzten — erkannte er sofort, daß England ihn nur von einem Vertrage mit Frankreich abhalten, sonst aber im Stiche lassen wollte. Nun war sein Entschluß gefaßt. „Ich", schrieb er Podewils, „der ich mich schämte, von einem Italiener mich hintergehen zu lassen, würde aus meiner Haut fahren, wenn ich zum Spielzeuge eines hannoverschen Kerls geworden wäre." Er riß den noch immer widerstrebenden Podewils mit fort: am 5. Juni 1741 mußte derselbe, im tiefsten Geheimniß, zu Breslau mit Valory abschließen. Für die Garantie Niederschlesiens mit Breslau durch den französischen König verzichtet Preußen auf die jülich-bergische Erbschaft. Beide Mächte verpflichten sich, dem Kurfürsten von Baiern zur Kaiserwahl zu verhelfen, Frankreich, demselben ein Heer zur Unterstützung zu senden. Der Weltkrieg war eröffnet, den Friedrich hatte vermeiden wollen.

Den Franzosen betheuerte er nun seine aufrichtige Freundschaft und Ergebenheit. „Ich bin besserer Franzose als Sie

Digitized by Google

selbst", schrieb er sowol dem Cardinal Fleury als dem Marschall Belleisle. Aber zugleich hielt er das Bündniß sorgfältig vor den Engländern verborgen; er ließ vielmehr den König Georg II. in verbindlichsten Ausdrücken seiner Zuneigung versichern, „auf daß Uns alle Mal die Gelegenheit offen bleibe, wenn es die Umstände dereinsten erfordern möchten, mit demselben wieder zu renuiren". Offen und gerade war eine solche Politik gewiß nicht: aber keiner von den andern Mitspielenden meinte es aufrichtiger oder wandte bessere Mittel an. Und wenigstens war das Verfahren Friedrich's ebenso geschickt, wie seine Absichten richtig. Er wollte verhüten, daß die Franzosen ganz Deutschland zerstückelten, beherrschten, durch Auflösung der österreichischen Monarchie das letzte Gegengewicht gegen ihre Allgewalt auf dem Continent zerstörten, ihre Verbündeten ausbeuteten und zu Sklaven von Versailles machten. Darum wollte er sich die Möglichkeit offen lassen, zu rechter Zeit von dem französischen System wieder abzuschwenken.

Uebrigens hat er von Beginn an die Franzosen gewarnt und ihnen deutlich gesagt, daß sie nur so lange auf ihn zählen könnten, als sie selbst alle Bedingungen des breslauer Vertrages getreulich erfüllten. Insofern haben neuere französische Schriftsteller Friedrich sehr ungerechterweise angegriffen. „Glauben Sie nicht", schreibt er schon vierzehn Tage nach Abschluß des Vertrages an Valory, „daß ich unter andern Voraussetzungen Verbündeter Ihres Königs bin, und rechnen Sie auf mich nicht mehr, als wie Sie selbst Ihre Verpflichtungen erfüllen. Melden Sie das dem Cardinal (Fleury) und Herrn von Belleisle; denn wenn man in Frankreich daran denkt, mich zu hintergehen, so täuscht man sich." Als Frankreich die Schweden nicht gegen die Russen losließ, als es selbst mit seinen Truppensendungen nach Deutschland zögerte, drohte Friedrich offen mit seinem Rücktritt vom Vertrage: ein langer Krieg könne ihm nicht zusagen. Selbst die Wahl des Kurfürsten Karl Albert zum Kaiser wollte er nicht betreiben, ehe die Baiern und Franzosen, gemäß den Allianzbedingungen, im Felde stünden. „Wenn der Cardinal keine Lust hat, Krieg zu

Digitized by Google

führen, so muß er auf mein Bündniß verzichten." Man sieht, Friedrich hat die Franzosen vom ersten Moment an über seine Absichten und seine Bedingungen nicht in Zweifel gelassen und ihnen dieselben offener auseinandergesetzt, als das sonst damals gebräuchlich war. Wirklich hielt er sich den ganzen Sommer hindurch ruhig: das Einzige, was er unternahm, war, österreichischen Zettelungen in Breslau gegenüber, die Besetzung dieser Stadt mit preußischen Truppen, womit ihre Neutralität und exceptionelle Stellung von selbst aufhörte.

Nun aber geschah dem Drängen Friedrich's Genüge: seine neuen Verbündeten setzten sich in Bewegung. Der bairische Kurfürst drang in Oberösterreich ein, wo alle Klassen der Bevölkerung sich ihm bereitwillig unterwarfen: so unbeliebt waren die Habsburger in den Kernlanden ihrer Monarchie. Zwei französische Heere zogen in Deutschland ein, das eine den Baiern zu Hülfe, das andere gegen Hannover. Aber wie erstaunte Friedrich, als die Franco-Baiern, anstatt, wie er es dringend angerathen hatte, direct auf Wien zu ziehen und dort den Frieden zu erzwingen, sich nördlich nach Böhmen wandten. So hatte der Entschluß des Marschalls Belleisle gelautet. „Wenn wir Wien haben", antworteten die Franzosen den Preußen auf deren Klagen, „braucht uns der Kurfürst nicht mehr, und das wäre durchaus gegen unsere Rechnung."

Sollte Friedrich es wirklich dazu kommen lassen? Sollten die Franzosen in Deutschland als Herren schalten, einen deutschen Fürsten gegen den andern ausspielen, um sie alle in der Hand zu haben? Dazu wollte er nicht behülflich sein. Die Engländer, von der auf Hannover andringenden französischen Armee erschreckt, bestürmten ihn nun aufrichtig mit der Bitte um Frieden; selbst Maria Theresia, die schon die Feinde vor Wien zu sehen fürchtete, war bereit zur augenblicklichen Nachgiebigkeit, freilich mit dem Hintergedanken, nur einstweilen der übrigen Feinde sich zu erwehren und dann, wenn die Lage sich wieder günstiger gestaltet haben werde, mit dem Ketzerkönig abzurechnen. Friedrich kannte diese trügerischen Absichten des wiener Hofes wohl, ging aber nichtsdestoweniger auf dessen ihm

Digitized by Google

durch die englische Diplomatie übermittelte Anerbietungen ein. Er war auf das höchste darüber aufgebracht, daß die Franzosen so durchaus eigennützig handelten und zumal nichts thaten, um ihm, der die ganze Last des Krieges bisher getragen, durch eine kräftige Diversion zu Hülfe zu kommen — was er ihnen auch keineswegs verhehlte. Er wollte ihnen die gesammte österreichische Macht auf den Hals schicken, um sie gefügiger zu stimmen. Zugleich wünschte er die letzte und stärkste schlesische Festung, Neisse, ohne Mühe in Besitz zu nehmen. Er war also zu einem Waffenstillstande bereit, aber nur unter der Bedingung, daß dessen Gültigkeit von seiner gänzlichen Geheimhaltung abhänge: in der sichern Voraussicht, daß Oesterreich, um seine Gegner zu schrecken und mistrauisch zu machen, den Vertrag bald veröffentlichen und ihm dadurch die Freiheit der Action zurückgeben werde. Beide Parteien suchten einander zu betrügen: nur daß Friedrich der bei weitem gewandtere und glücklichere war, auf den deshalb ganz vorzüglich die moralische Verdammung der Nachwelt gefallen ist. Nun ist zuzugeben, wie Friedrich das in seinem „Politischen Testament" selbst ausspricht — daß er das Verhältniß der Staaten zueinander als einen fortwährenden Kriegszustand betrachtete, in dem jede List erlaubt sei. Fremde Leidenschaften und Laster müsse man klug berechnen und richtig ausnützen. Das that er auch hier. Er behielt das Spiel völlig in Händen. Am 9. October 1741 verabredete er unter dieser Bedingung mit Neipperg zu Klein-Schnellendorf einen Waffenstillstand, der in tiefstem Geheimniß ganz Niederschlesien mit Neisse, das nur zum Schein belagert werden solle, an Preußen abtrat. Dafür konnte Neipperg mit seinem schlesischen Heere gegen die Franzosen und Baiern ziehen.

Die Uebereinkunft von Klein-Schnellendorf darf um so weniger als eine Monstrosität betrachtet werden, als schon vierzehn Tage vorher die Franzosen, ohne und selbst gegen Friedrich's Willen, mit dem Könige von England einen Neutralitätsvertrag geschlossen hatten. Freilich machte sich Friedrich bei dem englischen Monarchen ein Verdienst daraus, als sei

Digitized by Google

dieses Ereigniß hauptsächlich seinen eigenen Bemühungen zu danken gewesen. Wenigstens wußte er die Waffe diplomatischer List mit virtuoser Kunst zu handhaben, und hielt dabei jene Verabredung so geheim, daß selbst sein Minister Podewils nichts davon erfuhr.

Maria Theresia wurde durch dieselbe gerettet. Hatten doch Franzosen, Baiern und Sachsen schon Prag eingenommen, wo 400 Landstände im December 1741 Karl Albert als König von Böhmen jubelnd begrüßten. Im Januar 1742 wurde er auch in Frankfurt einstimmig zum römischen Kaiser erwählt. Aber schon war sein Glück im Sinken. Dank der Unthätigkeit Friedrich's konnte Maria Theresia ihre ganze Macht, die allmählich durch die ungarische Insurrection bedeutend verstärkt wurde, gegen die Bavaro-Franzosen richten. Während ihr Schwager den Marschall Belleisle in die Mauern Prags zurückwarf, nahm der schneidige Khevenhiller mit einem zweiten österreichischen Heere Oberösterreich wieder und drang dann mit seinen wilden Grenzern und Panduren unter greulichen Verwüstungen in das unglückliche Baiern ein, das den kurzen Kaisertraum seines Fürsten schwer zu büßen hatte.

Diese Erfolge der Oesterreicher schienen denn doch Friedrich II. allzu entscheidend zu sein, als daß sie ihn nicht selbst und seine Errungenschaften bedroht hätten. Es war längst geschehen, was er vorausgesehen: der österreichische Hof, in dem Glauben, durch seine scheinbare Nachgiebigkeit den preußischen König gänzlich gewonnen zu haben, hatte, um seine Gegner zu entmuthigen, die Uebereinkunft von Klein-Schnellendorf nach allen Seiten hin veröffentlicht. Die Franzosen zeigten sich über dieselbe äußerst entrüstet, während Baiern die dringendsten Hülferufe an den König richtete. Dieser war entschlossen, Oesterreich, dessen Uebelwollen durch seine Indiscretion von neuem so klar erwiesen wurde, nicht übermächtig werden zu lassen. Er war froh, daß die Oesterreicher ihm den Vorwand zum Wiederergreifen der Waffen gegeben hatten. Mit gutem Fug und Recht konnte er die Behauptung, er habe einen „Vertrag" mit der Königin von Ungarn abgeschlossen, dementiren — denn ein förmlicher Ver-

Digitized by Google

trag war die mündliche Uebereinkunft von Klein-Schnellendorf nicht gewesen — und begann dann mitten im Winter, in den letzten Tagen des Jahres 1741, die Operationen wieder. Grafschaft und Festung Glatz wurden Anfang Januar 1742 erobert. Dann brach Friedrich in Mähren ein, dessen zweite Hauptstadt Olmütz — damals noch nicht zu einer furchtbaren Festung umgeschaffen — er ohne Widerstand besetzte. Sachsen, durch das Versprechen Mährens und Oberschlesiens gewonnen, sandte ihm ein Truppencorps zu Hülfe. Allein die Sachsen erwiesen sich als sehr lässige Verbündete, und König August III., der damals die Zeit für geeignet hielt, einen großen Diamanten für 400000 Dukaten anzukaufen, that absolut nichts für die Armee. In Böhmen war zu Friedrich's großem Kummer der immerhin tüchtige und kriegerische Belleisle als französischer Commandirender durch den völlig unfähigen und an Altersschwäche schwer leidenden Marschall Broglie ersetzt worden. „Um Gottes und um Ihres Ruhmes willen", hatte Friedrich sofort bei dieser Nachricht an Fleury geschrieben, „entledigen Sie uns von dem Marschall von Broglie und, zur Ehre der französischen Truppen, geben Sie uns den Marschall von Belleisle zurück." Dieses Postscriptum des Königs hat genügt, um in unserer Zeit den hochgeborenen Historiographen der Familie Broglie zum erbittertsten Feinde Friedrich's zu stempeln. Und doch hatte dieser vollkommen richtig gesehen. Broglie blieb unthätig in Prag sitzen. Da waren auch die Preußen genöthigt, die Belagerung von Brünn aufzuheben, ja Mähren ganz zu räumen und sich nach dem nordöstlichen Böhmen zurückzuziehen. Die Sachsen verließen hierauf das Heer vollständig. Die Last des Krieges war nunmehr von allen Verbündeten wieder einmal auf Friedrich abgewälzt.

Die Oesterreicher meinten, mit ihm ebenso leicht fertig werden zu können wie mit Broglie und Kaiser Karl VII. Der Prinz Karl von Lothringen rückte mit 40000 Mann in Böhmen ein, um den König aus diesem Lande zu vertreiben und dann durch die Einnahme Prags dessen Wiedereroberung für Oesterreich zu vollenden. Aber bei dem Dorfe Chotusitz, in der Nähe

Digitized by Google

von Czaslau, stellte sich ihm (17. Mai 1742) Friedrich entgegen. Diesmal befehligte er selbst. Die Oesterreicher schlugen sich mit größter Tapferkeit, bis ein furchtbarer artilleristischer Angriff des Königs auf die ungedeckte linke Flanke der Feinde den blutigen Kampf zu seinen Gunsten entschied. Die Preußen hatten 4000 Mann verloren, die Oesterreicher fast das Doppelte. Die Schlacht bei Chotusitz hat den Ruhm der preußischen Taktik und der Strategie Friedrich's recht eigentlich begründet. Sein Werk war es, wenn hier alle Waffen in vorzüglicher Weise ineinandergegriffen, neben dem Fußvolk nun auch Reiterei und Artillerie sich bewährt hatten. Er hatte die entscheidende Flankenbewegung angeordnet und geleitet. Mit Genugthuung meldete er seiner Mutter den Gewinn der Schlacht, die, unähnlich dem Ringen von Mollwitz, wirklich ein kunstvoll geregeltes Kampfspiel gewesen war.

Dem König war dieser Sieg überaus erwünscht: nicht weil er Aussicht auf neue Eroberungen, sondern weil er solche auf den Frieden eröffnete. Er war des Krieges herzlich überdrüssig. In den durchaus katholischen Ländern Böhmen und Mähren wollte er keine Landerwerbungen machen. Seine Bundesgenossen unterstützten ihn nicht im mindesten. Die Sachsen thaten gar nichts. Die Franzosen hielten sich in ihren böhmischen Festungen eingeschlossen, und der fast neunzigjährige Fleury unterhandelte in seiner Friedenssehnsucht, da die Dinge nicht den gewünschten Verlauf genommen, im geheimen mit den Oesterreichern. Preußens Geldmittel waren erschöpft. Auf der andern Seite war die englische Diplomatie unermüdlich bestrebt, Maria Theresia zu bewegen, daß sie ihren Frieden mit den Preußen mache und dadurch freie Hand gegen die übrigen Widersacher erhalte. Friedrich hatte schon vor der Schlacht ganz Schlesien, mit Ausnahme weniger Bezirke, sowie die Grafschaft Glatz gefordert. Damals hatte Maria-Theresia so viel nicht gewähren wollen; jetzt, nach der neuen Niederlage, ward sie gefügiger. Unter Vermittelung Lord Hyndford's wurde am 11. Juni 1742 zu Breslau der Friede zwischen Oesterreich und Preußen geschlossen, unter Garantie Englands. Ganz

Digitized by Google

Nieder- sowie Oberschlesien mit Ausnahme des Fürstenthums Teschen und des jenseit der Oppa gelegenen Theils der Fürstenthümer Troppau und Jägerndorf, sowie die Grafschaft Glatz wurden an Preußen abgetreten, das die katholische Religion in diesen Gebieten in ihrem bisherigen Stande aufrecht zu erhalten und zu schützen verhieß.

Kein Zweifel, daß dieser Friedensschluß von seiten des preußischen Königs ein förmlicher Bruch der eingegangenen Verträge und eine Verletzung seiner Bundespflichten war. In der That erfuhr Friedrich von Frankreich und Baiern harten Tadel, den er nur mit Vorwürfen über ihre Lässigkeit oder über ihre eigenen friedlichen Tendenzen, die doch kaum über das Stadium von Wünschen hinausgekommen waren, beantworten konnte. Indeß er ließ sich all das wenig kümmern: unter dem allgemeinen Jubel des Volkes, das der Erfolg völlig von seiner frühern Opposition gegen des Königs kühne Unternehmungen zurückgebracht hatte, zog er als Triumphator in Berlin ein. Er hatte sein Land um ein Drittel seiner bisherigen Ausdehnung (641 Quadratmeilen), dessen Bevölkerung fast um die Hälfte — um $1^1/_2$ Millionen Seelen — seine Einkünfte um $3^1/_2$ Millionen Thaler jährlich vermehrt. Und mit diesem materiellen Gewinn ging Hand in Hand das ungeheuere moralische Ansehen, welches dieser Krieg Preußen verschafft hatte. Mit Einem Schlage war dasselbe aus der Reihe der Staaten zweiten Ranges unter die Großmächte Europas versetzt worden. „Der König von Preußen hält das Gleichgewicht des Erdtheils in seiner Hand", sagten übereinstimmend die französischen und englischen Staatsmänner.

Mit der ihm eigenen Schnelligkeit und Entschiedenheit ging er sofort an die für das Staatsganze nutzbare Organisirung der neuen Provinz. Wie in dem alten Preußen mußte auch hier die ständische Verfassung dem königlichen Absolutismus und Beamtenthum weichen — der „Conventus publicus" des Herzogthums Schlesien und die ständischen Verwaltungsorgane wurden unterdrückt. Gewiß war das im Grunde nicht nur für die bisher unerhört verzettelten landesherrlichen Einkünfte,

Digitized by Google

sondern auch für die Bevölkerung das Beste, da die bisherige Verfassung nur den Bevorrechteten zugute gekommen war. Sollte das Volk nicht die Veränderung mit Freuden aufnehmen, da die neue Regierung ohne Aufschub daran ging, die frühere nur zu Gunsten der Vornehmen angelegte, für die Unterthanen oft unerträglich drückende Grundsteuervertheilung durch ein anderes absolut gerechtes System zu ersetzen; da an Stelle der bisher in unentwirrbarem Durcheinander verwickelten Jurisdictionen eine einheitliche, systematische, genau abgegrenzte Gerichtsordnung trat? Friedrich's Absolutismus war ihm eben nie Selbstzweck, sondern nur Mittel für das Wohl und die Kraft des Ganzen und, soweit möglich, der Einzelnen; dafür traute er dem Souverän mehr Einsicht und vor allem mehr wahres Interesse zu als jedem andern Gliede des Staatskörpers. Der Adel wurde übrigens durch die Aussicht auf Stellungen im Heere und hohen Beamtenthume entschädigt und gewonnen. Um der Provinz ihre berechtigte Selbständigkeit zu wahren und zugleich für deren besondere Verhältnisse auch eine eigenthümliche Behandlung zu sichern, unterstellte Friedrich sie nicht dem Generaldirectorium, sondern einem eigenen Provinzialminister, der nur dem Könige unmittelbar Rechenschaft schuldig war.

Schwierig war in der neuen Provinz besonders die Regelung der kirchlichen Verhältnisse, zumal da der bisher unterdrückte, ja geknechtete und beraubte Protestantismus plötzlich zur herrschenden, der früher allein berechtigte Katholicismus zur Minderheitskirche geworden war. Außerdem banden die Bedingungen des Breslauer Friedens dem König die Hände. Nun ist nicht zu leugnen, daß die katholische Kirche in Schlesien trotzdem schwere Einbußen unter der neuen Regierung erlitt. Sie wurde ihrer Privilegien in Steuersachen und in der Jurisdiction, ihres Einflusses auf die Landesgeschäfte beraubt, ja Friedrich zeigte ihr Mistrauen und Abneigung, da er ihre Sympathien für und ihre geheimen Verbindungen mit Wien sehr wohl kannte. Allein im ganzen hat er es verstanden, in Schlesien eine Aufgabe zu lösen, die bis dahin sich überhaupt noch nie ein Fürst gestellt hatte, außer etwa Heinrich IV. in Frank-

Digitized by Google

reich: die Aufgabe, zwei vollkommen gleichberechtigten und auch an Umfang und Zahl der Bekenner fast gleichen Kirchen auf demselben Boden Raum zur Existenz nebeneinander zu schaffen. Dazu gehörte vor allem die Einrichtung der unter österreichischer Herrschaft nur noch in Trümmern bestehenden evangelischen Kirche, für welche Friedrich von seinem ersten Einmarsche in die Provinz mit einem Eifer sorgte, der die Behauptung, er sei ein Feind der Religion gewesen, auf das bündigste widerlegt. Die Grundlage der neuen Ordnung ward: volle Selbstständigkeit beider Theile, unter gleicher scharf durchgeführter landesherrlicher Bevormundung, und gegenseitige schonende Rücksicht. Dabei wurden, nach Friedrich's toleranter Weise, auch die kleinern bisher arg verfolgten Sekten, wie die Schwenkfelder und Herrnhuter, mit vollkommener Schonung behandelt.

Das Ergebniß von alledem war nicht nur Herstellung des religiösen Friedens in der Provinz und ein sich immer lebhafter gestaltender materieller Aufschwung derselben, sondern auch deren völlige Verschmelzung mit dem Ganzen des preußischen Staats. Einige misvergnügte Prälaten und Junker ausgenommen, haben die Schlesier sich schon nach wenigen Jahren als die treuesten und patriotischsten Unterthanen des Königs bewährt.

Friedrich erkannte klar, daß ihm mit dem Breslauer Frieden die neue Eroberung noch bei weitem nicht gesichert sei, daß er vielmehr um dieselbe noch einen neuen Kampf mit der Königin von Ungarn werde ausfechten müssen, deren Grimm über den Verlust der großen und schönen Provinz ihm keineswegs unbekannt war. Er arbeitete deshalb eifrigst an der Verstärkung von Preußens Streitkraft. Während er für sich von den schlesischen Einkünften nur 16—17000 Thaler jährlich beanspruchte, mit jener großartigen Uneigennützigkeit, die vielleicht die schönste Seite seines Regentencharakters ausmacht, bestimmte er den bei weitem größten Theil jener zur Vermehrung des Heeres. Dabei wurde auch rastlos an dessen innerer Hebung gearbeitet. Die Ausbildung der Offiziere wurde verbessert, die

Digitized by Google

Reiterei, die sich im ersten Schlesischen Kriege so schwach gezeigt hatte, durch eifriges Exerciren und Manövriren auf eine wesentlich höhere Stufe gebracht. An der Verstärkung der schlesischen Festungen arbeitete man mit großem Eifer. So nahm Friedrich's nie ruhender Geist aus den jüngsten Erfolgen nur Antrieb zu ununterbrochenem Weiterstreben.

Mit gespanntem Eifer beobachtete er die militärischen Vorgänge im übrigen Europa, die für Oesterreich sich immer günstiger gestalteten. Baiern fiel infolge der Unthätigkeit der Franzosen den Oesterreichern völlig in die Hände, sodaß der arme verrathene Kaiser Karl VII. sich als ein länderloser Flüchtling in das für neutral erklärte Frankfurt am Main zurückziehen mußte. Die Franzosen wurden bei Dettingen (Juni 1743) von Engländern, Hannoveranern, Holländern und Oesterreichern völlig geschlagen und dann über den Rhein zurückgetrieben. Karl von Lothringen drang im Frühjahr 1744 erobernd in den Elsaß ein und richtete seinen Blick schon auf das seiner Familie angestammte lothringer Land, während im Süden Oesterreicher und Sarden ganz Mittelitalien genommen hatten und bereits an die Eroberung des Königreichs Neapel gingen.

In steigender Sorge hatte Friedrich II. dieser schnellen Machtentwickelung Oesterreichs zugesehen. Eine Allianz mit letzterm gegen Frankreich, die ihm Georg II. vorschlug, war er doch zu gewissenhaft anzunehmen. Andererseits aber wußte er nur zu gut, daß Maria Theresia ihm nicht so bald den kriegerischen Angriff, die Entfesselung aller ihr feindlichen Elemente, die Wegnahme Schlesiens verzeihen könnte. Dazu kamen nun wirkliche Acte der Gegnerschaft von seiten der Nachbarmächte. König August III. von Polen und Sachsen, unzufrieden damit, daß seine Unthätigkeit ihm auch im Breslauer Frieden keinen Vortheil eingetragen hatte, beschloß, da es ihm gegen Oesterreich nicht geglückt war, es nun auf österreichischer Seite zu versuchen. Im December 1743 unterzeichnete Sachsen mit jenem und England zu Warschau einen Vertrag; zwar wurde er als ein „Vertheidigungsbündniß" bezeichnet: aber gegen

Digitized by Google

wen sollte die Vertheidigung gerichtet sein als gegen Preußen? Und dann, war noch von „Vertheidigung" die Rede, wenn die warschauer Uebereinkunft der Königin von Ungarn alle Länder garantirte, die ihr Vorgänger im Jahre 1739 besessen — also Schlesien mit einbegriffen? wenn sie Sachsen eine unmittelbare Verbindung mit Polen ohne Schaden Oesterreichs, d. h. also ein Stück Schlesien oder Neumark ausdrücklich versprach? Wirklich fiel dem König ein Brief Georg's II. in die Hände, in dem es hieß: „Madame, ce qui est bon à prendre, est bon à rendre." Nicht minder bezeichnend war, daß die österreichische Regierung die im Breslauer Frieden verheißene Zustimmung der böhmischen Stände zur Abtretung Schlesiens gar nicht einzuholen versuchte, wie denn auch österreichische Agenten unter den Schlesiern, namentlich den katholischen, Unzufriedenheit gegen den neuen Landesherrn zu erregen bemüht waren. Uebrigens war auch in dem Bündnißvertrage, den England und Oesterreich im September 1743 mit Sardinien geschlossen, von einer Garantie der österreichischen Länder auf der Grundlage des Utrechter Friedens, also mit Einschluß Schlesiens, die Rede: ein abermaliger Beweis, daß Maria Theresia die Abtretung dieser Provinz durchaus nicht für endgültig ansah. Und ebenso wenig theilte die englische Regierung, wie sie es für alle künftige Verträge versprochen hatte, die wormser Uebereinkunft dem preußischen Könige mit — was diesen selbstverständlich in der Ansicht bestärken mußte, daß man damit Uebles gegen ihn im Schilde führe.

Gegen den drohenden Angriff Oesterreichs meinte Friedrich auch seinerseits alle Mittel der Abwehr unbedenklich anwenden zu können. Um die dem Trunke und den ärgsten Ausschweifungen ergebene russische Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, das sie bis dahin begünstigt hatte, zu trennen, erfanden Preußen und Franzosen eine Verschwörung gegen dieselbe, an welcher der österreichische Gesandte theilgenommen haben sollte. Man sieht, mit wie scrupelloser List die Mächte den diplomatischen Kampf gegeneinander führten. Wirklich trat Elisabeth darauf zu Preußen in das freundschaftlichste Verhältniß. Friedrich durfte

Digitized by Google

für ihren Neffen und Thronfolger, Peter von Holstein, die Gemahlin aussuchen: seine Wahl fiel auf die Tochter des ihm ganz ergebenen Herzogs von Anhalt-Zerbst, Feldmarschalls in preußischen Diensten, Sophie — die spätere Katharina II. Dann kam Friedrich auch mit dem jetzt eng mit Rußland befreundeten Schweden in freundschaftliche und selbst verwandtschaftliche Beziehungen, indem der schwedische Thronerbe Adolf Friedrich von Holstein Ulrike, eine Schwester des preußischen Königs, heirathete.

Durch diese Veranstaltungen gesichert, konnte Friedrich II. der Zukunft ruhiger entgegensehen. Allein das genügte ihm nicht: er war nicht mehr der kecke, fast abenteuerliche Held, wie er drei Jahre früher auf Ruhm und Beute ausgezogen. Er war jetzt einer der berühmtesten, angesehensten und mächtigsten Herrscher, auf dem die Augen ganz Europas ruhten, der seine wichtige Stellung zu bewahren und zu vertheidigen hatte. Deshalb ging er mit einer Ueberlegung und Umsicht zu Wege, wie man sie früher nicht an ihm gekannt, und die sich mehr und mehr mit seiner natürlichen Lebhaftigkeit vereinigte. Er suchte seine Vorsichtsmaßregeln zu vervollständigen, indem er zum ersten mal die Idee eines gegen Oesterreich gerichteten deutschen Fürstenbundes unter preußischer Führung anregte. Indeß damit wollte es ihm nicht glücken, da Frankreich, in nicht ganz ungerechtfertigtem Mistrauen gegen den preußischen König, die von den betreffenden Fürsten geforderten Subsidien zu zahlen sich weigerte.

Dagegen machte Preußen eine anderweite wichtige Erwerbung. Schon längst — seit 1683 — war ihm vom Reiche die Erbfolge in Ostfriesland für den Fall des Aussterbens des dortigen Fürstenhauses verbürgt worden; der Kaiser hatte ihm seine eigene Anwartschaft auf dasselbe abgetreten. Unter Karl VI. hatte man Preußen darüber neue Schwierigkeiten bereitet: aber als im Frühjahr 1744 der letzte Fürst, Karl Edzard, starb, besetzten preußische Truppen mit großer Geschwindigkeit das ganze Fürstenthum, nahmen die Huldigung der Stände für den König an und überließen es den anderweitigen Bewerbern,

Digitized by Google

unter denen Georg II. von England-Hannover der vornehmste war, den langwierigen und zweifelhaften Weg der Reichsjustiz zu beschreiten. Uebrigens muß zum Ruhme Friedrich's und seiner Verwaltung gesagt werden, daß nach wenigen Jahren die Ostfriesen, ebenso wie die Schlesier, nicht minder gute Preußen waren als die Kurmärker oder Pommern. Der Justizminister Cocceji organisirte die Gerechtigkeitspflege derart einsichtig und angemessen, daß bei den sonst so zähen und conservativen Friesen die Reform den lebhaftesten Beifall fand. Durch schnelle Erledigung der Processe, durch Hintansetzung aller fiscalischen Gesichtspunkte erwarb sich die preußische Justiz allgemeine Zustimmung im Lande. In der Verwaltung wußte man geschickt die Schonung berechtigter Eigenthümlichkeiten mit den Anforderungen der Gleichmäßigkeit innerhalb eines großen Staatskörpers zu verbinden. Es ist wahrlich das höchste Lob für Friedrich und seine maßgebenden Diener, binnen kurzer Zeit so verschiedenartige und in sich bedeutsame Neuerwerbungen organisch und unauflöslich mit den alten Provinzen verknüpft und vereinigt zu haben. So scharf und gebieterisch auch diese preußische Administration war: ihre Redlichkeit, ihr Eifer und ihre Einsicht schafften ihr doch bald überall zahlreiche Freunde; und dann: sie wußte selbst dem letzten Krämer und Tagelöhner das Bewußtsein beizubringen, durch Anforderungen, aber auch durch Wohlthaten, daß er zu einem großen, mächtigen, wohlgeordneten Ganzen gehöre.

Die schnelle Sicherung des neuen Gewinnes war um so erwünschter, als inzwischen Preußen abermals nicht geringen Gefahren entgegenging.

Schon im Sommer 1743 hatte das französische Ministerium den genialen Freund des Königs, Voltaire, nach Berlin gesandt, um auf nichtofficiellem Wege jenen zum erneuten Anschluß an Frankreich zu bewegen. Friedrich zwar unterschied stets zwischen Freundschaft und Staatsgeschäften, und war keineswegs gewillt, sich einem so unzuverlässigen politischen Dilettanten, wie Voltaire war, anzuvertrauen. Indeß das warschauer Bündniß machte ihn doch sehr stutzig; und bald

Digitized by Google

mußte er hören, daß der Zweck der Alliirten sei, nach dem Ausdruck einer sächsischen Note, „dem König von Preußen auf den Leib zu gehen, solange er noch erschöpft sei, und Frankreich in Schach zu halten, bis man die Fürsten unschädlich gemacht, die sich dieser Krone verkauft". Er meinte nicht warten zu dürfen, bis Frankreich im eigenen Lande beschäftigt, der Kaiser zur Abdankung gezwungen und so den Oesterreichern, Sachsen und Hannoveranern der Weg nach Berlin geöffnet sei; sondern beschloß, seinen unversöhnlichen Feinden zuvorzukommen und im Bunde mit Frankreich noch einmal das Kriegsglück zu versuchen. Seine Minister riethen zwar dringend zum Frieden — und sie konnten gute Gründe der Staatsklugheit wie der Moral für ihre Meinung anführen — aber der König war fest entschlossen, Herr der Ereignisse zu bleiben. Die letztern sich über den Kopf wachsen zu lassen, das stolze Recht der Initiative zu verlieren, war seinem kühnen und klaren Geiste durchaus zuwider. So sandte er in tiefstem Geheimniß den Grafen von Rothenburg, einen litauischen Edelmann voll Geist und Leben, der früher in französischen Diensten gestanden hatte und den französischen Hof genau kannte, nach Paris. Sein Plan war übrigens, durchaus nicht als unterwürfiger Helfershelfer der Franzosen aufzutreten, sondern als getreuer Reichsstand dem bedrängten Kaiser Succurs zu bringen und, mit französischem Gelde, zu diesem Behufe einen unter preußischer Führung stehenden Bund von Reichsfürsten zu bilden. Auf diese Weise fand Preußen sowol den geeignetsten Vorwand für die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten als auch die Möglichkeit, neben Frankreich eine selbständige und führende Rolle zu spielen. Die Franzosen machten keinerlei Schwierigkeiten, da seit dem Tode des friedlich gesinnten Greises Fleury (1743) eine kriegerische Stimmung am versailler Hofe platzgegriffen hatte und man sich die Mitwirkung des preußischen Königs und der preußischen Armee um jeden Preis sichern wollte. Indem also Frankreich bedeutende Geldmittel zur Verfügung stellte, gelang es Friedrich, für das angeblich reichspatriotische Vorhaben wenigstens zwei Reichsstände zu gewinnen: Hessen-Kassel

Digitized by Google

und Kurpfalz. Mit diesen und dem armen machtlosen Kaiser schloß Friedrich am 22. Mai 1744 den sogenannten Unionsvertrag zu Frankfurt am Main, dem beizutreten übrigens sämmtliche Reichsstände eingeladen wurden. Er hatte zum Zweck, mit allen Mitteln das Haus Oesterreich zur Herstellung von Ruhe und Ordnung im Reiche und zur Restauration des Kaisers in seinen Ländern zu zwingen; sollte ein Krieg dazu nöthig werden, so würden dem Kaiser Böhmen erobert, Preußen aber Oesterreichisch-Schlesien und drei an Schlesien grenzende böhmische Kreise als Entschädigung abgetreten werden.

Dieser pomphafte frankfurter Unionsvertrag war offenbar nur dazu bestimmt, Friedrich II. einen Vorwand zum Bruche mit Maria Theresia zu geben; denn im Grunde war er ohne alle Bedeutung. Frankreich, das in dem Vertrage gar nicht officiell erwähnt worden war, hatte ohnehin die hessischen und pfälzischen Truppen in seinen Sold genommen, sodaß sie auch ohne jenen Vertrag für dasselbe, bezüglich für den Kaiser gekämpft hätten. Weit wichtiger für die praktischen Verhältnisse war das Bündniß, das Friedrich II. durch den Grafen Rothenburg am 5. Juni 1744 zu Versailles abermals mit Frankreich abschloß. Der Feldzugsplan war, daß Friedrich II. Böhmen angreifen und dadurch das kaiserliche Heer im Elsaß zum Rückzug über den Rhein nöthigen sollte; unverzüglich hatte dann die französische Armee den Oesterreichern zu folgen, indem es sie so zwischen zwei Feuer brachte, während ein anderes französisches Corps die Engländer in Hannover beschäftigen sollte. Friedrich II. ließ Ludwig XV. keinen Augenblick im Zweifel, daß er auf die sofortige Ausführung dieser beiden Bedingungen rechne und nur in diesem Falle die Voraussetzungen des Bündnisses als erfüllt betrachte.

In der Hoffnung auf Ausführung dieses verabredeten Planes schlug Friedrich II. los. Sein Manifest sprach selbstverständlich nur von den Pflichten gegen den Kaiser und die Freiheit des Reiches. Es versicherte, Preußen beabsichtige durchaus keine eigene Eroberung auf Kosten der Königin von Ungarn — während er es doch in Wahrheit auf Südschlesien und Nord-

Digitized by Google

böhmen abgesehen hatte. Mitte August 1744 setzte sich die preußische Armee, 80000 Mann stark, in Bewegung; in drei Colonnen, von denen zwei durch Sachsen marschirten, um diesem das Gewicht der preußischen Waffen fühlbar zu machen, rückten die Preußen in Böhmen ein, wo sie zunächst gar keinen nennenswerthen Widerstand fanden. Friedrich II. eilte die Belagerung von Prag zu beginnen, ehe die österreichische Rheinarmee herbeikommen könne, ihn zu stören: und wirklich übergab der Gouverneur von Harsch die von 12000 Mann vertheidigte Festung schon am sechsten Tage (16. September); die ganze Besatzung ward kriegsgefangen. Einige weitere böhmische Festungen theilten das Schicksal der Hauptstadt.

Allein nach diesen schnellen Erfolgen begannen für die Preußen erst die eigentlichen Schwierigkeiten; denn während die Böhmen, welche jene als Ketzer bitter haßten, rings ihr Land verwüsteten und ihnen alle Zufuhr und Kundschaft abschnitten, beschloß Maria Theresia in natürlichem Grimm gegen den Mann, der abermals ihre glücklichen Aussichten durch seinen plötzlichen und momentan ungerechtfertigten Angriff zerstörte, zunächst alles zur Vernichtung dieses Gegners aufzubieten, und befahl dem Prinzen Karl von Lothringen, die österreichische Hauptarmee aus dem Elsaß nach Böhmen zu führen. Das Schlimmste aber für Friedrich II. war das furchtsame und selbstsüchtige Benehmen der Franzosen. Sie ließen den Prinzen Karl unangefochten über den Rhein zurückgehen; dann, während Friedrich II. sie dringend aufforderte, dem versailler Vertrage gemäß die Oesterreicher eiligst zu verfolgen und sich an der bairisch-böhmischen Grenze mit dem preußischen Heere zum entscheidenden Angriff auf Wien zu vereinigen, unternahm Ludwig XV. mit seinen 60000 Mann ruhig die Belagerung einer so unbedeutenden Festung wie Freiburg im Breisgau. Ihre endliche Einnahme hatte für das Schicksal des Feldzuges etwa dieselbe Wichtigkeit wie die Eroberung von Nanking. Der kaiserliche General Seckendorf betrieb inzwischen mit 30000 Mann ganz ruhig und behutsam die Rückgewinnung des von den Oesterreichern fast völlig geräumten Baiern.

Digitized by Google

So konnte Prinz Karl sich ungestört mit allen seinen Truppen nach Böhmen wenden. Nun hätte Friedrich gern mit ihm geschlagen, ehe die schlimme Jahreszeit anbrach und zumal ehe die 26000 Sachsen, die in Gemäßheit des warschauer Bündnisses sich zur Verstärkung der Oesterreicher rüsteten, sich mit denselben vereinigt hatten. Aber der militärische Rathgeber des Prinzen, der alte wohlerfahrene Feldmarschall Traun, wußte eine jede Schlacht zu vermeiden, dagegen mit seinen zahlreichen leichten Truppen die Preußen in dem unwirthlichen und feindlichen Lande derart einzuengen, daß im November Friedrich II. den Rückzug nach Schlesien antreten mußte, der nicht ohne schmerzliche Verluste vor sich ging. Der König gesteht selbst in der „Geschichte meiner Zeit", daß er diesen Feldzug als seine Schule in der Kriegskunst und Herrn von Traun als seinen Lehrmeister betrachtet hat.

Der Feldzug, das mußte Friedrich sich sagen, war völlig mislungen, und zwar hauptsächlich durch die Schuld seiner Verbündeten. Von diesem Augenblick dachte er nur daran, sich mit Aufgabe aller Eroberungspläne möglichst schnell aus der Sache wieder herauszuziehen. In dem katholischen Oberschlesien war die Stimmung sehr schwierig, viele Offiziere, ja manche Minister verzweifelten an der Begabung des Königs, an der Zukunft des Staats. Bald darauf, den 20. Januar 1745, starb Kaiser Karl VII.: ein harter Schlag für Friedrich, der nun den einzigen annehmbaren Vorwand für seinen Kampf gegen Maria Theresia fortfallen sah. Ja noch mehr, der junge bairische Kurfürst Max Joseph schloß sofort mit Oesterreich einen Frieden, zu Füssen.

Damit war der frankfurter Unionsvertrag ganz hinfällig, damit auch die österreichische Armee in Baiern gegen Preußen verwendbar geworden. Noch am Ende des Jahres 1744 waren die leichten Truppen der Oesterreicher, verstärkt durch eine neue ungarische „Insurrectionsarmee", in Oberschlesien eingebrochen. Ein Manifest Maria Thereſia's kündigte den Schlesiern an, daß die Königin sie „ehestens" wieder mit der angestammten österreichischen Herrschaft verbinden werde. In

Digitized by Google

der That, daß die Fürstin Baiern aufgab, welches sie stets als einen Ersatz für Schlesien betrachtet hatte, war der sicherste Beweis, daß sie letzteres zurückzuerobern gedachte. Alle Verhältnisse gestalteten sich dafür auf das günstigste. Die allgemeine Stimmung in Deutschland und Europa war sehr feindselig gegen Friedrich, der die schon vertriebenen Franzosen abermals in das Reich eingeführt hatte. Vergebens wendete er sich an Georg II. um Vermittelung des Friedens mit Maria Theresia. Vergebens suchten Frankreich und Preußen den König von Polen zur Annahme der Candidatur für die Kaiserkrone zu bewegen. Im Gegentheil schlossen England, Holland und Sachsen mit Oesterreich zu Warschau eine neue Quadruplealianz im Januar 1745; dann ging Sachsen im Mai zu Leipzig mit Oesterreich einen abermaligen Vertrag ein, in welchem für das letztere die Eroberung Schlesiens, für jenes die des Herzogthums Magdeburg, des Fürstenthums Halberstadt und einiger andern preußischen Districte in Aussicht genommen wurde. So war Sachsen fest an die österreichischen Interessen geknüpft, was für Friedrich II. um so gefährlicher war, da jenes zwischen dem Mittelpunkt seiner eigenen Staaten und Böhmen gelegen war. Die furchtbarste Gefahr aber drohte ihm vom Osten her: die launenhafte und leidenschaftliche Elisabeth von Rußland ließ sich, nachdem ihr Zorn über jene angebliche österreichische Verschwörung verraucht war, von ihrem für die Königin von Ungarn gewonnenen Kanzler Bestusheff wieder völlig auf deren Seite ziehen. Sie ging damit um, der warschauer Allianz beizutreten, und verlangte hierfür nur eine Subsidie von den Seemächten England und Holland. Alle politischen Berechnungen Friedrich's waren getäuscht worden, und nicht minder die militärischen! Nur eine kräftige Diversion Frankreichs schien ihn retten zu können. Aber Ludwig XV., obwol von ihm fortwährend bestürmt, ihm zur Hülfe und zugleich zur Vereitelung einer österreichischen Kaiserwahl mit Nachdruck in Deutschland aufzutreten, verlegte das Hauptgewicht seiner Unternehmungen nach Belgien und das mindere nach Italien, sodaß für Deutschland nichts übrigblieb. So war

Digitized by Google

Friedrich zahlreichen Feinden gegenüber nur auf sein tapferes Heer und sein eigenes Genie angewiesen. Allein während seine Umgebung verzagte, blieb er fest und muthvoll. „Wenn alles sich gegen mich erklärt", schrieb er seinen Ministern, die ihm zu verlustvollem Frieden riethen, „so will ich lieber mit Ehren untergehen, als lebend Ruhm und Ansehen einbüßen. Es war mein Stolz, mehr als jeder andere die Größe meines Hauses befördert zu haben; ich habe eine hervorragende Rolle unter den gekrönten Häuptern Europas gespielt; nun bin ich entschlossen, alle Verpflichtungen, die ich damit für meine Person eingegangen bin, um den Preis meines Glückes und meines Lebens zu erfüllen. Mein Entschluß ist gefaßt, und Sie können mich darin nicht irremachen. Welcher Schiffskapitän, der sich von Feinden umzingelt sieht und, nachdem er alles zu seiner Befreiung unternommen, keine Hoffnung auf Rettung mehr hat, wäre feig genug, nicht die Lunte ins Pulverfaß zu werfen und dadurch den Feind in seiner Hoffnung zu täuschen? Denken Sie daran, daß die Königin von Ungarn, eine Frau, nicht an ihrem Stern verzweifelte, da der Feind vor Wien stand und ihre schönsten Provinzen eingenommen hatte. Und Sie könnten nicht einmal so viel Muth haben wie diese Frau, obwol wir noch keine Schlacht verloren, keine Niederlage erlitten haben?"

Mit der festen Entschlossenheit, die aus diesen heroischen Worten spricht, aber zugleich mit zweckmäßigster Umsicht ging Friedrich an das Werk der Vertheidigung. Bei dem auch von Sachsen her drohenden Angriff hielt er es für gerathen, sein ganzes Heer im mittlern Schlesien, in der Nachbarschaft Sachsens, bei Schweidnitz zusammenzuziehen. Freilich überließ er damit Oberschlesien den Oesterreichern, welche selbst die Hauptfestung dieses Districts, Kosel, eroberten. Friedrich's Plan war, die verbündeten Oesterreicher und Sachsen, wenn sie aus den oberschlesischen Bergen in die Ebene eintreten würden, zu überfallen und nachdrücklich zurückzuwerfen. Beide Heere waren ziemlich gleich stark, jedes 60—70000 Mann. Der König hielt seine Truppen hinter den Striegauer Höhen verborgen, als Anfang Juni 1745 Prinz Karl von Westen her gegen

Digitized by Google

ihn vordrang. Es handelte sich hier nicht allein um den Besitz Schlesiens, sondern um die Existenz des preußischen Königthums. Pro aris et focis kämpfe er, schrieb Friedrich an seine Minister am Vorabende der Schlacht. In der Meinung, der Gegner sei in vollem Rückzuge nach Breslau begriffen, nahmen die Austro-Sachsen, um ihn dahin zu verfolgen, die Front nach Norden, während der König nordöstlich von ihnen, zunächst an ihrem linken Flügel stand, welchen die Sachsen bildeten. So konnte Friedrich, der seine Anstalten mit der größten Geschicklichkeit und in tiefster Stille traf, am Morgen des 4. Juni mit seiner ganzen Macht unvermuthet auf die Sachsen fallen, die trotz tapferster Vertheidigung schließlich von der preußischen Ueberzahl völlig überwältigt wurden. Sie waren bereits geschlagen und in Auflösung, als Prinz Karl, der bei dieser Gelegenheit weder Scharfsinn noch Entschlossenheit zeigte, ihnen zu Hülfe kam. Die preußische Reiterei, die vor Begierde brannte, die im ersten Schlesischen Kriege erlittenen Scharten wieder auszuwetzen, warf sofort die österreichische Cavalerie, und so sah deren Fußvolk sich auf allen Seiten von den siegreichen Preußen angegriffen. Es gerieth in Verwirrung, welche durch die einhauende preußische Reiterei in ungeordnete Flucht verwandelt wurde: das preußische Dragonerregiment Baireuth erbeutete allein 60 Fahnen, nachdem es sieben österreichische Infanterieregimenter zersprengt hatte; im ganzen wurden 91 Fahnen genommen. Die Austro-Sachsen hatten an 20000 Mann, also ein volles Drittel ihrer Stärke, an Todten, Verwundeten und Gefangenen eingebüßt, während der preußische Verlust nur etwas über 4000 betrug. Diese Schlacht war eine der glänzendsten in der gesammten Feldherrnlaufbahn Friedrich's des Großen, der in ihr genialen Scharfblick, Geistesgegenwart und minutiöseste Vorausberechnung entwickelt hatte; aber nicht minder hatten seine Truppen bewundernswerthe Tapferkeit, Schneidigkeit und Manövrirfähigkeit bewiesen.

Die Verbündeten wichen nach Böhmen zurück, wohin ihnen Friedrich in langsamen Märschen folgte, nicht um in diesem Lande Eroberungen zu machen, sondern nur um die Last des

Digitized by Google

Krieges von Schlesien abzuwälzen. „Ich bleibe derselbe", schrieb er einige Tage nach dem Siege, „der ich war. Vorübergehende Erfolge machen mich nicht trunken. Fürchten Sie nicht, daß ich mich in meinen Entschlüssen überstürze. Ich führe den Krieg nur, um zum Frieden zu gelangen. . . ."

Die Lage der deutschen Angelegenheiten und das Benehmen der Franzosen riethen freilich dem Könige dringend dazu. Während letztere nach dem Siege bei Fontenoy halb Belgien eroberten, räumten sie Deutschland in eiligem Rückzuge und ermöglichten es damit der österreichischen Partei im Reiche, die Wahl von Maria Theresia's Gemahl, dem Großherzog von Toscana, zum Kaiser durchzusetzen, mit sieben Kurstimmen gegen den lauten, aber unwirksamen Protest von Kurbrandenburg und Kurpfalz (13. September 1745). So hatte Maria Theresia ihren nächsten Zweck erreicht: das Kaiserthum, das drei Jahrhunderte hindurch bei dem Hause Habsburg gewesen, war nun auch auf das erneute Haus Habsburg-Lothringen übertragen worden. Die kaiserliche Gewalt, die, wenn zwar keinen materiellen, so doch bedeutenden moralischen Einfluß besaß, war in denjenigen Händen, in denen Friedrich sie am unliebsten sah. Er war über das Benehmen der Franzosen, die in der That alle Bedingungen des versailler Abkommens schmählich verletzt hatten, auf das höchste ergrimmt. „Ihr Feldzug", schrieb er am 14. August 1745 an den französischen König, „hat für Ihre deutschen Verbündeten keinen andern Werth als eine Belagerung Babylons, eine Landung auf den Canarischen Inseln oder die Eroberung von Peking." Als Ludwig XV., um ein Pflaster auf die Wunde zu legen, ihm monatliche Hülfsgelder im Betrage von 500000 Livres anbot, wies er das unwillig zurück; zum Söldner Frankreichs wollte er nicht werden, lieber machte er bei seinen treuen kurmärkischen Ständen eine Anleihe, die er später bei Heller und Pfennig zurückgezahlt hat. Allein er war doch tief entmuthigt, daß er verlassen weit überlegenen Feinden gegenüberstand. Hohenfriedberg hatte ihn für den Augenblick gerettet: aber wo sollte er Mittel finden, um den Kampf auf die Länge fortzusetzen, zumal wenn nun auch Ruß-

Digitized by Google

land in denselben eintrat? Die Minister glaubten noch immer das Schlimmste befürchten zu müssen. Der König schloß mit Georg II. zu Hannover eine Uebereinkunft, in der England von neuem den Breslauer Frieden anerkannte, Preußen seinerseits sich dem Kaiserthum Franz' I. nicht zu widersetzen versprach. Aber wenn er gehofft hatte, diese Bereitwilligkeit werde „das Herz Pharaonis erweichen", d. h. die neue Kaiserin zum Frieden bewegen, so hatte er sich doch geirrt. Maria Theresia wies alle englische Vermittelung zurück: sie wollte lieber von dem ihr ebenbürtigen König von Frankreich besiegt sein als von dem König von Preußen, den sie als einen rebellischen Vasallen betrachtete; und sie zog den Verlust der fernen Niederlande dem des nahen Schlesien vor. Was setzte sie dabei auf das Spiel? Friedrich hatte nicht genügende Streitkräfte, um in Böhmen Fortschritte zu machen. Im Beginne des Herbstes mußte er abermals langsam den Rückzug nach Schlesien antreten. Durch diesen Umstand und die Vertheilung der preußischen Streitkräfte ermuthigt, faßte Prinz Karl den kühnen Plan, mit seinen 35000 die kaum 20000, die Friedrich um sich hatte, am 30. September 1745 bei Soor, in der Nähe von Trautenau, in der rechten Flanke zu überfallen. Allein der Angriff gab Friedrich nur Gelegenheit, seine unvergleichliche Geistesgegenwart, seinen Truppen, ihre Entschlossenheit und taktische Geschicklichkeit zu erweisen: in einem Nu waren die Preußen auf den Füßen, in Waffen, in Reih und Glied, und Friedrich ließ sie unter dem kaiserlichen Granatfeuer eine Schwenkung nach rechts machen, der feindlichen Front gegenüber. So war Prinz Karl's Idee, den Preußen Hohenfriedberg zu vergelten, an ihrer und ihres königlichen Feldherrn Ueberlegenheit gescheitert. Die preußischen Kürassiere — zwölf Schwadronen gegen funfzig! — warfen die ungünstig aufgestellte kaiserliche Reiterei gänzlich über den Haufen. Das ruhmvolle Beispiel der Cavalerie ahmte die preußische Infanterie nach, indem sie mit unaufhaltsamer Kühnheit die große österreichische Batterie von 28 schweren Geschützen erstürmte. Nun wurde auch das österreichische Fußvolk geworfen:

Digitized by Google

der glänzende Sieg über die fast doppelte Uebermacht war erfochten.

Allein er brachte eben keine andere Frucht als die Ehre und die Möglichkeit, den Rückzug nach Schlesien ungehemmt fortsetzen zu können. Friedrich fühlte sich nicht stark genug, einen entscheidenden Angriff auf die durch ihre bloße Masse ihm so weit überlegene österreichische Monarchie zu unternehmen.

Deshalb gab auch Maria Thereſia trotz der wiederholten Niederlagen ihre Absichten gegen Preußen noch nicht auf. Um nun Rußland zum Angriff auf letzteres zu ermuthigen, ersannen die wiener Kriegsmänner einen kühnen Schlag, der auf das Herz des Feindes selbst gerichtet werden sollte. Feldmarschallieutenant Grünne von der durch die Franzosen gar nicht beschäftigten Mainarmee sollte von Westen her mit 10000 Oesterreichern, Graf Rutowski — ein natürlicher Sohn August's II. — mit 30000 Sachsen in der Mitte, Prinz Karl mit der österreichischen Hauptarmee im Osten gegen die Kurmark und womöglich gegen Berlin selbst marschiren.

Indeß dieser Plan wurde Friedrich durch des sächsischen Ministers Grafen Brühl Geschwätzigkeit, durch Vermittelung des schwedischen Gesandten in Dresden, verrathen. Mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit des Entschlusses traf er, obwol die Aufregung über den drohenden Angriff in Berlin nicht gering war, die nöthigen Gegenmaßregeln. Er selber wandte sich nach der Lausitz, wo er bei Katholisch-Hennersdorf (23. November) die Vorhut des Prinzen Karl völlig zersprengte und letztere dadurch zu schleunigem und höchst verlustvollem Rückzug nach Böhmen bewog. Inzwischen war ein zweites preußisches Heer unter Leopold von Dessau in das meißener Land eingerückt, wo sich Grünne mit Rutowski vereinigt hatte. Ein neuer großer Kampf bereitete sich hier vor. Der Prinz von Lothringen kam von Böhmen über das Erzgebirge, um zu den Sachsen zu stoßen, während Friedrich von der Lausitz her sich dem „Alten Dessauer" näherte, der geraden Weges auf Dresden marschirte. Indeß noch ehe der König und der Prinz

Digitized by Google

heran waren, griff Leopold die auf den steilen Höhen von Kesselsdorf aufgestellten und gut verschanzten Sachsen und Oesterreicher Rutowski's am 15. December 1745 an; jedes der beiden Heere zählte etwa 35000 Streiter. Zuerst wurden die Angriffe der Preußen auf die eisbedeckten Berge zurückgewiesen; als aber in ihrer Siegesfreude die Verbündeten die schützenden Höhen hinunterstürmten und sich damit zugleich vor ihre eigenen Batterien schoben, wurden sie von der preußischen Reiterei gänzlich geworfen, und dann nahm die ihnen nacheilende preußische Infanterie auch die Hügel und auf ihnen das Dorf Kesselsdorf. Damit standen die Preußen auf der linken Flanke der Austro-Sachsen, die nun vollständig aufgerollt, durcheinandergeworfen und nur durch die frühe Nacht vor der Vernichtung gerettet wurden. Auch so hatten sie einen Verlust von mehr als 10000 Mann. Als Friedrich zwei Tage nachher auf dem Schlachtfelde dem greisen Fürsten begegnete, den er wol früher selber nicht ganz glimpflich behandelt hatte, stieg er vom Pferde, umarmte ihn und überhäufte ihn mit Lob und Schmeichelnamen. In der That war dieser Sieg entscheidend. Oesterreicher und Sachsen wichen nach Böhmen, Dresden kapitulirte, das ganze Kurfürstenthum war verloren.

Friedrich sah jetzt bestimmt dem Ende des Krieges entgegen. Durchaus keine Rücksicht hatte er auf die Franzosen zu nehmen, die alle Bedingungen des beiderseitigen Bündnisses unerfüllt gelassen und ihm noch zuguterletzt auf seine Bitte um Hülfe gegen den österreichisch-sächsischen Angriff nicht nur abschlägig, sondern sogar mit verletzendem Hohne geantwortet hatten. Dagegen erfüllte ihn die immer drohendere Haltung Rußlands mit Schrecken und dem dringenden Wunsche nach Frieden.

Darin begegnete er völlig den Bestrebungen der Sachsen. Auch Maria Theresia mußte wol nach diesen Ereignissen sich überzeugen, wie fruchtlos die Hoffnung auf die Rückeroberung Schlesiens sei, und wie ihre Hartnäckigkeit den Preußen gegenüber nur den Verlust ihrer niederländischen und italienischen Provinzen zur Folge habe. Endlich kündigte ihr England an, es werde die Zahlung seiner Hülfsgelder an sie einstellen, wenn

Digitized by Google

sie nicht, auf die Bedingungen der Convention von Hannover hin, mit Preußen abschließen werde. Der österreichische Minister Graf Harrach, der ohnehin damals in Dresden weilte, brachte daselbst schon am 25. December 1745 den Frieden zu Stande. Ein Gegenbefehl Maria Theresia's, veranlaßt durch bestimmte Zusicherungen russischer Hülfe, traf zu spät ein. Sachsen erkannte die Herrschaft Preußens in Schlesien an und bezahlte demselben eine Million Thaler Kriegsentschädigung. Oesterreich bestätigte den Frieden von Breslau, selbst mit der Garantie des gegenwärtigen preußischen Besitzes; dafür trat Friedrich als Kurfürst von Brandenburg der Wahl des Großherzogs von Toscana zum Kaiser bei.

Die Minister des Königs, die ihn stets für einen tollkühnen und selbstüberhebenden Wagehals gehalten, waren über seine Mäßigung nach so vielen glänzenden Vortheilen freudig erstaunt. In der That hatte der zweite Schlesische Krieg, trotz aller preußischen Siege, mit einem Erfolge der österreichischen Politik geendet: an Stelle eines antiösterreichischen herrschte wieder ein österreichischer Kaiser — sonst war in den deutschen Verhältnissen alles beim alten geblieben. Sicher hatte dieser Krieg den Feldherrnruhm Friedrich's und das Ansehen seines Heeres beträchtlich vermehrt. Nach den wiederholten und ausnahmslosen Siegen über Oesterreicher und Sachsen konnte nicht mehr von Glück und Gunst des Zufalls, sondern nur noch von dem Verdienste der Preußen die Rede sein. Die preußische Armee wurde bereits als die erste der Welt betrachtet. Andererseits hatte das zuchtlose und gewaltthätige Betragen der Ungarn und Kroaten in Oberschlesien den Oesterreichern die Sympathien der dortigen Bevölkerung gründlich verscherzt. Indeß abgesehen von diesen moralischen Vortheilen, waren alle Absichten und Ziele, die Friedrich bei dem Wiederbeginn des Kampfes gehabt hatte, durch die überlegenen Kräfte Oesterreichs und durch die Misgunst, die in ganz Europa gegen den preußischen Emporkömmling herrschte, vereitelt worden. Das hatte der König schon am Schlusse seines unglücklichen böhmischen Feldzuges vom Jahre 1744 erkannt — und seitdem hat Friedrich II. die

Digitized by Google

Kriegsluft, die ihn beim Beginn seiner Regierung beseelt hatte, völlig eingebüßt. Er hatte einsehen müssen, daß eine vorzügliche Armee und ein genialer Führer nicht hinreichen, um in dem Wettstreit der europäischen Kräfte mit einem Schlage aus einem kleinen Staate einen großen zu machen, und daß das damalige Preußen wol fähig war, einen Feldzug, nicht aber einen langwierigen Krieg zum glücklichen Ende zu führen. Mit Enttäuschung fand er, daß er mit seiner neuen Schilderhebung nur Leuten Nutzen geschafft hatte, die ihm im Grunde eher antipathisch als selbst nur gleichgültig waren — den französischen und spanischen Bourbonen. Wie verschieden sind seine milden und philiosophisch gemäßigten Auslassungen aus dem Jahre 1745 gegen den kecken und übermüthigen Ton seiner Correspondenz von 1740 und 1741! „Ich bin", schrieb er zwei Jahre später an die Markgräfin von Baireuth, „von der Leidenschaft des Ruhmes glücklich geheilt; ich habe den Rausch, in den sie mich versetzte, überwunden."

In Berlin hatte man den zweiten Schlesischen Krieg nicht minder ungern gesehen als den ersten. Aber die heldenmüthige und geniale Haltung des Königs während desselben und dann die bescheidene Art, in der er seinen Sieg nur zum schleunigen Abschlusse eines maßvollen Friedens benutzte, erwarben ihm die Liebe und Bewunderung seiner Unterthanen, die ihn mit einem Enthusiasmus begrüßten, wie er nie zuvor einem brandenburgischen Fürsten zutheil geworden war. Schon jetzt wurde ihm allgemein der Beiname des „Großen" gegeben. Eine Zeit der Begeisterung, der allgemeinen Freude schien über das ganze Volk gekommen. An den Thaten der beiden Schlesischen Kriege hat sich das preußische Gemein- und Nationalgefühl erst zu rechter Wärme entzündet.

Das Volk empfand richtig, mit einer Art Instinct, die Bedeutung der letzten Ereignisse. Die beiden Schlesischen Kriege und ihr Ergebniß: die Uebertragung einer wichtigen und volkreichen Provinz von Oesterreich auf Preußen, gaben diesem letztern eine ganz neue Bedeutung im deutschen Reichs- und Volksthum. Bisher hatten die Welfen, die Wittelsbacher,

Digitized by Google

die Wettiner noch daran denken können, mit den Hohenzollern gleichen Schritt zu halten; Preußen war eben ein deutscher Mittelstaat gewesen wie so viele andere. Jetzt waren Baiern und Sachsen tief gedemüthigt; Hannover wenig mehr als eine englische Provinz, während Preußen sich nicht nur durch territoriale Ausdehnung und Bevölkerungszahl weit über alle andern deutschen Gebiete erhoben, sondern auch seine selbständige Bedeutung durch den zweimaligen siegreichen Waffengang mit Oesterreich bewährt hatte. Dieses Preußen Friedrich's II. ordnete sich offenbar nicht mehr in die elende Gestaltung des unter den habsburgischen Kaisern völlig verkommenen deutschen Reichsganzen ein. Es trat Oesterreich ebenbürtig gegenüber als ein starker Kern, an den die übrigen Bestandtheile der deutschen Nation zu neuer festerer und symmetrischerer Krystallisation anschießen sollten und mußten! Gewiß, dieses Preußen war in Rebellion gegen die bestehende Ordnung im Reiche, aber zu Deutschlands Nutzen und Rettung. Das alte unfruchtbare, sich lärmend in ewig hohlem Gleise drehende Reichsgetriebe war vernichtet, eine Krise heraufbeschworen, die durch scheinbare Auflösung zu neuem Leben führen sollte. Das ist die Bedeutung der beiden Schlesischen Kriege für die Gestaltung Preußens und Deutschlands!

Die fünf ersten Regierungsjahre Friedrich's waren, mit kurzer Unterbrechung, durch Waffenlärm und politische Sorgen dringendster Art erfüllt gewesen. Auf sie folgt nun, bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, ein Jahrzehnt stillen friedlichen Schaffens und schönster persönlicher Ausbildung: eine Zeit, die wol als der Höhepunkt von Friedrich's Leben und Entwickelung gelten darf. Die schlesischen Feldzüge hatten ihm den Leichtsinn und Uebermuth der Jugend abgestreift und ihn zum Manne gereift; die furchtbaren Leiden und Nöthen des Siebenjährigen Krieges haben ihn später vorzeitig in einen Greis verwandelt: aber in dem dazwischenliegenden Decennium waren alle Eigenschaften seines Geistes und Herzens in schönster Blüte, war der zarte Staub von den Flügeln seiner Seele

Digitized by Google

noch nicht abgestreift. Sein Gemüth stand allen Regungen der Freundschaft, der Kunst, der Großmuth offen. Der sarkastische Witz hatte noch nicht den heitern Humor verdrängt. Die Dichtkunst füllte beglückend und erhebend die Mußestunden aus. Da interessirt er sich für die Oper, der er selbst in Berlin ein Haus errichtet hat, kritisirt Sänger und Tänzerinnen und verschreibt sich solche Künstler, unter mannichfachen Bemühungen. Da erbaut er Akademie und Domkirche in Berlin, schafft den Thiergarten aus einer Wildniß zum Park um und schmückt nach seines Architekten Knobelsdorff Plänen das Stadtschloß in Potsdam. Aber vor allem will er sich ein „Sorgenfrei" gründen, ein Sanssouci, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit, außerhalb des Getriebes der beiden Residenzen und doch nicht allzu weit von ihnen entfernt, nicht nur dem Staate, sondern auch den Genüssen des Geistes und einer feinen ausgesuchten Geselligkeit leben könne. Klein und unscheinbar ist inmitten des großen schönen Gartens das Haus, das er sich errichtete: aber es ward reich mit Kunstwerken geschmückt, wie sie dem Geschmacke der Zeit entsprachen, und mit einigen antiken Schöpfungen, die immer Bewunderung erregen werden. Eine große, prächtig ausgestattete Bibliothek fehlte da nicht. In diesem Schlosse, das man noch jetzt nicht ohne tiefes Gefühl betrachtet, vereinigte Friedrich mit der sorgsamsten und angestrengtesten Thätigkeit für seinen Staat die Pflege der Kunst und die Freuden eines edeln Verkehrs; hier schrieb er zugleich seine bedeutendsten Werke. Ein ganzes reiches Menschenthum hat sich in diesen Räumen ausgelebt. „In Wahrheit", sagte Voltaire, „es gibt auf der Welt einen ganz außerordentlichen Menschen,

Il est grand roi tout le matin,
Après dîner grand écrivain,
Tout le jour philosophe humain,
Et le soir convive divin:
C'est un assez joli destin.
Puisse-t-il n'avoir point de fin!"

Kaum war der Friede wiederhergestellt, so suchte Friedrich die Schar anregender Freunde wieder um sich zu sammeln.

Digitized by Google

Das war ihm ein tiefes Bedürfniß. „Der Geist ist ein Feuer", sagte er, „das erlischt, wenn man es nicht nährt." Freilich, der Kreis von Rheinsberg und selbst der ersten Monate des Königthums fand sich nicht wieder zueinander. Vier theuere Freunde hatte der Tod ihm rasch aufeinander geraubt: den Aesthetiker Suhm, dann Jordan, Kayserlingk, den Erzieher Duhan. Die rührende Weise, in der er, inmitten der furchtbarsten politischen Sorgen und Kümmernisse, diese Ereignisse beklagt, zeigen, wie wenig gegründet für die Mannesjahre Friedrich's der Vorwurf der Hartherzigkeit war, den man ihm schon damals gemacht hat. Wie schön schreibt er über Suhm: „Ich möchte lieber Millionen verloren haben. Mein Herz wird trauern, tiefer, als man für die meisten Verwandten trauert. Sein Andenken wird so lange währen, als ein Tropfen Blutes in meinen Adern fließt, und seine Familie wird die meinige sein. Leben Sie wohl; ich kann von nichts anderm sprechen. Das Herz blutet mir, und der Schmerz ist zu lebhaft, als daß ich an anderes als diese Wunde denken könnte." Nicht minder innig betrauert er die andern Abgeschiedenen und sorgt für deren Hinterbliebene in eingehendster Weise. Ein König, der solche Zuneigung hegt und einflößt, ist wahrlich ein Mann guten und weichen Sinnes!

Nun galt es, diese Lücken wenigstens im Verkehre zu ergänzen, wenn auch dem Herzen Friedrich's niemand wieder so nahe getreten ist wie die Jugendfreunde. Am nächsten stand ihm noch Graf Rothenburg, ein geistvoller und thätiger Mann, durch glänzende Tapferkeit nicht minder ausgezeichnet als durch diplomatische Gewandtheit. Er war der vertrauteste Genosse, mit dem Friedrich mündlich und schriftlich alles besprach, was ihn innerlich beschäftigte: literarisch war freilich der Graf weniger angelegt. Er hatte das Schicksal aller Freunde des Königs: er wurde ihm frühzeitig entrissen, 1751, an den Folgen einer im zweiten Schlesischen Kriege erhaltenen Wunde. Friedrich war tief erregt. „Gestern", schreibt er seiner Schwester von Baireuth, „ist Rothenburg in meinen Armen gestorben. Ich sollte Dir auf Deinen Brief antworten. Aber ich bin

Digitized by Google

unfähig dazu, ich sehe nichts als meinen Schmerz. Alle meine Gedanken richten sich auf den Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in vollkommener Harmonie gelebt habe. Möchte der Himmel Dir ähnliches Unglück ersparen und Dir nur Freude schenken."

Die Ausländer, die nun fast ausschließlich den König umgaben, fesselten mehr seinen Geist als sein Herz, mit einziger Ausnahme des Marquis d'Argens, der ihm ein wahrer Freund wurde und blieb. D'Argens war ein Provenzale, der, nachdem er sich in mancherlei Abenteuern, in der juristischen und militärischen Laufbahn, auch als Schriftsteller, zumeist im leichten belletristischen Fache, viel versucht hatte, im Beginne der vierziger Jahre nach Berlin gekommen war. Er war ein gutherziger, dienstfertiger Mensch, ein heiterer Gesellschafter, ohne Prätensionen, von skeptisch-deistischer Gesinnung, wie der König selbst. In allen literarischen Dingen, soweit sie einen gebildeten Franzosen jener Zeit interessirten, war er wohl zu Hause und wußte über sie mit Urtheil und Geist zu sprechen. So empfahl er sich dem Monarchen, der ihn an sich fesselte, indem er ihn zum Kammerherrn und zugleich zum Director der Klasse der Schönen Wissenschaften in seiner Akademie ernannte. Gelegentliche Streitigkeiten wußte d'Argens stets durch schlagfertigen und doch bescheidenen Witz wieder auszugleichen. Immer inniger wurde das beiderseitige Verhältniß, zumal d'Argens mit wahrer Liebe und Ergebenheit und aufrichtigem Vertrauen an seinem königlichen Beschützer hing.

Später, 1747, kam auch Algarotti wieder auf einige Zeit an den Hof, der „Schwan von Padua", wie Friedrich ihn oft scherzend nannte, der venetianische Kaufmannssohn, den Friedrich zum Grafen und Kammerherrn ernannt hatte. Er war ein vollendeter Egoist, ohne herzliche Beziehungen, aber ein gewandter, feiner Italiener, auf dessen stets bereites Urtheil in Sachen des Geschmackes und der Kunst der König viel gab; seine geschickten Schmeichelreden machten ihn noch angenehmer. Lange Jahre blieb er in Berlin, bis ihn die Sehnsucht nach der Heimat wieder nach Italien zog. Auf dem Campo santo

Digitized by Google

in Pisa hat ihm später Friedrich ein marmornes Standbild errichten lassen.

Noch ferner blieb dem König der Arzt und Naturforscher de Lamettrie, der nicht nur in seinen Schriften dem gröbsten Materialismus huldigte, sondern auch in seinem Leben die cynischste Unmoral und eine geradezu verbrecherische Gesinnung bethätigte. Indeß er war wegen seiner philosophischen Anschauungen in Frankreich und Holland verfolgt worden: eben dieser Umstand verschaffte ihm eine Zuflucht in Berlin. Auch war er gesellig, heiter, witzig, nicht ohne gewisse liederliche Gutmüthigkeit; so spielte er an Friedrich's Tafel die Rolle eines Lustigmachers, der zu viel Esprit besaß, um je lästig zu werden. Nur als solchen hat ihn der König betrachtet, wie dessen Grabrede über ihn an seine Schwester bezeugt, als er 1751 gestorben war: „Wir haben den armen Lamettrie verloren. Er ist infolge eines Scherzes gestorben, indem er eine ganze Fasanenpastete aufaß. Die Folge davon war eine furchtbare Indigestion und ein hitziges Fieber, das ihn fortgerafft hat. Er wird von allen bedauert, die ihn gekannt haben. Er war lustig, ein guter Teufel, kein übler Arzt, ein sehr schlechter Schriftsteller. Aber wenn man seine Bücher nicht las, konnte man recht zufrieden mit ihm sein."

Ganz anderer Art war der bretonische Mathematiker Maupertuis, der seinen Ruhm der im Auftrage Ludwig's XV. 1737 von ihm unternommenen Gradmessung in Lappland verdankte. Da auch Voltaire ihn empfahl, wurde er von Friedrich nach Berlin berufen, in den Kreis seiner Vertrauten gezogen und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er war lebhaft, voll Feuer und Einbildungskraft; aber dabei ein Sonderling, von großer Selbstüberhebung, andere mitleidslos verspottend, während er selbst auch nicht einmal Widerspruch vertragen konnte. Doch ließ der König, der seine Verdienste wol etwas überschätzte, sich von dem stolzen Gelehrten vieles gefallen.

Eigen war Friedrich's Verhältniß zu einem der bedeutendsten und edelsten Männer des damaligen Frankreich, zu d'Alembert,

Digitized by Google

dem berühmten Mitarbeiter der „Encyclopädie". Es zeigt den König von der schönsten Seite, wie er um die Gunst des trefflichen Gelehrten wirbt, wie er ihn mit allen Mitteln an sich zu ziehen sucht und, als dies auf die Länge nicht glücken will, da d'Alembert sich von den liebgewordenen Umgebungen in Paris nicht losreißen kann, mit ihm 37 Jahre hindurch in ununterbrochener geistig wie gemüthlich gleich anregender, stets edel und schöpferisch gehaltener Correspondenz bleibt! Nur zweimal, auf kurze Zeit, war d'Alembert in des Königs Gesellschaft. Aber der Eindruck, den dieses Zusammenleben auf einen Mann von der Bedeutung d'Alembert's gemacht hat, wird stets ein herrliches Zeugniß für den Charakter Friedrich's bleiben. Wenn jener in seinem pariser Kreise, so erzählt ein Augenzeuge, von seinem Aufenthalte in Sanssouci redete, glänzte sein Auge und sein Ausdruck wurde wärmer. „Man kennt", rief er dann aus, „diesen König allein durch seine Thaten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht: wie er durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. Solch ein König steht für die Menschen und für Menschenherrscher wie die Regel des Polyklet für alle Künstler da."

In diesen auserwählten Kreis traten 1747 auch die beiden Keith, zwei hochadelige Schotten, die, nachdem sie wegen ihrer Anhänglichkeit an das Stuart'sche Königshaus ihr Vaterland hatten verlassen müssen, nach mannichfachen Irrfahrten in Berlin die bereitwilligste Aufnahme und die höchste Schätzung fanden. Der ältere, der schottische Erbmarschall, war vor allem ein feingebildeter und würdiger Weltmann, der jüngere, von Friedrich zum Feldmarschall ernannt, ein wackerer und begabter Krieger, seinem königlichen Gönner bis in den Tod ergeben, dabei literarisch nicht unerfahren und von guten Gaben.

Eine jede dieser mannichfachen Naturen wußte Friedrich nach ihrer Weise zu behandeln, für sich zu benutzen und an den rechten Platz zu stellen. Jedem wußte er entsprechend zu

Digitized by Google

der glänzende Sieg über die fast doppelte Uebermacht war erfochten.

Allein er brachte eben keine andere Frucht als die Ehre und die Möglichkeit, den Rückzug nach Schlesien ungehemmt fortsetzen zu können. Friedrich fühlte sich nicht stark genug, einen entscheidenden Angriff auf die durch ihre bloße Masse ihm so weit überlegene österreichische Monarchie zu unternehmen.

Deshalb gab auch Maria Theresia trotz der wiederholten Niederlagen ihre Absichten gegen Preußen noch nicht auf. Um nun Rußland zum Angriff auf letzteres zu ermuthigen, ersannen die wiener Kriegsmänner einen kühnen Schlag, der auf das Herz des Feindes selbst gerichtet werden sollte. Feldmarschall-lieutenant Grünne von der durch die Franzosen gar nicht beschäftigten Mainarmee sollte von Westen her mit 10000 Oesterreichern, Graf Rutowski — ein natürlicher Sohn August's II. — mit 30000 Sachsen in der Mitte, Prinz Karl mit der österreichischen Hauptarmee im Osten gegen die Kurmark und womöglich gegen Berlin selbst marschiren.

Indeß dieser Plan wurde Friedrich durch des sächsischen Ministers Grafen Brühl Geschwätzigkeit, durch Vermittelung des schwedischen Gesandten in Dresden, verrathen. Mit der ihm gewöhnlichen Schnelligkeit des Entschlusses traf er, obwol die Aufregung über den drohenden Angriff in Berlin nicht gering war, die nöthigen Gegenmaßregeln. Er selber wandte sich nach der Lausitz, wo er bei Katholisch-Hennersdorf (23. November) die Vorhut des Prinzen Karl völlig zersprengte und letztere dadurch zu schleunigem und höchst verlustvollem Rückzug nach Böhmen bewog. Inzwischen war ein zweites preußisches Heer unter Leopold von Dessau in das meißener Land eingerückt, wo sich Grünne mit Rutowski vereinigt hatte. Ein neuer großer Kampf bereitete sich hier vor. Der Prinz von Lothringen kam von Böhmen über das Erzgebirge, um zu den Sachsen zu stoßen, während Friedrich von der Lausitz her sich dem „Alten Dessauer" näherte, der geraden Weges auf Dresden marschirte. Indeß noch ehe der König und der Prinz

Digitized by Google

heran waren, griff Leopold die auf den steilen Höhen von Kesselsdorf aufgestellten und gut verschanzten Sachsen und Oesterreicher Rutowski's am 15. December 1745 an; jedes der beiden Heere zählte etwa 35000 Streiter. Zuerst wurden die Angriffe der Preußen auf die eisbedeckten Berge zurückgewiesen; als aber in ihrer Siegesfreude die Verbündeten die schützenden Höhen hinunterstürmten und sich damit zugleich vor ihre eigenen Batterien schoben, wurden sie von der preußischen Reiterei gänzlich geworfen, und dann nahm die ihnen nacheilende preußische Infanterie auch die Hügel und auf ihnen das Dorf Kesselsdorf. Damit standen die Preußen auf der linken Flanke der Austro-Sachsen, die nun vollständig aufgerollt, durcheinandergeworfen und nur durch die frühe Nacht vor der Vernichtung gerettet wurden. Auch so hatten sie einen Verlust von mehr als 10000 Mann. Als Friedrich zwei Tage nachher auf dem Schlachtfelde dem greisen Fürsten begegnete, den er wol früher selber nicht ganz glimpflich behandelt hatte, stieg er vom Pferde, umarmte ihn und überhäufte ihn mit Lob und Schmeichelnamen. In der That war dieser Sieg entscheidend. Oesterreicher und Sachsen wichen nach Böhmen, Dresden kapitulirte, das ganze Kurfürstenthum war verloren.

Friedrich sah jetzt bestimmt dem Ende des Krieges entgegen. Durchaus keine Rücksicht hatte er auf die Franzosen zu nehmen, die alle Bedingungen des beiderseitigen Bündnisses unerfüllt gelassen und ihm noch zuguterletzt auf seine Bitte um Hülfe gegen den österreichisch-sächsischen Angriff nicht nur abschlägig, sondern sogar mit verletzendem Hohne geantwortet hatten. Dagegen erfüllte ihn die immer drohendere Haltung Rußlands mit Schrecken und dem dringenden Wunsche nach Frieden.

Darin begegnete er völlig den Bestrebungen der Sachsen. Auch Maria Theresia mußte wol nach diesen Ereignissen sich überzeugen, wie fruchtlos die Hoffnung auf die Rückeroberung Schlesiens sei, und wie ihre Hartnäckigkeit den Preußen gegenüber nur den Verlust ihrer niederländischen und italienischen Provinzen zur Folge habe. Endlich kündigte ihr England an, es werde die Zahlung seiner Hülfsgelder an sie einstellen, wenn

Digitized by Google

sie nicht, auf die Bedingungen der Convention von Hannover hin, mit Preußen abschließen werde. Der österreichische Minister Graf Harrach, der ohnehin damals in Dresden weilte, brachte daselbst schon am 25. December 1745 den Frieden zu Stande. Ein Gegenbefehl Maria Theresia's, veranlaßt durch bestimmte Zusicherungen russischer Hülfe, traf zu spät ein. Sachsen erkannte die Herrschaft Preußens in Schlesien an und bezahlte demselben eine Million Thaler Kriegsentschädigung. Oesterreich bestätigte den Frieden von Breslau, selbst mit der Garantie des gegenwärtigen preußischen Besitzes; dafür trat Friedrich als Kurfürst von Brandenburg der Wahl des Großherzogs von Toscana zum Kaiser bei.

Die Minister des Königs, die ihn stets für einen tollkühnen und selbstüberhebenden Wagehals gehalten, waren über seine Mäßigung nach so vielen glänzenden Vortheilen freudig erstaunt. In der That hatte der zweite Schlesische Krieg, trotz aller preußischen Siege, mit einem Erfolge der österreichischen Politik geendet: an Stelle eines antiösterreichischen herrschte wieder ein österreichischer Kaiser — sonst war in den deutschen Verhältnissen alles beim alten geblieben. Sicher hatte dieser Krieg den Feldherrnruhm Friedrich's und das Ansehen seines Heeres beträchtlich vermehrt. Nach den wiederholten und ausnahmslosen Siegen über Oesterreicher und Sachsen konnte nicht mehr von Glück und Gunst des Zufalls, sondern nur noch von dem Verdienste der Preußen die Rede sein. Die preußische Armee wurde bereits als die erste der Welt betrachtet. Andererseits hatte das zuchtlose und gewaltthätige Betragen der Ungarn und Kroaten in Oberschlesien den Oesterreichern die Sympathien der dortigen Bevölkerung gründlich verscherzt. Indeß abgesehen von diesen moralischen Vortheilen, waren alle Absichten und Ziele, die Friedrich bei dem Wiederbeginn des Kampfes gehabt hatte, durch die überlegenen Kräfte Oesterreichs und durch die Misgunst, die in ganz Europa gegen den preußischen Emporkömmling herrschte, vereitelt worden. Das hatte der König schon am Schlusse seines unglücklichen böhmischen Feldzuges vom Jahre 1744 erkannt — und seitdem hat Friedrich II. die

Digitized by Google

Kriegslust, die ihn beim Beginn seiner Regierung beseelt hatte, völlig eingebüßt. Er hatte einsehen müssen, daß eine vorzügliche Armee und ein genialer Führer nicht hinreichen, um in dem Wettstreit der europäischen Kräfte mit einem Schlage aus einem kleinen Staate einen großen zu machen, und daß das damalige Preußen wol fähig war, einen Feldzug, nicht aber einen langwierigen Krieg zum glücklichen Ende zu führen. Mit Enttäuschung fand er, daß er mit seiner neuen Schilderhebung nur Leuten Nutzen geschafft hatte, die ihm im Grunde eher antipathisch als selbst nur gleichgültig waren — den französischen und spanischen Bourbonen. Wie verschieden sind seine milden und philiosophisch gemäßigten Auslassungen aus dem Jahre 1745 gegen den kecken und übermüthigen Ton seiner Correspondenz von 1740 und 1741! „Ich bin", schrieb er zwei Jahre später an die Markgräfin von Baireuth, „von der Leidenschaft des Ruhmes glücklich geheilt; ich habe den Rausch, in den sie mich versetzte, überwunden."

In Berlin hatte man den zweiten Schlesischen Krieg nicht minder ungern gesehen als den ersten. Aber die heldenmüthige und geniale Haltung des Königs während desselben und dann die bescheidene Art, in der er seinen Sieg nur zum schleunigen Abschlusse eines maßvollen Friedens benutzte, erwarben ihm die Liebe und Bewunderung seiner Unterthanen, die ihn mit einem Enthusiasmus begrüßten, wie er nie zuvor einem brandenburgischen Fürsten zutheil geworden war. Schon jetzt wurde ihm allgemein der Beiname des „Großen" gegeben. Eine Zeit der Begeisterung, der allgemeinen Freude schien über das ganze Volk gekommen. An den Thaten der beiden Schlesischen Kriege hat sich das preußische Gemein- und Nationalgefühl erst zu rechter Wärme entzündet.

Das Volk empfand richtig, mit einer Art Instinct, die Bedeutung der letzten Ereignisse. Die beiden Schlesischen Kriege und ihr Ergebniß: die Uebertragung einer wichtigen und volkreichen Provinz von Oesterreich auf Preußen, gaben diesem letztern eine ganz neue Bedeutung im deutschen Reichs- und Volksthum. Bisher hatten die Welfen, die Wittelsbacher,

Digitized by Google

die Wettiner noch daran denken können, mit den Hohenzollern gleichen Schritt zu halten; Preußen war eben ein deutscher Mittelstaat gewesen wie so viele andere. Jetzt waren Baiern und Sachsen tief gedemüthigt; Hannover wenig mehr als eine englische Provinz, während Preußen sich nicht nur durch territoriale Ausdehnung und Bevölkerungszahl weit über alle andern deutschen Gebiete erhoben, sondern auch seine selbständige Bedeutung durch den zweimaligen siegreichen Waffengang mit Oesterreich bewährt hatte. Dieses Preußen Friedrich's II. ordnete sich offenbar nicht mehr in die elende Gestaltung des unter den habsburgischen Kaisern völlig verkommenen deutschen Reichsganzen ein. Es trat Oesterreich ebenbürtig gegenüber als ein starker Kern, an den die übrigen Bestandtheile der deutschen Nation zu neuer festerer und symmetrischerer Krystallisation anschießen sollten und mußten! Gewiß, dieses Preußen war in Rebellion gegen die bestehende Ordnung im Reiche, aber zu Deutschlands Nutzen und Rettung. Das alte unfruchtbare, sich lärmend in ewig hohlem Gleise drehende Reichsgetriebe war vernichtet, eine Krise heraufbeschworen, die durch scheinbare Auflösung zu neuem Leben führen sollte. Das ist die Bedeutung der beiden Schlesischen Kriege für die Gestaltung Preußens und Deutschlands!

Die fünf ersten Regierungsjahre Friedrich's waren, mit kurzer Unterbrechung, durch Waffenlärm und politische Sorgen dringendster Art erfüllt gewesen. Auf sie folgt nun, bis zum Ausbruch des Siebenjährigen Krieges, ein Jahrzehnt stillen friedlichen Schaffens und schönster persönlicher Ausbildung: eine Zeit, die wol als der Höhepunkt von Friedrich's Leben und Entwickelung gelten darf. Die schlesischen Feldzüge hatten ihm den Leichtsinn und Uebermuth der Jugend abgestreift und ihn zum Manne gereift; die furchtbaren Leiden und Nöthen des Siebenjährigen Krieges haben ihn später vorzeitig in einen Greis verwandelt: aber in dem dazwischenliegenden Decennium waren alle Eigenschaften seines Geistes und Herzens in schönster Blüte, war der zarte Staub von den Flügeln seiner Seele

Digitized by Google

noch nicht abgestreift. Sein Gemüth stand allen Regungen der Freundschaft, der Kunst, der Großmuth offen. Der sarkastische Witz hatte noch nicht den heitern Humor verdrängt. Die Dichtkunst füllte beglückend und erhebend die Mußestunden aus. Da interessirt er sich für die Oper, der er selbst in Berlin ein Haus errichtet hat, kritisirt Sänger und Tänzerinnen und verschreibt sich solche Künstler, unter mannichfachen Bemühungen. Da erbaut er Akademie und Domkirche in Berlin, schafft den Thiergarten aus einer Wildniß zum Park um und schmückt nach seines Architekten Knobelsdorff Plänen das Stadtschloß in Potsdam. Aber vor allem will er sich ein „Sorgenfrei" gründen, ein Sanssouci, wo er in ländlicher Zurückgezogenheit, außerhalb des Getriebes der beiden Residenzen und doch nicht allzu weit von ihnen entfernt, nicht nur dem Staate, sondern auch den Genüssen des Geistes und einer feinen ausgesuchten Geselligkeit leben könne. Klein und unscheinbar ist inmitten des großen schönen Gartens das Haus, das er sich errichtete: aber es ward reich mit Kunstwerken geschmückt, wie sie dem Geschmacke der Zeit entsprachen, und mit einigen antiken Schöpfungen, die immer Bewunderung erregen werden. Eine große, prächtig ausgestattete Bibliothek fehlte da nicht. In diesem Schlosse, das man noch jetzt nicht ohne tiefes Gefühl betrachtet, vereinigte Friedrich mit der sorgsamsten und angestrengtesten Thätigkeit für seinen Staat die Pflege der Kunst und die Freuden eines edeln Verkehrs; hier schrieb er zugleich seine bedeutendsten Werke. Ein ganzes reiches Menschenthum hat sich in diesen Räumen ausgelebt. „In Wahrheit", sagte Voltaire, „es gibt auf der Welt einen ganz außerordentlichen Menschen,

Il est grand roi tout le matin,
Après dîner grand écrivain,
Tout le jour philosophe humain,
Et le soir convive divin:
C'est un assez joli destin.
Puisse-t-il n'avoir point de fin!"

Kaum war der Friede wiederhergestellt, so suchte Friedrich die Schar anregender Freunde wieder um sich zu sammeln.

Digitized by Google

Das war ihm ein tiefes Bedürfniß. „Der Geist ist ein Feuer", sagte er, „das erlischt, wenn man es nicht nährt." Freilich, der Kreis von Rheinsberg und selbst der ersten Monate des Königthums fand sich nicht wieder zueinander. Vier theuere Freunde hatte der Tod ihm rasch aufeinander geraubt: den Aesthetiker Suhm, dann Jordan, Kayserlingk, den Erzieher Duhan. Die rührende Weise, in der er, inmitten der furchtbarsten politischen Sorgen und Kümmernisse, diese Ereignisse beklagt, zeigen, wie wenig gegründet für die Mannesjahre Friedrich's der Vorwurf der Hartherzigkeit war, den man ihm schon damals gemacht hat. Wie schön schreibt er über Suhm: „Ich möchte lieber Millionen verloren haben. Mein Herz wird trauern, tiefer, als man für die meisten Verwandten trauert. Sein Andenken wird so lange währen, als ein Tropfen Blutes in meinen Adern fließt, und seine Familie wird die meinige sein. Leben Sie wohl; ich kann von nichts anderm sprechen. Das Herz blutet mir, und der Schmerz ist zu lebhaft, als daß ich an anderes als diese Wunde denken könnte." Nicht minder innig betrauert er die andern Abgeschiedenen und sorgt für deren Hinterbliebene in eingehendster Weise. Ein König, der solche Zuneigung hegt und einflößt, ist wahrlich ein Mann guten und weichen Sinnes!

Nun galt es, diese Lücken wenigstens im Verkehre zu ergänzen, wenn auch dem Herzen Friedrich's niemand wieder so nahe getreten ist wie die Jugendfreunde. Am nächsten stand ihm noch Graf Rothenburg, ein geistvoller und thätiger Mann, durch glänzende Tapferkeit nicht minder ausgezeichnet als durch diplomatische Gewandtheit. Er war der vertrauteste Genosse, mit dem Friedrich mündlich und schriftlich alles besprach, was ihn innerlich beschäftigte: literarisch war freilich der Graf weniger angelegt. Er hatte das Schicksal aller Freunde des Königs: er wurde ihm frühzeitig entrissen, 1751, an den Folgen einer im zweiten Schlesischen Kriege erhaltenen Wunde. Friedrich war tief erregt. „Gestern", schreibt er seiner Schwester von Baireuth, „ist Rothenburg in meinen Armen gestorben. Ich sollte Dir auf Deinen Brief antworten. Aber ich bin

Digitized by Google

unfähig dazu, ich sehe nichts als meinen Schmerz. Alle meine Gedanken richten sich auf den Verlust eines Freundes, mit dem ich zwölf Jahre in vollkommener Harmonie gelebt habe. Möchte der Himmel Dir ähnliches Unglück ersparen und Dir nur Freude schenken."

Die Ausländer, die nun fast ausschließlich den König umgaben, fesselten mehr seinen Geist als sein Herz, mit einziger Ausnahme des Marquis d'Argens, der ihm ein wahrer Freund wurde und blieb. D'Argens war ein Provenzale, der, nachdem er sich in mancherlei Abenteuern, in der juristischen und militärischen Laufbahn, auch als Schriftsteller, zumeist im leichten belletristischen Fache, viel versucht hatte, im Beginne der vierziger Jahre nach Berlin gekommen war. Er war ein gutherziger, dienstfertiger Mensch, ein heiterer Gesellschafter, ohne Prätensionen, von skeptisch-deistischer Gesinnung, wie der König selbst. In allen literarischen Dingen, soweit sie einen gebildeten Franzosen jener Zeit interessirten, war er wohl zu Hause und wußte über sie mit Urtheil und Geist zu sprechen. So empfahl er sich dem Monarchen, der ihn an sich fesselte, indem er ihn zum Kammerherrn und zugleich zum Director der Klasse der Schönen Wissenschaften in seiner Akademie ernannte. Gelegentliche Streitigkeiten wußte d'Argens stets durch schlagfertigen und doch bescheidenen Witz wieder auszugleichen. Immer inniger wurde das beiderseitige Verhältniß, zumal d'Argens mit wahrer Liebe und Ergebenheit und aufrichtigem Vertrauen an seinem königlichen Beschützer hing.

Später, 1747, kam auch Algarotti wieder auf einige Zeit an den Hof, der „Schwan von Padua", wie Friedrich ihn oft scherzend nannte, der venetianische Kaufmannssohn, den Friedrich zum Grafen und Kammerherrn ernannt hatte. Er war ein vollendeter Egoist, ohne herzliche Beziehungen, aber ein gewandter, feiner Italiener, auf dessen stets bereites Urtheil in Sachen des Geschmackes und der Kunst der König viel gab; seine geschickten Schmeichelreden machten ihn noch angenehmer. Lange Jahre blieb er in Berlin, bis ihn die Sehnsucht nach der Heimat wieder nach Italien zog. Auf dem Campo santo

Digitized by Google

in Pisa hat ihm später Friedrich ein marmornes Standbild errichten lassen.

Noch ferner blieb dem König der Arzt und Naturforscher de Lamettrie, der nicht nur in seinen Schriften dem gröbsten Materialismus huldigte, sondern auch in seinem Leben die cynischste Unmoral und eine geradezu verbrecherische Gesinnung bethätigte. Indeß er war wegen seiner philosophischen Anschauungen in Frankreich und Holland verfolgt worden: eben dieser Umstand verschaffte ihm eine Zuflucht in Berlin. Auch war er gesellig, heiter, witzig, nicht ohne gewisse liederliche Gutmüthigkeit; so spielte er an Friedrich's Tafel die Rolle eines Lustigmachers, der zu viel Esprit besaß, um je lästig zu werden. Nur als solchen hat ihn der König betrachtet, wie dessen Grabrede über ihn an seine Schwester bezeugt, als er 1751 gestorben war: „Wir haben den armen Lamettrie verloren. Er ist infolge eines Scherzes gestorben, indem er eine ganze Fasanenpastete aufaß. Die Folge davon war eine furchtbare Indigestion und ein hitziges Fieber, das ihn fortgerafft hat. Er wird von allen bedauert, die ihn gekannt haben. Er war lustig, ein guter Teufel, kein übler Arzt, ein sehr schlechter Schriftsteller. Aber wenn man seine Bücher nicht las, konnte man recht zufrieden mit ihm sein."

Ganz anderer Art war der bretonische Mathematiker Maupertuis, der seinen Ruhm der im Auftrage Ludwig's XV. 1737 von ihm unternommenen Gradmessung in Lappland verdankte. Da auch Voltaire ihn empfahl, wurde er von Friedrich nach Berlin berufen, in den Kreis seiner Vertrauten gezogen und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannt. Er war lebhaft, voll Feuer und Einbildungskraft; aber dabei ein Sonderling, von großer Selbstüberhebung, andere mitleidslos verspottend, während er selbst auch nicht einmal Widerspruch vertragen konnte. Doch ließ der König, der seine Verdienste wol etwas überschätzte, sich von dem stolzen Gelehrten vieles gefallen.

Eigen war Friedrich's Verhältniß zu einem der bedeutendsten und edelsten Männer des damaligen Frankreich, zu d'Alembert,

Digitized by Google

dem berühmten Mitarbeiter der „Encyclopädie". Es zeigt den König von der schönsten Seite, wie er um die Gunst des trefflichen Gelehrten wirbt, wie er ihn mit allen Mitteln an sich zu ziehen sucht und, als dies auf die Länge nicht glücken will, da d'Alembert sich von den liebgewordenen Umgebungen in Paris nicht losreißen kann, mit ihm 37 Jahre hindurch in ununterbrochener geistig wie gemüthlich gleich anregender, stets edel und schöpferisch gehaltener Correspondenz bleibt! Nur zweimal, auf kurze Zeit, war d'Alembert in des Königs Gesellschaft. Aber der Eindruck, den dieses Zusammenleben auf einen Mann von der Bedeutung d'Alembert's gemacht hat, wird stets ein herrliches Zeugniß für den Charakter Friedrich's bleiben. Wenn jener in seinem pariser Kreise, so erzählt ein Augenzeuge, von seinem Aufenthalte in Sanssouci redete, glänzte sein Auge und sein Ausdruck wurde wärmer. „Man kennt", rief er dann aus, „diesen König allein durch seine Thaten, die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht: wie er durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wonne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. Solch ein König steht für die Menschen und für Menschenherrscher wie die Regel des Polyklet für alle Künstler da."

In diesen auserwählten Kreis traten 1747 auch die beiden Keith, zwei hochadelige Schotten, die, nachdem sie wegen ihrer Anhänglichkeit an das Stuart'sche Königshaus ihr Vaterland hatten verlassen müssen, nach mannichfachen Irrfahrten in Berlin die bereitwilligste Aufnahme und die höchste Schätzung fanden. Der ältere, der schottische Erbmarschall, war vor allem ein feingebildeter und würdiger Weltmann, der jüngere, von Friedrich zum Feldmarschall ernannt, ein wackerer und begabter Krieger, seinem königlichen Gönner bis in den Tod ergeben, dabei literarisch nicht unerfahren und von guten Gaben.

Eine jede dieser mannichfachen Naturen wußte Friedrich nach ihrer Weise zu behandeln, für sich zu benutzen und an den rechten Platz zu stellen. Jedem wußte er entsprechend zu

Digitized by Google

begegnen: sein Briefwechsel ist das redendste Zeugniß der ungemeinen Vielseitigkeit, des unerschöpflichen Reichthums seines Wesens. Jeden behandelte er, wie der jüngere Keith erzählt, mit der Familiarität eines Freundes, keinen aber als bevorzugten Günstling. Ueberhaupt, das war ihm Bedingung des Umgangs: seine Freunde sollten in ihm nur den Menschen schätzen, nicht den König; sie durften weder Beförderung oder Geldgeschenke von ihm verlangen noch irgendeinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte zu üben versuchen. Nur Unverstand kann ihm dies als Gleichgültigkeit oder Geiz anrechnen: dürfte unter andern Umständen ein Fürst auf wahre uninteressirte Freundschaft rechnen?

Hier müßte jetzt von seinem Verhältniß zu Voltaire die Rede sein. Aber wozu hundertfach Erzähltes noch einmal wiederholen? Ein Zusammenleben der beiden großen Männer war auf die Länge unmöglich. Dafür war Voltaire viel zu eigennützig und habgierig darauf bedacht, aus seiner Freundschaft mit Friedrich persönlichen Vortheil zu ziehen; Friedrich dagegen zu sehr absoluter König, um den Schwächen eines Dichterfürsten die gebührende Nachsicht angedeihen zu lassen. Nach einigen Jahren der bittersten Feindschaft, die zumal von Voltaire mit den unwürdigsten Waffen ausgefochten wurde, trat Friedrich wieder mit demselben in Briefwechsel, da er der geistigen Anregung, die ihm aus letzterm floß, nicht entrathen mochte. Aber Voltaire's Bitten, ihm den Kammerherrnschlüssel und den Orden pour le mérite, die er ihm hatte abnehmen lassen, wieder zu verleihen, wies der König stets zurück, weil er ihn solcher persönlicher Auszeichnung für moralisch unwürdig gefunden hatte. Seinem Geiste blieb Voltaire stets nahe, seinem Herzen und seiner Person aber fremd.

„Ich danke Ihnen, Mylord", hatte er in der ersten Erregung — 16. Mai 1753 — an Keith geschrieben, „für alle die Mühe, die Sie sich geben, um mich von diesem Lumpen von Poeten zu befreien, der zur Strafe meiner Sünden hierher gekommen ist. Indem ich von diesem Unglücklichen spreche, kann ich ihn mit keinen andern Ausdrücken bezeichnen

Digitized by Google

als mit denjenigen eines Spitzbuben und Elenden; denn er hat hier eine ganze Reihe schuftiger, betrügerischer und verbrecherischer Streiche begangen. Ich hätte niemals geglaubt, daß mit all seinem Geiste er eine so schwarze Seele haben könnte; wenn ich Ihnen den hundertsten Theil der Scenen beschriebe, die er hier gespielt hat, so würde Ihre Ehrenhaftigkeit darüber schaudern." Indeß dieser Zorn ließ bald nach. Voltaire's schnöde Angriffe verachtete der König: „Ich überlasse ihn seinem Schicksale", bemerkt er einen Monat später; „es steht ihm frei, alle möglichen Thorheiten und alles, was seine Geschwätzigkeit ihm darüber sagen wird, zu begehen." Die „brutale Dienstfertigkeit", mit welcher der preußische Resident in Frankfurt, Freytag, den Dichter mishandelte, hat Friedrich sofort verurtheilt.

Der stete Umgang mit Schriftstellern und Gelehrten regte ihn selbst von neuem zu eifrigem literarischem Schaffen an. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Dichtkunst. Er hat es anmuthig geschildert, wie, nachdem er am Wohle der Unterthanen gearbeitet, die Rechtspflege beaufsichtigt, die Finanzen geordnet, oder auch Tractate zu Stande gebracht oder eine Schlacht geleitet, er unschuldigen Freuden obliegt, indem er seine Leier stimmt. Das ist es eben, was Friedrich's Poesie durchaus charakterisirt: sie ist der unmittelbare Ausfluß seiner persönlichen Stimmungen und Gedanken, ein Erzeugniß innern Triebes und innerer Nöthigung, nicht für das Publikum bestimmt, sondern eine Genugthuung, eine Freude, eine beruhigende Harmonie für den königlichen Dichter selbst. Nicht Eitelkeit, dicht gespreizte Selbstüberhebung oder Ruhmsucht spricht sich darin aus — Friedrich schreibt, wie er gerade denkt, ohne Nebenansichten; es ist eine Gelegenheitspoesie im bessern Sinne. Er selbst hat ihr nie einen andern Werth beigelegt; im Gegentheil, er spricht sich über sein poetisches Schaffen stets mit der größten Bescheidenheit aus. Aber wie sehr es ihm natürliches Bedürfniß war, zeigen die Verse, in die so oft seine Prosa unwillkürlich übergeht. Diese Dichtung spiegelt ganz das Wesen

Digitized by Google

des großen Königs und die französische Bildung seiner Zeit wider. Von tiefem Gefühl ist nicht viel darin zu finden; aber klarer Verstand, reicher Witz, eine überaus fruchtbare Erfindungsgabe machen noch heute die Lektüre von Friedrich's Dichtungen anziehend, und der mythologische Apparat im Rococostil, der darin eine große Rolle spielt, gibt einen nicht unangenehmen antiquarischen Beigeschmack. Jedenfalls ist er viel weniger naturwidrig als die Nachahmung aller möglichen fremden Gesinnungs- und Dichtungsarten in der darauffolgenden romantischen Epoche. Die philosophischen und moralischen Anschauungen, die sich in des großen Königs poetischen Schöpfungen kundgeben, sind edel und schön, wenn auch bisweilen in spöttischer und tändelnder Form ausgedrückt. Die Sprache, obwol nicht immer ganz correct, ist flüssig, elegant, beredt, freilich an sich weniger dichterisch als rhetorisch, wie das ja überhaupt der französischen Poesie, zumal in der Zeit Voltaire's, eigen war.

In unsere Periode fällt zunächst das komische Heldengedicht „Palladion" (1748), das, auf einer wahren Begebenheit fußend, die vergeblichen Anstrengungen der Oesterreicher schildert, den französischen Gesandten bei Friedrich, Valory, in ihre Gewalt zu bekommen, den sie für das Palladium der Preußen halten, an das deren Glück geknüpft sei. Das gibt dann zur Verspottung der falschen Frömmigkeit und militärischen Unfähigkeit der österreichischen Heerführer, aber auch zu herzlich empfundenem Preise preußischer Helden Gelegenheit. Das Gedicht wurde mit dem tiefsten Geheimniß umgeben, und alle Bemühungen Valory's, wenigstens für seinen König ein Exemplar zu erhalten, waren vergeblich. Nichts ist charakteristischer für Friedrich's Standpunkt zu seinen eigenen Dichtungen als sein Bescheid an den französischen Diplomaten (27. März 1750): „Ich kann mich nicht dazu verstehen, Ihnen die Neckerei zu schicken, die Sie von mir verlangen, und für die Sie eine Neugier erweckt haben, welche das Werkchen nicht verdient, deren Werth aber der Autor vollkommen würdigt. Diese Thorheit, wie Sie wissen, war nur eine Beschäftigung meiner Muße, die

Digitized by Google

Zerstreuung eines Carnevals und eine Art Herausforderung meiner selbst; das Gedicht, wenn es eins ist, trägt den Stempel meiner Lustigkeit und der Zeit, in der ich es componirt habe. Ich fürchte, man möchte mich des Mangels an Vernunft bezichtigen, dessen man stets die Poeten angeklagt hat und Sie werden mir zugeben, daß diese Besorgniß nicht gleichgültig ist, wenn zufällig der Poet ein Fürst ist. Ein König, der ein Gedicht in sechs Gesängen schreibt, einen Himmel sich ausdenkt und die Erde frei zu kritisiren wagt, ein Deutscher, der französisch reimt: das hieße zu vielen Vorurtheilen auf einmal trotzen und sich lächerlich machen, und ich fühle nicht den Muth in mir, so offen das Recht der vorgefaßten Meinungen anzugreifen. Ich verzeihe mir dies Werk nur in Anbetracht der kurzen Zeit, die ich ihm gewidmet, und der festen Ueberzeugung, daß ich lediglich gesucht habe, mich zu unterhalten, ohne andere interessiren zu wollen."

Ein Jahr später als das „Palladion" (1749) dichtete der König dann ein ernstes längeres Gedicht über die Kriegskunst. Es ist schön und groß gehalten, von preußischem Patriotismus und Dankbarkeit für sein heldenmüthiges Heer gehoben, voll goldener Vorschriften nicht nur für den Feldherrn als solchen, sondern auch als Menschen, von mannichfachen Episoden belebt, durch die Erinnerungen an Selbstgethanes durchglüht: aber schließlich kann man sich dem kühlen und abspannenden Eindrucke, den jedes längere Lehrgedicht hervorbringen muß, nicht entziehen. Jedenfalls ist es eins der besten seiner Art. Die „Art de la guerre" hielt der König — zuerst unter seinen Schöpfungen, außer dem „Anti-Machiavell" — für werth, sie sofort dem Drucke zu übergehen.

Um diesen größern Productionen gruppirt sich eine Menge kleinerer Gedichte, die das Fühlen und zumal das Denken des großen Königs fast von Tag zu Tag widerspiegeln. Seine philosophischen Anschauungen, selbst seine moralische Betrachtungsweise wechseln darin sehr oft, je nach den Anregungen, die er empfangen, oder den Mustern, denen er gerade folgte; aber was stets sich gleichbleibt, ist die Nichtachtung des eiteln

Digitized by Google

Treibens der Höfe und Residenzen, die Lust an Arbeit und Ruhm, die Beschränkung auf geistige Beschäftigung.

Bedeutender noch als die poetische war die historiographische Thätigkeit Friedrich's. Zunächst wollte er die Schilderung seiner Thaten und derjenigen seines Heeres während der beiden Schlesischen Kriege nicht vielleicht unwissenden oder zu ihrer Aufgabe wenig geeigneten Spätern überlassen. So begann und beendete er im ersten Jahre des Friedens (1746) die „Geschichte meiner Zeit". Nicht Vollständigkeit oder Genauigkeit, nicht unbefangene Würdigung aller Verhältnisse und Personen darf man von dem königlichen Autor erwarten; aber wenn man wissen will, wie die hochwichtigen und interessanten Vorgänge jener ereignißreichen Zeit sich in dem Geiste eines großen Feldherrn, Staatsmannes und Monarchen widerspiegelten, so wird man in Friedrich's Schrift die ausgiebigste Belehrung und zugleich die anziehendste Darstellung finden. Zumal die erste Redaction — später ist das Buch von dem Verfasser selbst noch einmal abschwächend und feilend überarbeitet worden — fließt über von Geist, Witz, treffendem und schlagfertigem Urtheil, blendenden Aperçus. Dabei schont der königliche Autor sich selbst keineswegs, sondern rückt seine Fehler ins schärfste Licht — freilich nur seine Fehler als Militär. Eine gleiche Freimüthigkeit wird man immerhin selten in einem andern Memoirenwerke finden.

Von fast nicht minderer Bedeutung als die „Geschichte meiner Zeit" sind die „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg". Friedrich hat dazu theilweise die Arbeiten seines verstorbenen Lehrers Duhan sowie den Abriß der „Geschichte der ersten hohenzollernschen Kurfürsten" von dem Cabinetsrath Müller benutzt, andererseits aber, zumal für die Zeit von 1640 an, besondere archivalische und militärische Forschungen anstellen lassen. Von hier, von der Regierung des Großen Kurfürsten an, hat das Werk einen eigenthümlichen Werth. Es ist doch nichts Geringes, daß ein Monarch von der Größe Friedrich's II. mit Einsicht, genauer Kenntniß und bewundernswerther Unparteilichkeit die Geschichte Preußens schildert. Wie hoch erhebt

Digitized by Google

er sich über all den juristischen und antiquarischen Kram, welchen die deutschen Geschichtsklitterer jener Zeit vorbrachten, über ihre pedantischen Bemerkungen, ihre flach moralisirenden Urtheile, ihre administrative und militärische Unwissenheit. Wie sachverständig ist seine eigene Anschauungsweise über die mächtige Persönlichkeit und die schöpferische Thätigkeit des Großen Kurfürsten, wie scharf seine Verdammung des liederlichen und nichtsnutzigen Treibens unter seinem eigenen Großvater, dem ersten Könige! Friedrich wußte noch nichts von der modernsten Art des Patriotismus, die sämmtliche preußische Könige ohne Ausnahme als nachahmenswerthe und seltene Muster darstellt und fordert, daß alles, was je in Preußen geschehen ist — auch das an sich Entgegengesetzte — als gleichgut betrachtet und gepriesen werde. Wie schön, wie unbefangen und doch liebevoll würdigend ist dagegen alles, was er über die Verdienste und die nur mit schonender Hand berührten Schwächen seines Vaters sagt! Es zeugt von einer tiefen und geistvollen Auffassung der Geschichte, daß der erzählenden Schilderung die ersten Fachmänner Preußens, nach seiner eigenen Anweisung, Abhandlungen über die verschiedenen Zweige des Staates- und Volksthums hinzufügen mußten; denn Friedrich war darin ein treuer Schüler Voltaire's und Montesquieu's, daß er die geschichtliche Entwickelung und Darstellung nicht ausschließlich in den großen Haupt- und Staatsactionen, sondern daneben und noch mehr in den stillen, zunächst unbemerkten, aber schließlich alle Bedingungen des individuellen und Völkerdaseins umgestaltenden Vorgängen des Culturlebens, der moralischen, ökonomischen und geistigen Welt suchte. Er war vielleicht nur ein mittelmäßiger Dichter, aber jedenfalls einer der schöpferischsten und genialsten Historiker des 18. Jahrhunderts. Die „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" wurden vor ihrer endgültigen Veröffentlichung von Voltaire durchgesehen und mit einer Fülle von kritischen Bemerkungen, sowol sprachlichen als auch historischen Inhalts versehen. Die letztern zeigen eine geradezu bewunderswerthe Detailkenntniß bei dem großen französischen Schriftsteller, der dabei dem König-

Digitized by Google

lichen Autor von hervorragendem Nutzen war. Doch hat Friedrich die Vorschläge seines Freundes fast stets selbstschöpferisch benutzt und umgearbeitet und ihnen das Gepräge seines eigenen Geistes und seinen individuellen Stils aufgedrückt. Unaufhörlich feilte er an seiner Arbeit mit einer Gewissenhaftigkeit, die jedem Geschichtschreiber Ehre machen würde. Sobald ihm über eine Thatsache der mindeste Zweifel aufstieß, ließ er genaue actenmäßige Untersuchungen über dieselbe anstellen. Seine historische Thätigkeit ist mustergültig noch für die Gegenwart.

In philosophischer Hinsicht hat Friedrich keinen eigenthümlichen Standpunkt. Aber es ist immerhin ergreifend zu sehen, wie sein kräftiger Geist, der sich denn doch mit dem Nichts des Materialismus nicht befreunden kann, immer wieder aus der Skepsis heraus zu einer positiven Ueberzeugung zu dringen sucht. In zahlreichen Versen, Briefen, Gesprächen bekämpft er den Gedanken der Unsterblichkeit der Seele; aber sobald ein theuerer Freund, ein liebes Mitglied der Familie dem Tode verfällt, spricht er immer wieder die Hoffnung auf eine einstige Wiedervereinigung, auf ein baldiges Wiedersehen aus. Wie oft machte er sich über jede Art der Theologie lustig: aber den Glauben an einen persönlichen Gott wollte er doch nicht aufgeben. „Ich kenne Gott nicht, aber ich bete ihn an", war sein Ausspruch. Und ein anderes mal sagte er zu seinem Vorleser Catt: „O mein Freund, wer nicht einen höchsten Erhalter des Universums annimmt, muß den Verstand verloren haben; so viele bewunderswerthe Zwecke, so viele zutreffende Mittel bezeugen deutlich die Einsicht, die sie geschaffen hat; wir finden ja die Intelligenz bei den Menschen; daraus folgt das Dasein einer höhern Intelligenz, die ihnen das Theilchen Geist, dessen sie sich erfreuen, abgegeben hat." Aber als Catt meinte, diese Ansicht und ihr Beweis seien unwiderleglich — erwiderte der König: „Ich möchte hier nicht von Beweis, sondern nur von moralischer Evidenz reden." Wie zahllose moderne Menschen sind in derselben Lage wie Friedrich: ihre Vernunft tastet unsicher umher, der moralische Sinn allein hält sie in schmerzlichem Ringen an einigen wenigen Ueber-

Digitized by Google

zeugungen fest; ich meine, es sind nicht die Schlechtesten, denen es so ergeht.

Ein Feind der Religion war Friedrich keinenfalls. Von einer vernünftigen Pflege derselben erwartete er vielmehr die besten Folgen für die öffentliche Sitte. „Darum müssen", schreibt er in einer Cabinetsordre vom Jahre 1779 vor, „die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten." Durch Skepsis und Glaubensspötterei das Volk um seine Religion zu bringen, verurtheilte er auf das schärfste.

Neben Wissenschaft und Philosophie wurde dann auch die Kunst eifrig gepflegt. Stundenlang wanderte der König in seinem Arbeitszimmer umher, auf der Flöte phantasirend: er behauptete wol, daß ihm bei dieser Beschäftigung die besten Gedanken gekommen seien. Bei ihm lebte noch Graun, gleichgeschätzt als Tenor wie als Operncompouist; in dieser letztern Eigenschaft mußte er sich freilich die thätliche Einmischung Friedrich's gefallen lassen, der oft genug des Lehrers Tondichtungen scharf beurtheilte und gänzlich umgestaltete. Mehr Achtung hatte Friedrich vor seinem Lehrer Quantz, der sich ganz seinem Dienste widmete und für ihn 299 Concerte componirte Inmitten des dreihundertsten ist der redliche Quantz gestorben. Der letzte überlebende von Friedrich's musikalischen Freunden war Frank Benda, der nur wenige Monate vor dem Könige, dem er dreiundfunfzig Jahre gedient, verschied.

Wunderbar ist, wie wenig Aufmerksamkeit dieser enthusiastische Freund geistiger Durchbildung und Freiheit, dieser eifrige und sorgsame Regent in dieser Zeit dem Schulwesen in seinem Staate gewidmet hat. Er war ein geistiger Aristokrat: nur wenigen Auserwählten, meinte er, sei es beschieden, auf der Höhe der Zeit zu stehen. Das einzige wissenschaftliche Institut, das er damals reformirte, war die berliner Akademie, die von seinem Vater arg vernachlässigt worden war. Er erneuerte sie, indem er ihr Statuten und Einkünfte verlieh und ihr eine Anzahl der geistreichen Männer, Einheimische und Fremde, zuführte, die er um sich versammelt hatte (Januar 1744.) Freilich

Digitized by Google

überwog hier zunächst das dilettantische Element; aber einige Jahre später ward Maupertuis zum Präsidenten mit unbeschränkten Vollmachten ernannt, und er hat dann binnen kurzem dem Institut einen wissenschaftlichen Charakter zu verleihen gewußt. Physiker wie Marggraf, Mathematiker wie Euler, Philosophen wie Sulzer waren nicht geringzuschätzen; der König selber arbeitete fleißig mit in der Klasse für Philosophie und schöne Wissenschaften. Die Verhandlungen und Denkschriften wurden in französischer als der allgemeinen Weltsprache gedruckt: indeß schon die soeben erwähnten Namen zeigen, daß Deutsche daran den hauptsächlichsten Antheil hatten.

In seiner Kirchenpolitik blieb Friedrich dem Grundsatze getreu, den er in einem Anhange zu den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" ausgesprochen hatte: „Es gibt keine Religion, die in Betreff der Moral sich weit von der andern entfernte; demnach können sie der Regierung alle gleich sein, die folglich jedem die Freiheit läßt, auf dem Wege zum Himmel zu gelangen, der ihm gefällt. Daß er ein guter Bürger sei, ist alles, was man von ihm verlangt. Der falsche Religionseifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert, die Duldsamkeit eine zärtliche Mutter, die sie pflegt und zur Blüte bringt." Oder, wie er es poetisch ausdrückte:

> Sectateur de Genève, ou sectateur de Rome,
> Soyez bon citoyen, et mon coeur vous chérit.

Unähnlich seinem im Herzen unduldsamen Vater zog er zahlreiche Katholiken in seine nächste Umgebung. „Von meinen Unterthanen", schrieb er 1746 an Maria Theresia, „fordere ich weiter nichts als bürgerlichen Gehorsam und Treue. So lange sie hierunter ihre Pflicht beobachten, erachte ich mich hinwiederum verbunden, ihnen gleiche Gunst, Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, von was vor speculativen Meinungen in Religionssachen sie auch sonsten eingenommen sein möchten." Herrliche Grundsätze, die damals kein einziger Staat, auch der freieste nicht, auszusprechen wagte! Preußen wurde zuerst das Land vollkommener Gewissensfreiheit, wenigstens

Digitized by Google

für die christlichen Confessionen. Den Katholiken ließ Friedrich in Berlin die dem damaligen Geschmack vorzüglich schön erscheinende Hedwigskirche in der besten Lage der Hauptstadt erbauen; den Katholiken in Ostfriesland gestattete er nach langer Zeit wieder die ihnen durch die Calvinische Unduldsamkeit verwehrte freie Uebung ihres Gottesdienstes. Ebenso erlaubte er ihnen in Tilsit, Krefeld, Leer und vielen andern Orten, zumeist gegen den Willen der ausschließlich protestantischen Regierungsbehörden, Erbauung von Kirchen und Schulen ohne jede beschränkende Bedingung. „In meinem Lande sind alle Religionen frei, also soll die Schule verstattet werden", lautete eine seiner bezüglichen Verfügungen. Auch wurde den protestantischen Geistlichen das Verketzern und Verdammen Andersgläubiger streng untersagt. Wie oft haben seine Minister ihn aufgefordert, für die Unterdrückung von Protestanten in katholischen Staaten an den preußischen Katholiken Repressalien zu üben; er ist darauf niemals eingegangen, sondern forderte vielmehr jene Mishandelten auf, nach Preußen zu ziehen, wo sie des liebreichsten Empfanges sicher seien. Friedrich, der protestantische Herrscher, war es, der zur Hebung der wissenschaftlichen Ausbildung der katholischen Theologen französische Jesuiten an die breslauer Akademie kommen ließ, deren Besuch zur unumgänglichen Bedingung für Erlangung eines geistlichen Beneficiums gemacht wurde. So wohlgeneigt schien er den Katholiken, daß man im Jahre 1748 nicht allein in Rom, sondern auch unter den französischen und holländischen Protestanten von seinem Uebertritte zu jener Kirche als von einem nahe bevorstehenden Ereignisse sprach. Das war freilich in jeder Beziehung falsch und verkehrt. Den Charakter seines Staates als eines vorwiegend protestantischen hat er durchaus aufrecht erhalten. In den alten Provinzen desselben mußten auch die Katholiken von den protestantischen Pfarrern sich trauen und ihre Kinder taufen lassen. Ebenso hatten nur die protestantischen, nicht die katholischen Feldprediger das Recht, geistliche Amtshandlungen vorzunehmen. Und öfters haben den König die österreichischen Sympathien der schlesischen Klostergeistlichkeit

Digitized by Google

und selbst katholischer Pfarrer in hellen Unmuth versetzt, der sich dann in scharfer Maßregelung der Schuldigen und selbst der Verdächtigen bethätigte. Allein Papst Benedict XIV. hat sich über das Verfahren und die Persönlichkeit Friedrich's vor versammeltem Cardinalscollegium mit größter Befriedigung ausgesprochen. Schon 1747 ließ er ihm durch den Fürstbischof von Breslau seinen lebhaften Dank für die Behandlung der schlesischen Katholiken zu erkennen geben; nachträglich waren beide Souveräne durch Vermittelung Algarotti's sowie preußischer Agenten in Rom in freundschaftlichstem Verkehre. Benedict war der erste Pontifex, der dem „Markgrafen von Brandenburg" den königlichen Titel bewilligte. Der König hat dem Papste ein Denkmal in seinen Schriften gesetzt, indem er ihn „den wenigst abergläubischen und aufgeklärtesten der Hohenpriester" nennt, „die seit lange den römischen Stuhl eingenommen haben". Ebenso haben die Jesuitengenerale wiederholt dem Könige die verbindlichsten und dankbarsten Schreiben zugesandt.

Im allgemeinen behandelte Friedrich die Geistlichen aller Confessionen wohlwollend, aber etwas spöttisch; er gründete Kirchen in großer Zahl, doch suchte er deren Diener in apostolischer Einfachheit und Armuth zu erhalten. In gewissem Sinne wurden die Geistlichen dem unmittelbaren Staatszweck nutzbar gemacht: sie mußten die königlichen und behördlichen Verordnungen von der Kanzel herab verkündigen, die Geburts-, Trauungs- und Sterbelisten führen, auf Verhinderung der Desertion hinwirken, bei der Förderung der Seidencultur mitarbeiten. In dem Preußen Friedrich's war eben alles dem Staate dienstbar. Streit, Fanatismus, Herrschsucht litt der König bei den Geistlichen nicht; allzu eifrige und orthodoxe Pfarrer suchte er von jeder Beförderung auszuschließen. Und in den weltlichen Beziehungen der Kirchen behauptete er mit großem Nachdruck seine und des Staats souveräne Rechte: „In allen Dingen", sagte er, „die keine Glaubensartikel angehen, bin ich der oberste Bischof und habe keine andere Autorität anzuerkennen." Klar und scharf verfuhr er hier wie überall, nach einfachen und

Digitized by Google

gesunden Principien, die sich dabei mit den Umständen und Anforderungen der Zeit sehr wohl vereinigen ließen, und die sich von jedem Extrem gleich sorgfältig fern hielten. Hätte man doch in unserm Jahrhundert sein Verfahren nachgeahmt! Friedrich hat im Jahre 1744 trotz des Widerspruchs des Papstes und des breslauer Domkapitels die Ernennung des Grafen Schaffgotsch, der seine Gunst zu erwerben gewußt hatte, zum Coadjutor und damit designirten Nachfolger des Cardinal-Fürstbischofs Sinzendorf von Breslau durchgesetzt. Freilich hatte er sich sowol was die Würdigkeit des Candidaten als auch was dessen patriotische Gesinnung betrifft, einem schweren Irrthum hingegeben! 1747, nach dem Tode Sinzendorf's, brachte er wirklich ohne weiteres die Ernennung Schaffgotsch's zum Fürstbischof zu Wege und erlangte auch bald von Benedict XIV., ungeachtet des Widerstandes der römischen Zeloten, dessen Bestätigung. Als später der Bischof sich widerspenstig, ja endlich verrätherisch zeigte, wurde er von dem Monarchen wiederholt mit scharfem Tadel bedacht und schließlich jeder Jurisdiction und seiner Einkünfte beraubt, sodaß er sich nach dem österreichischen Antheil seiner Diöcese zurückziehen mußte. Schon am 17. März 1744 hat Friedrich durch ein Decret sich das Nominationsrecht für alle schlesischen Kirchenwürden zugesprochen. Er suchte durch einen gewandten Venetianer, den Abbé Bastiani, die Zustimmung des Papstes für diese Verordnung zu erlangen: allein ein solches Opfer mochte ihm Benedict doch nicht bringen, und 1748 mußten die Verhandlungen als aussichtslos abgebrochen werden. Jedenfalls hat der König unter allen Umständen das Recht der Bestätigung sämmtlicher kirchlichen Ernennungen und Wahlen sich gewahrt. In Berlin, Potsdam und andern Orten der katholischen Diaspora setzte er die betreffenden Pfarrer dann ohne jede weitere Nachfrage in Rom oder bei einem Bischof ein und ab. Durchaus wollte Friedrich über seine katholischen Unterthanen keinen auswärtigen Obern leiden, und hat selbst versucht, den Papst zur Ernennung eines apostolischen Vicars für Preußen, mit unbegrenzten Vollmachten, zu bewegen. Doch führten auch diese Negotiationen zu keinem Ergebniß.

Digitized by Google

Einer besonders scharfen Beaufsichtigung unterwarf der König die Klöster. Kein Ausländer durfte in ihnen aufgenommen werden; sie sollten Güter weder kaufen noch verkaufen, noch auch Kapitalien außer Landes anlegen ohne besondere königliche Erlaubniß. Selbst Fürstbischof Schaffgotsch durfte in Breslau einen Garten nur auf seinen eigenen Namen, als persönliches Besitzthum, erwerben. Ueberhaupt wollte der Monarch keinerlei Vermehrung der „Todten Hand"; auch hat er die Neugründung eines Klosters nie gestattet. Die Zahl der Geistlichen sollte nicht über das nothwendige Maß hinaus vergrößert werden, schon um nicht zu viele Leute productiven Beschäftigungen zu entziehen. Deshalb verordnete Friedrich, daß die Tonsur nie vor dem 22. Lebensjahre und nur mit Genehmigung des Kammerpräsidenten genommen werden sollte.

Man sieht, die katholische Kirche unterwarf sich damals stillschweigend und geduldig Beschränkungen, die sie heute als unerträglich und unannehmbar bezeichnet.

Inmitten aller Regierungssorgen gehörten Friedrich's Neigungen noch immer vorzugsweise der behaglichen literarischen Beschäftigung an. Er gesteht selbst, daß sie ihm viel größere Freude gewähre als die Erledigung der Staatsangelegenheiten. Einmal schoß ihm sogar der Gedanke durch den Kopf, seine Krone dem Bruder zu überlassen und fortan in Muße der Dichtkunst und Wissenschaft zu leben. Allein solche Ideen hatten doch nicht lange Bestand. War es nur, wie er sagt, die Liebe zu seinem Volke, die ihn an den Thron fesselte? Man möchte glauben, daß der Trieb zu herrschen, in weiten Kreisen zu wirken, das Bewußtsein des eigenen hervorragenden Werthes daran nicht mindern Antheil hatten. So zwang er sich zu unausgesetzter Thätigkeit. Er liebte die Morgenruhe: aber seine Diener hatten den gemessenen Befehl, im Winter ihn um sechs Uhr zu wecken, des Sommers noch früher, zur Zeit der Revuen schon um halb drei Uhr. Er arbeitete den ganzen Morgen, und selbst nach Tische, bis er den Kaffee einnahm. Dann, von drei bis sechs nachmittags, widmete er die Stunden der Literatur. Wenn er da nicht selbst schrieb oder las, unter-

Digitized by Google

hielt er sich mit seinem „Lector", einem literarisch gebildeten Manne, der aber nicht ihm, sondern dem er vorlas oder von dem er sich Scenen aus Racine's Tragödien, Reden Cicero's oder andere Meisterwerke, die er auswendig gelernt, überhören ließ. „Ich spreche gern", sagte Friedrich, „über den Inhalt eines eben gelesenen Buches; er wird mir dann klarer und prägt sich meinem Geiste dauernder ein." Nun folgte das Concert seiner Kammermusiker, bei dem er gleichfalls häufig selbst mitwirkte. Die Abendtafel war der Glanzpunkt des geselligen Lebens: da vereinte Friedrich seine Günstlinge um sich, mit denen er sich in heiterstem und freiestem Gespräche erging: sokratische Gastmähler nennt Voltaire diese Mahlzeiten, wahre Feste des Geistes. Der König that sich hier im Kreise der Freunde durchaus keinen Zwang an, und mancher hatte unter seinem scharfen Witze zu leiden; aber man durfte ihm in derselben Weise antworten, ohne Furcht, ihn zu beleidigen. Bis Mitternacht dehnten sich oft diese Unterhaltungen aus. Uebrigens war Friedrich wenigstens insofern den epikuräischen Neigungen seiner Jugend treu geblieben, als er allezeit eine reichliche Tafel und besonders künstliche und stark gewürzte Speisen liebte. Er hatte nicht weniger als zwölf Köche, die er gut bezahlte, besser als manche hohe Staatsbeamten. Dazu trank er feurige französische Weine und zumal Champagner. Man kann sagen, sein starker Wille hat sein bequemes, dem Wohlleben ergebenes Naturell zu eifriger und angestrengter Thätigkeit geradezu genöthigt. Das ganze Tagewerk war zwischen Geschäft und Erholung mit weisester Oekonomie eingetheilt; keine Stunde verstrich diesem systematischen und beharrlichen Geiste nutzlos. Während der Carnevalszeit, die indessen selten länger als einen Monat dauerte, war Friedrich in Berlin, um den Hoffesten beizuwohnen, bei denen er dann mit seiner Gemahlin und überhaupt im Kreise der Familie erschien, auch bisweilen hervorragende berliner Gelehrte zu sich heranzog. Seine eigene Kleidung vernachlässigte er meist, doch liebte er es wenigstens in jüngern Jahren, vor der Oeffentlichkeit mit einer gewissen Pracht aufzutreten. Seine Dienerschaft war reich ge-

Digitized by Google

kleidet, auch bei Ausfahrten und Reisen das Gefolge bedeutend, Pferde und Wagen kostbar.

Während Friedrich im großen und ganzen die administrativen Einrichtungen seines Vaters beibehielt, suchte er doch der ganzen Verwaltungsmaschine einen neuen frischen Geist einzuflößen und ihre Arbeit von einem höhern Gesichtspunkt aus zu organisiren. Unmittelbar nach seinem Regierungsantritte, im September 1740, dringt er auf Kürze und Deutlichkeit in den Schriftstücken aller Behörden; schneidig, thätig, unverdrossen und zugleich einsichtig und sorgsam sollen alle Beamte verfahren. Er hat in seiner Instruction an das Generaldirectorium vom 20. Mai 1748 gleichsam für seine ganze Regierungsweise ein Programm aufgestellt, das seiner Anschauung und seinen Grundsätzen zur höchsten Ehre gereicht. „Es ist von jeher", sagt er in der Einleitung, „Sr. Königl. Majestät unveränderliches Principium gewesen, und wird es beständig bleiben, den Wohlstand des Landes von Dero eigenem Interesse niemalen zu separiren, indem es in der That einerlei und dasselbe ist. Sie wollen nimmermehr leiden und gestatten, daß mit Dero Wissen auch nur dem geringsten Bauer im Lande einiges Unrecht geschehen müsse." Wir werden sehen, daß dies nicht nur schöne Worte waren, wie auch andere Regenten sie wol gelegentlich geäußert haben, sondern daß Friedrich mit einem bisweilen selbst übertriebenen Eifer darauf hielt, daß jeder Unterthan Recht und Gerechtigkeit erhielt.

Die Schule, in welche er das preußische Beamtenthum, selbst der höchsten Grade, nahm, war eine harte, aber wohlthätige. Der Minister, der sich am Sessionstage um eine Stunde verspätete, sollte hundert Dukaten Strafe zahlen; der eine ganze Sitzung unentschuldigt versäumte, das erste mal sechs Monate seines Gehalts verlieren, im Wiederholungsfalle aber als infam cassirt werden, — „denn wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen". Noch härter war der Dienst seiner vier Cabinetssecretäre, die von morgens 7 oder 8 Uhr an bis zum Abend derartig angestrengt beschäftigt waren, daß sie kaum Zeit hatten, eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Friedrich

Digitized by Google

wählte deshalb zu diesen Stellen, mit wenigen Ausnahmen, nur Unverheirathete, damit dieselben von ihrer Familie durchaus nicht occupirt würden. Ein König, der selbst sich ganz den öffentlichen Interessen widmete, glaubte dasselbe von seinen ersten Beamten verlangen zu können.

Um so humaner sorgte er für das Wohl der zahlreichsten Volksklasse, der Bauern: „Es sollen durchaus keine Anlagen gemacht werden, wobei der Unterthan nicht bestehen kann. Am allerwenigsten aber wollen Se. Majestät gestatten, daß die Prästationen der Unterthanen erhöhet werden. Se. Majestät wissen, daß eines der Dinge, welche dem Bauersmann zu hart und ganz unerträglich fallen, die schweren und ganz unerträglichen Dienste sein, welche dieselben thun müssen, wobei mehrentheils vor den Gutsherrn wenig Nutzen, vor den Bauersmann aber sein gänzlicher Verderb augenscheinlich herauskommt. Es befehlen dahero Se. Königl. Majestät ernstlichst, daß das Generaldirectorium sich ein ganz besonderes Werk daraus machen und nicht nur in jeder Provinz, sondern auch in jedem Kreise derselben eine serieuse Untersuchung anstellen soll, ob nicht sowol Amts- als auch Städte- und adelige Unterthanen von diesem dem Bauersmanne so gar ominösen Umstand in gewissem Maße befreiet und die Sache dergestalt eingerichtet werden könne, daß, anstatt der Bauer jetzt die ganze Woche hindurch dienen muß, derselbe die Woche über nicht mehr als drei oder vier Tage zu Hofe dienen müsse.“ Grundsätzlich war der König der Freiheit des Bauernstandes günstig. „Die oberschlesischen Landleute“, schreibt er 1753 an den Minister von Massow, „sind Leibeigene; im Kreise Oppeln fängt man an, sie allmählich freizugeben: es hieße mir einen großen Dienst leisten, wenn man die oberschlesischen Adeligen dazu brächte, diesem Beispiele zu folgen.“ Auch hier hat der König später besondere Maßregeln vorgeschrieben, um seinen Wunsch, die auf den Landleuten ruhenden Lasten zu erleichtern, zu verwirklichen. Jede Erhöhung der Grundsteuer wird verboten, die Theilung großer Bauerhöfe zu Gunsten der jüngern Söhne der Besitzer, überhaupt jede Art der Steigerung des Anbaues dem General-

Digitized by Google

directorium als einer der wichtigsten Gegenstände seiner Thätigkeit anempfohlen.

So ging bei diesem König das Wohlwollen für den einzelnen Hand in Hand mit dem Interesse für Förderung des ganzen Staats. Auch auf die Hebung des Gewerbfleißes und Handels arbeitet die Instruction in theoretischen und praktischen Vorschriften hin, die, vortrefflich gemeint, freilich nicht alle im Lichte der modernen ökonomischen Wissenschaft bestehen können.

Das den Ministern untergeordnete Beamtenpersonal sollte in scharfer Aufsicht gehalten, von demselben die Gesetze auf das sorgfältigste beobachtet werden. Dem unwürdigen Versteigern der Aemter zu Gunsten der Militärkasse, wie sein Vater es in übel verstandener finanzieller Fürsorge eingerichtet hatte, machte Friedrich ein Ende. Auf keinem Gebiete des innern Staatslebens aber unterscheidet dessen Regierung sich von der seines Vaters so sehr wie auf dem der Rechtspflege. Friedrich Wilhelm in seiner gänzlichen Unbildung hegte gegen die gelehrten Juristen ein aus Haß, Scheu und Geringschätzung gemischtes Gefühl. Er hielt sie für Rechtsverdreher, deren verderbliches Treiben nur durch die stärkste Beaufsichtigung seitens der Verwaltungsbehörden und des Monarchen selbst einigermaßen gezügelt werden könne. Sein Sohn dagegen sah in einer regelmäßigen und von allen äußern Einflüssen befreiten Gerechtigkeitspflege die Grundlage aller öffentlichen Ordnung; ja er war überzeugt, daß der Staat recht eigentlich zu diesem Zwecke gegründet und eingerichtet sei. Und so setzte er in die Instruction vom Jahre 1748 die goldenen Worte:

„Es wollen und befehlen demnach Se. Königl. Majestät hierdurch wohlbedächtiglich, zugleich aber auch alles Ernstes, daß von nun an weder das Generaldirectorium noch die Kriegs- und Domänenkammern sich weiter in einigen Klage- und Proceßsachen meliren, sondern solche insgesammt, sie mögen bei Immediat- oder Mediatunterthanen, untereinander selbst oder zwischen jenen und diesen gegeneinander, oder auch mit dem Fisco selbst entstehen, bei denen dazu bestellten ordentlichen Gerichten und Justiz-Collegiis angebracht und decidiret werden sollen."

Digitized by Google

Damit war die Unabhängigkeit der Rechtspflege von den Verwaltungsbehörden mit einer Entschiedenheit ausgesprochen, wie in keinem andern Staate der damaligen Zeit. Schon unter Friedrich II. war der absolute preußische Staat in vielen Beziehungen freisinniger als manche republikanische oder constitutionelle Länder!

Diese unabhängige Justiz in dauernder und fruchtbringender Weise zu reorganisiren, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zuzuführen, sie von aller Verderbniß überkommener Missstände zu reinigen: das war die Hauptaufgabe, die Friedrich sich für seine ganze innere Regierung stellte. Sie beweist von neuem, von wie großartigem Gesichtspunkte dieser geniale Mann seine Königsaufgabe betrachtete und auffaßte! Dazu fand er nun einen Helfer, wie er ihn sich besser und tüchtiger nicht hätte wünschen können, seinen Justizminister Samuel von Cocceji.

Sohn eines berühmten Rechtsgelehrten, der zuerst in Heidelberg, dann an der preußischen Universität Frankfurt a. O. Professor gewesen, hatte Samuel von Cocceji bald die Docentenlaufbahn mit dem praktischen preußischen Dienste vertauscht. Ein klarer, systematischer Geist, liebte er vor allem das Römische Recht, in dem er die Forderungen des Naturrechts zumeist verwirklicht fand. So war er freilich wenig dazu geeignet, die Bedürfnisse der Zeit und des Staats, in denen er lebte, zu begreifen, wohl aber vermochte er die Justizpflege in verstandesmäßiger und zweckdienlicher Weise zu organisiren und an Stelle des bunten Durcheinander veralteter Formen ein wohldurchdachtes und angemessenes Neues zu setzen. Dabei stand ihm eine reiche richterliche und administrative Erfahrung zur Seite. Schon Friedrich Wilhelm I. hatte ihn 1737 zum Chef der Justiz, zum selbständigen Leiter der gesammten Rechtsprechung ernannt, mit dem bestimmten Auftrage, der Mannichfaltigkeit der unzähligen Edicte ein Ende zu machen und „ein beständiges und ewiges Landrecht" zu schaffen. Das ging nun freilich nicht so schnell von statten. Allein inzwischen erwarb Cocceji sich bei der Einrichtung der schlesischen und der ostfriesischen Justiz hohe

Digitized by Google

Verdienste, die ihm das Vertrauen des jungen Königs in unbegrenzter Ausdehnung verschafften. Friedrich forderte ihn sofort nach Abschluß des Dresdener Friedens auf, an eine gründliche Umgestaltung der Justiz zu gehen, sich nicht mit Nothbehelfen zu begnügen.

Das Fundament zu der Neuordnung wurde gelegt, indem Friedrich, im Beginn des Jahres 1746, vom Kaiser allen seinen Landen die Befreiung von der Berufung an die Reichsgerichte verschaffte. Nunmehr erst konnte der preußische Staat als ein geschlossenes und selbständiges Rechtsgebiet betrachtet werden. Cocceji legte ihm darauf, im März 1746, einen Plan vor, der zumal drei Ziele ins Auge faßte. Einmal eine Neubildung der Richtercollegien, deren jedes eine nur geringe Zahl von Räthen enthalten sollte, aber diese sollten wirklich gelehrte Männer sein, gut besoldet und nur den Geschäften ihres Collegiums hingegeben. Zweitens eine Verbesserung des Verfahrens im Sinne der Ausschließung der Sporteljägerei, des Chicanirens und der nutzlosen Verschleppung der Processe, die längstens binnen einem Jahre entschieden sein müßten. Endlich eine Erneuerung der höchst verworrenen, durch Mischung aller möglichen geschriebenen und überlieferten Rechte völlig verdunkelten Gesetzgebung vermittelst eines allgemeinen Landrechts für den preußischen Staat, nach dessen besondern Bedürfnissen und in einer für jeden verständlichen Weise in deutscher Sprache abgefaßt. Der König billigte diese Gesichtspunkte vollständig, doch zweifelte er zunächst an deren praktischer Durchführbarkeit. Da erbot sich Cocceji zu einer Probe, und zwar in Pommern, wo die Verwirrung und der Verfall der Rechtspflege am schlimmsten waren. Und wirklich zeigte er dem Herrscher, was ein Collegium weniger, aber sachverständiger und redlicher Männer zu leisten vermöge. Binnen einem Jahre wurden unter seiner Leitung an den beiden pommerschen „Regierungen", d. h. Gerichtshöfen, 2400 alte, zum Theil seit Jahrhunderten anhängige, und 642 neue Processe aufgearbeitet und beendigt. Friedrich war von diesen Ergebnissen höchst befriedigt. Er ernannte Cocceji zum Großkanzler

Digitized by Google

und ertheilte ihm den Schwarzen Adlerorden. „Es kann nicht anders als glorieux für Euer Collegium sein", schrieb der König an die von Cocceji in Stettin eingerichtete Regierung, „daß Ihr die Bahn gebrochen, die Chicane von der Justiz zu verbannen, und daß Ihr nunmehr Unseren übrigen Provinzen zum Exempel dient, dasjenige, was Ihr so glücklich zu Werke gerichtet, nicht allein als möglich anzusehen, sondern auch Euren Fußstapfen nachzufolgen."

Die schönste Belohnung für Cocceji war, daß ihm nun gestattet wurde, seine Reorganisation auch in den andern Provinzen durchzuführen. Ueberall wurden die mannichfachen Jurisdictionen aufgehoben und zu einem einzigen Provinzialgerichte vereinigt. Die Stände nahmen daran den lebhaftesten Antheil, denn jedermann erkannte den Nutzen der Sache, und leisteten Beiträge zur Besserbesoldung der Richter. Das ganze Verfahren wurde dann sanctionirt und auf die Dauer befestigt durch die neue Kammergerichtsordnung, die, als erster Versuch des projectirten großartigen Codex Fridericianus im Frühjahr 1748 erschien, zur selben Zeit, wo der König durch seine Instruction an das Generaldirectorium auch der Verwaltung eine neue Bahn wies. Diese Verdienste der Fridericianischen Regierung um das innere Staatsleben sind freilich weniger bekannt als ihre äußeren Errungenschaften, aber nicht minder wichtig und folgenreich!

Die Kammergerichtsordnung suchte die genaueste Dienstpragmatik für Richter und Advocaten, eine völlige Um- und Neubildung ihres Standes mit der Reform der Proceßführung zu verbinden. Sie kürzte nicht allein die Processe ab, beschränkte die Schriftsätze sowie die advocatorischen Kunstgriffe führte in Bagatellsachen das mündliche Verfahren ein, sondern sie regelte auch zum ersten male die Bedingungen der Vorbereitung und endgültigen Aufnahme in den preußischen Richterstand, indem sie die jungen Leute, die sich demselben widmen wollten, nöthigte, eine gewisse Zeit als Auscultatoren und Referendare an dem Kammergerichte zu arbeiten, um dann, nach abgelegten Prüfungen, eine definitive Anstellung zu erhalten.

Digitized by Google

Bei weiterer Beförderung zu höhern Richterstellen wurde die gerade in diesem Stande wegen ihrer Verleitung zur Nachlässigkeit so gefährliche Anciennetät gänzlich ausgeschlossen, und nur Thätigkeit und Gelehrsamkeit als Gründe des Aufrückens zugelassen.

Dieser Richterstand, der in sich die schönsten Bürgschaften der Unparteilichkeit und Würdigkeit trug, sollte nun auch mit vollständiger Unabhängigkeit den Schutz von Freiheit, Vermögen und Leben der Unterthanen übernehmen. Keine Rücksicht als die Gerechtigkeit und das Wohl der Bürger sollte dabei für sie maßgebend sein. „Die Räthe", heißt es da Theil I, Titel I, §. 14, „müssen die Processe auf ihre theuer geleistete Pflicht auf alle rechtliche Art und nach dieser Ordnung zu verkürzen und dieselben durch alle Instanzen in einem Jahre zum Ende zu bringen suchen; allen Menschen ohne Ansehen der Personen, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unparteiische Justiz administriren." Aber noch merkwürdiger und rühmlicher ist der folgende Paragraph: „Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserem Cabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wann darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- und obrepirt worden oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird: Sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll unser Kammergericht und andere Gerichte, in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unseren Vasallen und Unterthanen am andern Theil, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidigt seyn, zum Augenmerk haben, und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zur Entschuldigung dienen sollen."

Mit großartiger Uneigennützigkeit verzichtete dergestalt der aufgeklärte Absolutismus auf einen bedeutenden Theil seiner eigenen Macht, um eine selbständige und wahrhaft gerechte Justizpflege zu sichern. „Die Gesetze müssen sprechen, und der

Digitized by Google

Souverän muß schweigen", sagt der König in seinem 1752 verfaßten Politischen Testament. Je selbstbewußter und thatkräftiger der Charakter Friedrich's war, um so höher ist diese consequente und systematische Selbstentäußerung anzuerkennen. Es ist wahr, daß bei einigen Gelegenheiten seine Sorge für das allgemeine Wohl, sein Eifer gegen alle vermeintliche Begünstigung der Großen vor den Kleinen zu Machtsprüchen und ungerechter Einmischung in den Gang der ordentlichen Justiz verleitete: indeß, es sind das eben nur wenig zahlreiche Ausnahmen, und im ganzen hat der König seine Grundsätze wohl befolgt und die Entscheidung aller Processe und Criminalfälle völlig den ordentlichen Gerichten überlassen. Schon die gänzliche und principielle Scheidung der Justizsachen von der Verwaltung war eine wichtige Errungenschaft und wurde überall mit Genugthuung begrüßt. In diesem absolutistischen Preußen feierte zum ersten mal die Theorie Montesquieu's von der Theilung der Gewalten einen Triumph, und zwar gerade da, wo sie am meisten am Platze war. Damit war Preußen der Charakter des Rechtsstaats aufgeprägt; und so oft auch später Fürsten und Minister diesen Grundzug zu verwischen sich bemüht haben, es ist ihnen nicht gelungen. In dem eigenen Urtheil wie in dem des Volkes war damit der Richterstand mit einem Glanz und Nimbus umgeben, es war ihm eine Wichtigkeit und Werthschätzung zutheil geworden, die auf sein Ehrgefühl, seine Gewissenhaftigkeit, seinen Charakter auf das vortheilhafteste zurückwirken mußten. Der preußische Richterstand, den Friedrich und sein Großkanzler gegründet, hat mit ruhmvoller Festigkeit diese Grundsätze hochgehalten; keine Drohung oder Lockung, sei es von oben, sei es von einer aufgeregten oder befangenen öffentlichen Meinung, haben die Uneigennützigkeit, den wahren Freisinn und die Gesetzestreue dieser Richter erschüttern können. Welche Ehre und welcher Ruhm für Friedrich und Cocceji, die Schöpfer dieser großartigen Institution, dieser schönsten Seite des preußischen Staatswesens zu sein! Wie thöricht solchen Verdiensten gegenüber, wenn fremde und leider auch deutsche Biographen sich ausschließlich

Digitized by Google

mit den Härten und Schwächen zumal des alternden Monarchen beschäftigen! Andere Könige haben nur gezwungen gewährt, was hier Friedrich aus der Fülle seiner Initiative, seiner philosophischen Erkenntniß und zugleich seiner praktischen Einsicht heraus einem Volke gab, das damals in seiner weit überwiegenden Mehrzahl eine solche Wohlthat nicht zu fordern gewagt hätte und kaum in ihrer ganzen Größe zu würdigen vermochte.

Die Kammern und das Generaldirectorium, welche die Verwaltung repräsentirten, suchten durch Einwände und Chicanen aller Art die Gerichte in Abhängigkeit von sich zu erhalten: allein Friedrich entschied alle Streitfragen ohne Ausnahme gegen die Verwaltung. Sie mußte sich mit ihrer verminderten Rolle zufrieden geben. Zum ersten mal seit Jahrhunderten war hier, in dem Preußen Friedrich's, die Möglichkeit geschaffen, schnell, billig und unparteiisch Recht zu erhalten. Der König und Cocceji hatten durch vereinte unermüdliche Arbeit erreicht, was, nach des Großkanzlers eigenem Ausdrucke, „alle Puissancen in Europa nicht haben effectuiren können".

Und mit wahrhaft landesväterlicher Fürsorge war der Armen und Unmündigen gedacht. Jenen wurde ein besonderer Anwalt bestellt und das Armenrecht weitläufig entwickelt; diese erhielten durch das neuerrichtete Pupillencollegium gebührenden und ausreichenden Schutz. Ebenso wurde wiederholt den Fiscalen anbefohlen, über geringfügige Dinge niemanden in langwierige Processe zu verwickeln, und in Sachen, wo der Fiscus in erster Instanz verloren, sich der Berufung zu enthalten, weil der Staat einen Verlust, der einen Privaten vielleicht für immer ruinire, leichter ertragen könne.

Das Allgemeine Landrecht, das Cocceji gleichfalls einführen wollte — 1749 und 1751 erschienen der erste und zweite Theil als „Project des Corporis juris Fridericiani" — misglückte nun freilich. Es war zu gewaltsam in seinen Bestimmungen und lehnte sich zu ausschließlich an römische Sätze an, um Beifall zu finden: es konnte keine Gültigkeit erlangen. Nur die Abschnitte, die von Ehe- und Vormundschaftssachen handeln, haben

Digitized by Google

in einigen Provinzen Gesetzeskraft erhalten. Allein es war doch der Grundsatz ins Leben eingeführt, daß eine systematische und allgemein verständliche Codification der Gesetze geschaffen und veröffentlicht werden müsse, aus der jeder Staatsbürger klar und deutlich zu ersehen vermöge, was im Lande Rechtens sei. War dies immerhin ein wichtiger principieller Fortschritt, so wirkten praktisch die Gerichtsorganisation und die Proceßordnung auf das segensreichste, fanden in ganz Europa Beifall und zum Theil, wenn auch sehr allmählich, Nachahmung. Mit wahrer Freude konnte Friedrich anerkennen, daß das Oberappellationsgericht im Jahre 1750 nicht weniger als 560 Processe erledigt hatte, sodaß selbst von den in jenem Jahre bei ihm anhängigen Streitsachen auch nicht eine mehr übrig war! — Inmitten rastloser Arbeit starb Cocceji am 4. October 1755.

Nun war Friedrich aber nicht nur bemüht, im allgemeinen gute und nutzbringende Einrichtungen für seinen Staat zu schaffen, sondern auch im besondern, wo es noththat, Rath und Hülfe zu bringen. Noch waren in der Kurmark und in Pommern die übeln Folgen des Dreißigjährigen Kriegs nicht ganz verschwunden: diesen Provinzen, in denen er überdies den Kern und die beste Kraft des Staates sah, kam er vor allem zu Hülfe. Zahlreiche Colonisten wurden herangezogen, schon um der zäh conservativen und geistig etwas beschränkten Bevölkerung Anregung zu geben und neue Methoden des Ackerbaues und der Viehzucht beizubringen. Die Seelenzahl nahm schnell zu. In Pommern allein stieg sie auf dem flachen Lande während der acht Jahre von 1748 bis 1755 von nicht ganz 230000 auf mehr als 280000. In der Mark und in der Neumark regulirte Friedrich die Oderbrüche und schuf dadurch ganze Landschaften für den Anbau; allein im Jahre 1747 gewann er bei Wriezen 500000 Morgen. Er baute Häuser für Garnspinner, zog tüchtige Handwerksmeister und Gesellen in das Brandenburgische. Bis zum Ausbruche des Siebenjährigen Kriegs, also in funfzehn Jahren, hat sich unter ihm die Bevölkerung der Kurmark von 476000 auf 580000 vermehrt.

Digitized by Google

Freilich taugten viele von den neuen Colonisten wenig oder nichts.

Unermüdlich bereiste der König die Provinzen, zumal bei Gelegenheit der Revuen, um deren Beschaffenheit, Vorzüge, Mängel und Wünsche kennen zu lernen. An der Grenze jedes Kreises mußte der Landrath ihn erwarten, um ihm genaue sachgemäße Auskunft geben zu können; aber der König suchte außerdem mit allen Klassen der Bevölkerung in Fühlung zu kommen, um sich von deren wahrem Zustand zu überzeugen. „Wenden Sie sich nur an mich", sagte er zu den schlesischen Gebirgskaufleuten; „ich bin Ihr erster Minister." Jedermann durfte ihm Bittschriften übergeben, die meist sofort erledigt wurden. Aber ebenso traf den Schuldigen oder Nachlässigen prompte und unerbittliche Strafe.

Denn wo die Wohlfahrt des einzelnen Unterthanen mit der Rücksicht auf die Größe und Macht des Staats collidirte, opferte Friedrich stets die erste den letztern auf. Wie bedauerte er es, die drückendsten, viele Familien ruinirenden Auflagen nicht abschaffen zu können; aber das Interesse des Staats erlaube es nicht. Alle Fibern mußten angestrengt, von jedem die schwersten Opfer gebracht werden, um dieser jüngsten und schwächsten der europäischen Großmächte den kaum erworbenen Platz zu behaupten. Die gesammten Einnahmen des Staates, die unter seinem Vater fünf Millionen betragen hatten, hoben sich bis zum Ende der Friedensepoche auf mehr als das Doppelte, 10,720000 Thaler. Aber nicht weniger als vier Fünftel dieses Geldes, nämlich 8,310000 Thaler, wurden für Militärzwecke verwendet. Auf Hof- und Civilausgaben kamen nur 1,050000 Thaler; der Rest wurde für außergewöhnliche Landesmeliorationen bestimmt oder wanderte in den Schatz. Obwol Friedrich alle Verpflichtungen von dem zweiten Kriege her, sowie die auf Schlesien ruhenden österreichischen Schulden bezahlt hatte, betrug doch 1756 dieser Schatz schon wieder 14,250000 Thaler! Ein glänzendes Zeugniß für des Königs Sparsamkeit und Finanzkunst, bei der freilich von einer Schonung der Unterthanen nicht wohl die Rede sein konnte. Man möchte

Digitized by Google

vom Standpunkte moderner politischer Oekonomie aus das Aufspeichern eines Schatzes verwerfen, in der Ueberzeugung, daß diese Millionen, sei es von den Unterthanen selbst, wenn man sie ihnen beließe, sei es von der Regierung viel nutzbarer hätten angelegt werden können, als daß sie so Jahr auf Jahr im Kasten lagen. Allein dieser allgemeine Satz ist auf die Lage Friedrich's II. durchaus nicht anzuwenden. Er sah sich inmitten zahlreicher Gegner, unter denen ein jeder stärker war als er selbst und von welchen er jeden Augenblick angegriffen zu werden fürchtete. Da mußte er hinreichende Mittel in Bereitschaft haben, um sein Heer sofort mobilisiren zu können. Und dann, was noch wichtiger: womit sollte er den Krieg führen, wenn nicht mit dem aufgespeicherten Gelde? Sein Land war viel zu arm, um ihm neue Steuern oder auch nur ausgiebige Vorschüsse zu gewähren. Auf fremde Anleihen zu rechnen, wäre vergeblich gewesen; denn wer hätte dem von übermächtigen Feinden angegriffenen oder auch nur bedrohten Preußen einen Pfennig vorgeschossen? Wollte man eine selbständige und feste Politik verfolgen und die Möglichkeit haben, sich des Angriffes selbst eines Großstaats zu erwehren, so blieb das Schatzaufhäufen eine unvermeidliche Nothwendigkeit.

Auf diese Weise kamen aber auch die Millionen des Tresors ausschließlich dem Militärwesen zugute; man kann sagen, daß dasselbe neun Zehntel der damaligen preußischen Staatseinkünfte in Anspruch nahm. Wahrlich, eine schwere Last, die das Land in diesen unproductiven Ausgaben trug! Aber konnte es anders sein? Ein starkes und stets kriegsbereites Heer vermochte Preußen allein vor seinen überall lauernden Feinden zu schützen. Die Sorgfalt für die Armee hielt Friedrich für die erste seiner Pflichten; beständig arbeitete er an deren Ausbildung, Verstärkung und Vervollkommnung. Er brachte sie auf 135000 Mann. Die Regimenter hatten wenige Jahre nach dem Ende des Krieges eine so martialische Haltung, daß man ihnen den Verlust so vieler alter Soldaten, so vieler trefflicher Offiziere nicht mehr anmerkte. Sie entwickelten eine Präcision und Regelmäßigkeit der Bewegungen, die das Staunen fremder

Digitized by Google

Beobachter hervorrief. Unermüdlich war der König, diese Truppen zu inspiciren und zu beaufsichtigen, selbst den kleinen Dienst und das alltägliche Exercitium zu controliren, deren Wichtigkeit für Erhaltung der Mannszucht und Sicherheit im Felde er wohl erkannte und sogar vielleicht überschätzte. Von den Offizieren forderte er Kenntnisse, Geistesgegenwart, Charakter, unbedingte Entschlossenheit; von den Soldaten Mäßigkeit, kameradschaftlichen Geist, unweigerlichen Gehorsam, Ehrgefühl nicht sowol für sich selbst, wie für das Ganze, dem sie angehörten. Militärischen Fehlern oder Vergehen gegenüber kannte er keinerlei Schonung; denn das Heil des Staats hing ihm von der vorzüglichen und tadelfreien Beschaffenheit der Heeresmaschinerie ab. Für den Krieg verlangte Friedrich vor allem kühnes Angreifen. Wie er im Felde, selbst wenn er der Schwächere war, das Heil stets von der Offensive erwartete, die den Gegner einschüchtert und unsicher macht; so wollte er auch, daß seine Truppen den moralischen Eindruck für sich hätten, welchen keckes Drauflosgehen stets auf den Widersacher ausüben wird, zumal wenn es nicht in wirrem Durcheinander, sondern in kaltblütiger und imposanter Ordnung geschieht. Die Flinte auf der Schulter mußte die Infanterie bis auf funfzig Schritt auf den Feind gehen, dann ihr unwiderstehliches Schnellfeuer abgeben oder mit dem Bajonnet attakiren. Von der Reiterei verlangte Friedrich lebhafte und geschlossene Angriffe, zumal die kaiserliche Cavalerie sich daran gewöhnt hatte, halb aufgelöst ein Feuergefecht zu beginnen, nach Art des 17. Jahrhunderts: unter solchen Umständen sei, meinte der König mit Recht, seinen Husaren und Küraſſieren der Sieg gewiß.

Mit diesem Heere hoffte Friedrich sein und Preußens Ansehen aufrecht erhalten, seine weitzerstreuten Länder vor jedem Gegner, vielleicht sogar ganz Norddeutschland vor einer fremden Invasion schützen zu können. Nicht auf Krieg und Eroberungen sann er mehr, sondern nur auf Bewahrung des Friedens. Der letzte Kampf hatte ihm bittere Enttäuschungen und die Ueberzeugung gebracht, daß Preußen wegen seiner schwachen Hülfsquellen auf die Länge keiner Großmacht gewachsen sei, und

Digitized by Google

daß, während bei den Gegnern es sich nur um den Ruhm oder höchstens einzelne Provinzen handle, Preußen in einem großen Kriege stets sein Dasein selbst auf das Spiel setze. „Erfahren Sie", schrieb er im April 1750 an seinen Gesandten in Paris, „obwol im tiefsten Vertrauen und unter dem Siegel eines absoluten Geheimnisses, daß ich unveränderlich innerhalb der Vertheidigungsbündnisse, in denen ich mich befinde, bleiben und nach Möglichkeit die Verpflichtungen, die ich durch sie auf mich genommen, erfüllen werde, aber ich will in keine Offensivallianz eintreten." — „Ich will keinen Krieg", bemerkt er einige Wochen darauf, „weil ich darauf nicht genügend vorbereitet bin und auch noch ein wenig unter dem letzten Kriege leide, den ich gegen den wiener Hof geführt habe."

Allein dieser Krieg, den er fürchtete und zu vermeiden suchte, wurde ihm aufgedrängt und gestaltete sich für sein ganzes Leben zu einer furchtbaren Katastrophe. Wol ist er zuletzt siegreich aus derselben hervorgegangen, wol hat sie für Preußen und ganz Deutschland die schönsten Früchte gezeitigt: aber sie hat sein Herz verdüstert und erkaltet, seine Lebenslust gebrochen, seinen Sinn verhärtet, sie hat aus dem frisch aufstrebenden, heiter geistreichen, allem Schönen und Guten zugänglichen Friedrich von 1746 und 1756 den „Alten Fritz", den herben und menschenfeindlichen Einsiedler von Sanssouci gemacht.

Nicht einen Augenblick hatte Friedrich sich darüber getäuscht daß Maria Theresia nur gezwungen sich zum Dresdener Frieden herbeigelassen, daß sie sehnsüchtig den Augenblick erwartete, wo ihre Länder wieder im Stande sein und zugleich ihre eigenen Allianzen gestatten würden, Rache an dem „Könige der Wenden" zu nehmen, der sie der schönsten Perle im habsburgischen Diadem beraubt hatte. Ein Fürst, dessen Vorfahren die unterwürfigen Vasallen des Hauses Oesterreich gewesen, hatte es gewagt, demselben den Krieg zu erklären, ja es zu besiegen! Diese Demüthigung erfüllte das Herz der Kaiserin mit nie versiegender Bitterkeit. Der Abschluß des allgemeinen

Digitized by Google

Friedens zu Aachen im Jahre 1748, der den Besitz Schlesiens durch Preußen unter die Garantie fast aller europäischen Hauptmächte stellte und dabei der Kaiserin auch in Italien einige Opfer auferlegte, kränkte sie noch tiefer. Zumal England, das sie zu diesem Vertrage gezwungen, grollte Maria Theresia so heftig, daß sie zunächst den englischen Gesandten gar nicht vor sich lassen wollte. So wandte sie sich von dem ganzen bisherigen System Oesterreichs, welches auf dem Bündnisse mit den Seemächten und der Gegnerschaft wider Frankreich beruht hatte, bewußtermaßen ab und suchte vielmehr zu einem freundschaftlichen Verhältnisse mit Frankreich zu gelangen. Für Preußen, den bisherigen Verbündeten des letztern, waren diese Bemühungen um so gefährlicher, als Friedrich, wie er wohl wußte, am Hofe von Versailles wenig Sympathien einflößte. „Die Ueberlegenheit Ihres Geistes, Sire", schrieb ihm 1752 sein Gesandter in Paris, „stimmt die hiesigen Minister mistrauisch gegen Sie und macht dieselben reservirter mir gegenüber als fast gegen jeden der andern Diplomaten." Die Bigoterie, in die König Ludwig XV. mehr und mehr verfiel, je ausschweifender und zügelloser er lebte, ließ ihn ein Bündniß mit der glaubensverwandten Kaiserin-Königin als eine unabweisbare Forderung des Gewissens erscheinen. Die Höflichkeiten und Geschenke, die von Zeit zu Zeit zwischen Potsdam und Versailles ausgetauscht wurden, konnten an diesen tiefgehenden Stimmungen nichts ändern.

Die Lage war um so gefährlicher, als Oesterreich unter allen Umständen auf die Bundesgenossenschaft Rußlands zählen konnte. Die Kaiserin Elisabeth und ihr Großkanzler Bestushew fühlten sich durch mancherlei scharfe und verächtliche Aeußerungen Friedrich's tief verletzt und hatten ihm Rache geschworen. Ueberhaupt, ein so vorzüglicher Staatsmann Friedrich war, zum mustergültigen Diplomaten fehlte ihm die Ruhe und gleichmäßige Kälte. Nur allzu leicht gehorchte er seinem lebhaften Temperamente. Seine Gespräche mit den fremden Gesandten glichen geistreich improvisirten Monologen, wo er oft viel mehr sagte, als er eigentlich hatte sagen wollen. Gerade diese

Digitized by Google

Schrankenlosigkeit in der wechselnden Rede brachte ihm den Ruf der Unberechenbarkeit, ja der Falschheit. Das sah er wol auch selbst ein, und vermied deshalb mehr und mehr den persönlichen Verkehr mit den auswärtigen Diplomaten. Aber sogar bei seinen schriftlichen Meinungsäußerungen riß ihn Geist und natürliche literarische Begabung häufig genug aus den vorsichtigen und höflichen Formen des diplomatischen Stils hinweg zu scharfer und pathetischer Aeußerung seiner Meinungen und Wünsche, zu bitterer Befehdung seiner Gegner: was dann nicht immer von günstigen Folgen war. So hatten die russischen Gewalthaber ihn hassen gelernt. Rußland war die einzige Großmacht, welche die Uebertragung Schlesiens an Preußen nicht anerkannt hatte. Aber mehr noch. Am 22. Mai / 2. Juni 1746, also wenige Monate nach dem Abschluß des Dresdener Friedens, unterzeichneten österreichische und russische Diplomaten zu Petersburg eine geheime Allianz gegen jeden preußischen Angriff auf eine der beiden contrahirenden Mächte oder auf die Republik Polen. Der wahre Sinn wurde indeß diesem Bündnisse durch die Clausel gegeben, daß sowol Oesterreich als auch Rußland in ihren nach Preußen zu gelegenen Grenzlanden je 30000 Mann auf Kriegsfuß erhalten sollten, um sofort gegen jenen Staat in Action treten zu können; im Kriege sollte das Hülfscontingent auf 60000 Streiter erhöht werden. Es war also eine beständige Kriegsbereitschaft der beiden Mächte gegen Preußen! Dem Könige von Polen erließ man freilich den förmlichen Eintritt in das Bündniß als zu gefährlich für Sachsen; man war indeß in Wien und Petersburg sicher, daß er zu rechter Zeit an dem „Turnier" theilnehmen werde. Friedrich hatte eine, wenn auch unvollkommene und unsichere Kenntniß von diesen Bestimmungen; bald wurden die diplomatischen Beziehungen zwischen ihm und Rußland ganz abgebrochen.

Dieses war ihm so feindlich gesinnt, daß es sogar noch kriegerischer auftrat als Maria Theresia selbst. Schon 1749 suchte Elisabeth Oesterreich in einen Krieg gegen Schweden und damit gegen das mit letzterm verbündete Preußen hinein-

Digitized by Google

zuziehen; doch Oesterreich litt noch zu stark an den Nachwehen des jüngsten achtjährigen Kampfes, um damals bereits die Waffen ergreifen zu können. Im Gegentheil, Frankreich wollte Schweden, seinen treuen Alliirten, nicht fallen lassen, und auch die Pforte erklärte sich zu dessen Beschützung bereit: so sah Friedrich sich damals an der Spitze einer großartigen Vereinigung gegen Rußland und Oesterreich; infolge dieses Umstandes blieb der Friede erhalten. Allein würde eine so günstige Conjunctur je wiederkehren?

Als 1752 Friedrich wegen der Ansprüche einiger seiner Unterthanen an die sächsische Steuerkasse in ernste Verwickelungen mit dem dresdener Hofe gerieth, nahm Rußland mit Nachdruck Partei für den letztern. Friedrich war fest davon überzeugt, daß Sachsen der petersburger Allianz beigetreten sei. Sachsen sowol wie Rußland stellten den König als einen unersättlichen Eroberer hin, der alle seine Nachbarn verschlingen wolle; sie suchten auch die Republik Polen aufzuhetzen, indem sie ihr vorstellten, Preußen beabsichtige Kurland zu annectiren.

Die Besorgniß vor Rußland hat zumeist Friedrich zu dem Entschlusse veranlaßt, seinerseits, wo irgend möglich, jeden Krieg zu vermeiden.

Und doch fürchtete er jedes Jahr denselben ausbrechen zu sehen. Er war davon überzeugt, daß Maria Thresia Geld aufspeicherte, das Heer vermehrte, umfassende Allianzen einging in der ausschließlichen Absicht, Preußen dereinst mit mehr Vortheil als in den Schlesischen Kriegen bekämpfen zu können. Wenn sie 1749 Rußlands Anträgen noch nicht nachgab, so hieß das, wie Friedrich sich ausdrückt, „einen Schritt zurückthun, um desto besser zu springen". — „Oesterreich", schreibt er 1750, „sucht das Feuer im Norden unter der Asche zu schüren bis zur Zeit, wo es eine gute Gelegenheit gefunden, mich von Frankreich zu trennen, und im trüben Wasser fischen zu können." — „Alle Veränderungen im österreichischen Ministerium sind mir ganz gleichgültig", sagt er 1752; „denn alle Männer, deren die Kaiserin-Königin sich in ihrem Rathe wird bedienen wollen, werden sich immer meinen Interessen feindlich

Digitized by Google

erweisen." In der Mitte des Jahres 1753 glaubte er sicher zu sein, daß der österreichische Hof Frankreich halb und halb zu sich herübergezogen habe. Welch schreckliche Lage für den König: mit seinem kleinen Staate, dessen finanzielle und politische Schwäche er nun besser erkannt hatte als bei seiner Thronbesteigung, inmitten übermächtiger unversöhnlich feindseliger Nachbarn, ohne einen einzigen zuverlässigen Freund und Verbündeten! Die Besorgniß vor einer endlichen Katastrophe verließ ihn nicht einen Augenblick. „Es war stets meine Meinung", schreibt er im Februar 1753 dem Prinzen von Preußen, „daß die Eifersucht unserer Feinde uns einen Krieg heraufbeschwören wird. Ich sage nicht, daß dieses Ereigniß nahe bevorsteht, aber ich kann positiv versichern, daß es eintreten wird — und dann wird alles von den Conjuncturen abhängen: wenn wir ebenso viele Verbündete wie Gegner haben, werden wir uns aus der Verlegenheit ziehen." Man sieht, daß er diese tröstliche Eventualität nur als eine sehr bedingte betrachtete. „Sechs Jahre vor dem Kriege sah ich schon das Gewitter voraus", sagte er 1758 seinem Vorleser de Catt. Jede Truppenbewegung in Oesterreich oder Rußland, jeder ungewöhnliche Verkehr zwischen den Cabineten schien ihm das Signal zu dem großen Kampfe zu sein, von dem die Zukunft, ja das Dasein Preußens abhängen mußte. Erst von diesem Standpunkte aus gewinnt man ein richtiges Urtheil über Friedrich's II. Bemühen, mit Hintansetzung aller andern Ziele vorzüglich die finanzielle und militärische Macht seines Staats zu erhöhen.

Und doch sollte der Ausbruch des europäischen Kriegs zunächst nicht an den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, überhaupt nicht an europäische Verhältnisse anknüpfen, sondern an überseeische Ereignisse. In dem Oesterreichischen Erbfolgekriege nämlich hatte es sich nicht allein um die Frage des Bestandes der habsburgischen Herrschaft, vielmehr auch darum gehandelt, ob England oder Frankreich, germanisches oder romanisches Wesen in Amerika und Südasien das herrschende sein solle. Durch die Macht des Schwertes zu Gunsten der Engländer, der Germanen entschieden, wurde diese Frage durch

Digitized by Google

den Aachener Frieden, der allseitig die Eroberungen zurückgab, wieder eröffnet. Es währte auch nicht lange, so geriethen in jenen Welttheilen Engländer und Franzosen wieder in Streit. Besonders in Amerika eröffnete schon 1753 der Gouverneur des damals französischen Canada, Du Quesne, ein begabter und entschlossener Soldat, den Kampf, indem er auf streitigem Gebiete Forts erbaute und so den Colonisten Neu-Englands jede Ausdehnung nach Westen zu versperren drohte. Von England sandte man ihnen Truppen zu Hülfe; allein in den Jahren 1754 und 1755 trugen die Franzosen in jenen Gegenden mehrere wichtige Siege davon, die ihnen den Besitz des ganzen Flußthales des Ohio verschafften.

So waren bereits regelmäßige englische und französische Truppen feindselig aufeinandergestoßen; und auch zur See bekämpften sich die beiden Nationen, ohne daß der Krieg förmlich erklärt worden wäre. Die Verhandlungen, die eifrigst zwischen England und Frankreich geführt wurden, konnten kein günstiges Ergebniß haben: handelte es sich ja nicht um kleinliche Grenzstreitigkeiten, sondern um die Frage, welche von beiden Nationen Nordamerika und Vorderindien beherrschen solle — eine Frage von solcher Bedeutung, daß sie eben nur durch die Waffen endgültig geschlichtet werden konnte. Deshalb war seit der Mitte des Jahres 1755 der Ausbruch des Kampfes zwischen England und Frankreich nicht mehr zweifelhaft.

Beide Mächte begannen, sich nach Alliirten umzusehen; denn im vorigen Jahrhundert ging kein Staat in den Krieg, ohne eine Anzahl anderer Länder mit in denselben hineinzureißen. England glaubte dabei noch immer auf Oesterreich zählen zu können.

Maria Theresia war mit dem versailler Hofe noch nicht im Reinen, als die englisch-französischen Streitigkeiten ausbrachen. Da jener einstweilen an Preußen festhielt, konnte Oesterreich nicht umhin, bis auf weiteres dem englischen Bündniß treu zu bleiben, ja es betrieb mit allem Eifer den Abschluß einer Allianz zwischen Großbritannien und Rußland. Aber im Grunde existirte die englisch-österreichische Freundschaft längst nicht mehr. Der Kaiserin jüngst ernannter Staatskanzler Kaunitz hatte

Digitized by Google

richtig erkannt, daß England in Frankreich seinen eigentlichen, ja ausschließlichen Gegner erblickte, während Oesterreich es vielmehr auf Preußen als seinen gefährlichsten Nachbar und Widersacher abgesehen hatte. England wollte nur Frankreich bekämpfen und schwächen. Es gedachte, mit den hannoverischen, den von ihm gemietheten deutschen, den österreichischen und russischen Truppen eine Continentalmacht herzustellen, die Frankreich erdrücken könne. Dazu war aber unbedingt erforderlich, den König von Preußen zur Neutralität zu bewegen, da er sonst im Verein mit Schweden den Franzosen das militärische Uebergewicht auf dem Festlande wieder verschafft hätte. Oesterreich dagegen wollte gerade den Kampf zwischen England und Frankreich benutzen, um mit Hülfe Rußlands und Sachsens den König von Preußen zu vernichten. Lieber wollte die wiener Regierung die österreichischen Niederlande, an deren Erhaltung doch den Seemächten alles lag, Frankreich überlassen, um das ganze Gewicht der österreichischen und verbündeten Streitkräfte auf Preußen zu werfen. Daß er hierzu die Zustimmung Englands nicht erhalten werde, mußte Kaunitz Anfang August 1755 erfahren. Unter diesen Umständen, und da man mit Recht von der Bedeutung Englands als Landmacht nicht viel hielt, schlugen der Kaiser und die Staatsconferenz vor, in Deutschland vollkommene Neutralität zu bewahren. Aber davon wollte Kaunitz nichts wissen, denn das sei einer Großmacht unwürdig. Sollte man nicht lieber die alten Pläne wieder aufnehmen, indem man Frankreich zu gewinnen suche, dem man die Hälfte Belgiens für es selbst, die andere Hälfte für einen spanischen Bourbonen versprechen und die Nachfolge des französischen Prinzen von Conti, eines persönlichen Günstlings Ludwig's XV., in Polen in Aussicht stellen könne — was zugleich der Pompadour lieb gewesen wäre, da hierdurch Conti, ihr Gegner, von dem versailler Hofe entfernt worden wäre? Zugleich rechnete Kaunitz auf die Beihülfe von Schweden, Sachsen, Pfalz, ja vielleicht selbst auf diejenige von Hannover, das durch einen Antheil an der preußischen Beute gewonnen werden sollte. Denn auf die gänzliche Vernichtung Preußens

Digitized by Google

war es abgesehen. Das war der reiflich erwogene, umfassende Plan, dessen Billigung Kaunitz am 20. August 1755 von der Kaiserin erhielt.

Graf Starhemberg trug ihn der Marquise von Pompadour vor: allein vergebens, die französische Regierung hielt noch immer am preußischen Bündnisse fest. Ludwig XV. hatte beschlossen, England zur See und zu Lande nachdrücklich zu bekämpfen. Da aber eine Expedition gegen England selbst wenig Aussicht auf Gelingen bot, dachte er vor allem daran, die englische Dependenz auf dem Festlande, Hannover, zu erobern: zu diesem Zwecke rechnete er zumeist auf die Beihülfe Preußens. Deshalb schätzte man in Frankreich die preußische Allianz so hoch, weil diese Oesterreich und Rußland in Schach halten sollte, während die Franzosen inzwischen im nordwestlichen Deutschland die Meister spielten.

Es war dies für Friedrich eine sehr unangenehme Lage. Wir wissen, daß alle seine Wünsche nur auf Erhaltung des Friedens gingen. Ueberdies hatte er sich nie für das französische Bündniß begeistert. Jetzt verdroß es ihn, daß man ihn von Paris aus wegen der beiden Indien gegen seinen Willen in einen gefährlichen Krieg hineinziehen wolle. Der versailler Hof schien, nach Friedrich's Ausdruck in der „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs", zu glauben, daß der König von Preußen zu ihm stehe wie der Hospodar der Walachei zur Pforte. Er wollte nicht die Franzosen in Norddeutschland übermächtig werden lassen, das er vielmehr für die preußische Suprematie bestimmt glaubte. Allein den Ausschlag gab doch eine andere Erwägung. Wiederholt hat er vielmehr im Herbst 1755 englische Anerbietungen zurückgewiesen: da kam die Entscheidung für des Königs Benehmen von Rußland. Unter österreichischer Einwirkung schloß Kaiserin Elisabeth am 30. September 1755 mit England ein Bündniß, das demselben, gegen eine Subsidie von einer Million Pfund Sterling, jährlich 70000 Russen zu Gebote stellte. Dieser Vertrag war nur dem Scheine nach gegen das ferne Frankreich, in Wahrheit gegen den Rußland benachbarten Verbündeten desselben, gegen

Digitized by Google

Preußen gerichtet. Er rief in Berlin, auch bei Friedrich II., eine wahre Panique hervor. Von Oesterreich und von Rußlands ganzer, durch England bezahlter Macht angegriffen, ohne Bundesgenossen — denn die Franzosen würden sicher wieder Friedrich im Stiche lassen, um ihren eigenen Interessen nachzugehen — in solcher Lage mußte Preußen unterliegen. Nun aber verfiel Friedrich, von den Berichten seiner Gesandten getäuscht, in einen verhängnißvollen Irrthum: er glaubte Rußland nicht so eng mit Oesterreich verknüpft, als vielmehr von dem englischen Gelde abhängig. Trat er also mit England in Verbindung, so meinte er Oesterreich isolirt und damit zu friedlichem Verhalten genöthigt zu haben. Und dazu kam der zweite Irrthum: er hielt die französische Regierung wegen ihrer Liederlichkeit und Nichtsnutzigkeit für so friedfertig, daß sie sich schließlich mit der Neutralität ganz Norddeutschlands einverstanden erklären würde. Friedrich's Absichten waren durchaus richtig und lobenswerth. Er wollte nicht um der fernen amerikanischen Händel willen sich in einen Kampf gegen die überlegenen Nachbarn stürzen, von dem er für seinen Staat und für ganz Deutschland nur Unheil vorhersah. Trotzdem muß man sagen, wie es Friedrich zwei Jahre später selbst offen anerkannt hat, er hatte die Gesinnungen der großen europäischen Mächte nicht gut erwogen. Die Verantwortlichkeit für diesen Misgriff fällt auch ganz ausschließlich auf ihn: die Minister wurden von der veränderten Sachlage erst unterrichtet, als das Abkommen mit England so gut wie schon getroffen war. Daß Friedrich dabei von allen seinen Diplomaten schlecht bedient worden ist, kann ihn nur in sehr bedingtem Maße entschuldigen; in größerm seine reinen, durchaus uneigennützigen und friedfertigen Absichten. Am 16. Januar 1756 schlossen Preußen und England zu Westminster einen Vertrag, in dem die beiden Staaten sich gegenseitig ihre Länder garantirten und sich verpflichteten, keine fremden Truppen auf deutschem Boden zuzulassen. Die Engländer wollten also die Russen, Preußen die Franzosen fern halten.

So richtig und patriotisch hierbei auch Friedrich's Gesichts-

Digitized by Google

punkte an sich waren — in diesem besondern Falle hatte er sich von England übervortheilen lassen. Dieses löste nur seine Verbindung mit Oesterreich, von der es doch nichts für seine eigenen Zwecke zu erwarten hatte, während Friedrich sich geradezu den Absichten seines einzigen Verbündeten, Frankreich, widersetzte und so die Gefahr eines Bruchs mit demselben herbeiführte. Friedrich hat keineswegs als Frankreichs Feind auftreten wollen; er meinte eben fälschlich, dasselbe werde sich mit der Vereitelung seiner Angriffspläne zufrieden geben. Die hannoverischen wie die preußischen Staatsmänner sprachen frohlockend die Hoffnung aus, daß durch den Vertrag von Westminster der Friede innerhalb Deutschlands gesichert sei.

Zu spät kam, noch im Januar 1756, als außerordentlicher französischer Gesandter der Herzog von Nivernois nach Berlin, um mit dem Könige gemeinsame kriegerische Operationen zu verabreden. Nivernois, ein Grand-Seigneur von feinster Bildung und aufrichtiger, ehrenhafter Gesinnung, von dem preußischen Könige selbst höher geschätzt als alle sonstigen französischen Staatsmänner, verhehlte keineswegs, daß Frankreich den Abschluß des englisch-preußischen Neutralitätsvertrags als eine Verletzung des französisch-preußischen Bündnisses betrachten werde, was Friedrich mit einer etwas erkünstelten Verwunderung aufnahm. Um den versailler Hof wieder günstig zu stimmen, erbot er sich, für den Fall, daß derselbe in seinem europäischen Gebiete angegriffen werde, ihn mit 10000 Mann zu unterstützen.

Es gab in der That am versailler Hofe eine Partei, die sich mit des Königs von Preußen Versicherungen zufrieden geben wollte; zu ihr gehörte der damalige Minister des Aeußern, Rouillé. Jedoch im allgemeinen war man weder in Versailles noch in Wien geneigt, die Sache so harmlos anzusehen. Oesterreich fürchtete nun, da England sich mit Preußen gut gestellt habe, ohne daß das französische Bündniß mit letzterm förmlich gelöst war, gänzlich isolirt zu werden. Um so eifriger betrieb Starhemberg seine Unterhandlungen mit dem Hofe von Ver-

Digitized by Google

sailles. Diesen berührte der Neutralitätsvertrag von Westminster auf das peinlichste. Da Frankreich sich seiner Inferiorität zur See sehr wohl bewußt war, hatte es um so mehr seine Hoffnungen auf den Landkrieg gegen Hannover gesetzt. Und an diesem wollte es Friedrich nun verhindern! Seit dem Januar 1756 zeigte sich der Abbé Bernis, der Vertraute der Pompadour, ein liebenswürdiger feiner Weltmann, mit viel Geist und wenig Charakter, der von dem geistlichen Stande nichts als den Namen hatte, viel entgegenkommender gegen Oesterreich. Man wußte in Wien sehr genau, wie durchaus friedliebend der König von Preußen sei; allein solche Erwägungen galten ebenso wenig wie reichspatriotische Bedenken, die doch der deutschen Kaiserin am ehesten geziemt hätten. Maria Theresia und Kaunitz wollten unter den damaligen für Oesterreich so günstigen Bedingungen mit Preußen einen Kampf herbeiführen, von dem sie dessen Vernichtung erhofften. Darauf ließ sich freilich das versailler Cabinet nicht ein, um nicht Oesterreich in Deutschland allmächtig werden zu lassen: Starhemberg mußte sich mit einem Vertheidigungsbündnisse begnügen, zu dessen Zustandekommen die liebenswürdigen Briefe Kaunitz' an die königliche Buhlerin und die Geschenke der sittenstrengen Kaiserin-Königin an dieselbe nicht wenig beitrugen. So wurden am 1. Mai 1756 in Versailles zwei Verträge zwischen Ludwig XV. und Maria Theresia abgeschlossen: der erste, öffentliche, war eine sehr harmlose Neutralitätsconvention zwischen beiden Souveränen, nach Art des Westminstervertrags; der zweite, geheime, aber war eine Defensivallianz zwischen beiden Mächten, die sich mit je 24000 Mann zu vertheidigen versprachen, den gegenwärtigen französisch-englischen Krieg ausgenommen.

Die Vortheile dieses Vertrags waren sicher auf seiten Oesterreichs, das gegen jeden Angriff Hülfe von Frankreich zu fordern hatte, während es letzterm gerade in dem dringenden Falle des schwebenden Kampfes mit England nichts zu leisten brauchte. Frankreich war nunmehr in einem preußenfeindlichen Sinne engagirt und zu einem Bündnisse mit derjenigen Macht

Digitized by Google

veranlaßt, deren Bekriegung es bisher als die Hauptaufgabe seiner Politik betrachtet hatte. Uebrigens sahen die österreichischen Diplomaten die versailler Verträge nur als einleitende an, als Vorbereitung zur Heranziehung Frankreichs zu einem Angriffe auf Preußen. Derselbe wurde um so wahrscheinlicher, als im Frühjahre 1756 der Kampf zwischen England und Frankreich offen ausgebrochen war, und zwar mit großem Erfolge für letzteres.

Leichteres Spiel noch als in Versailles hatte Oesterreich in Petersburg. Es galt, das eben erst unter österreichischer Mitwirkung geschlossene russisch-englische Bündniß wieder zu lösen, um die Russen, trotz Englands, zum Angriff auf Preußen zu gewinnen. Und nun zeigte es sich, wie gründlich sich Friedrich über die Zustände am russischen Hofe getäuscht hatte. Die Zarin war außerordentlich gegen Preußen erbittert, theils weil sie Friedrich wegen seiner Sarkasmen gegen ihr anrüchiges Leben grollte, theils weil sie in ihm das Haupthinderniß für ihre Eroberungspläne in Schweden, Polen und der Türkei zu finden glaubte. Als sie hörte, daß England sich mit Preußen verglichen habe, wurde sie auf das höchste gegen das erstere erzürnt, und war bereit, auf die beträchtlichen Subsidien des Cabinets von Saint-James zu verzichten. Sie zeigte sich entschlossen, bei Gelegenheit der nun ausbrechenden Wirren Preußen zu demüthigen; sie erbot sich, selbst ohne Frankreichs Beihülfe, der Kaiserin-Königin 80000 Mann zur Rückeroberung Schlesiens zu Gebote zu stellen. Dafür nahm sie als ihren Theil der Beute Ostpreußen in Anspruch, und die deutsche Kaiserin hatte selbstverständlich nichts dawider einzuwenden, daß auch dieses deutsche Land von den Fremden in Besitz genommen werde. Nur wollte Oesterreich den allseitigen Angriff auf Preußen auf das Jahr 1757 verschoben wissen, theils um auch Frankreich vollends für einen solchen zu gewinnen, theils weil es selbst nach alter guter Sitte mit seinen militärischen Vorbereitungen im Rückstande war.

So zog sich das Unwetter immer drohender über dem Haupte Friedrich's zusammen. Man kann nicht anders sagen:

Digitized by Google

wenn wir vom deutsch-nationalen Standpunkte absehen und nur kühl den politischen in Betracht ziehen, hatte die österreichische Diplomatie unter Leitung von Kaunitz den von Friedrich II. durch den Vertrag von Westminster begangenen Fehler trefflich ausgenützt.

Der preußische König, der von Frankreich nichts befürchtete, von den durch England bezahlten Russen nur Gutes erwartete, war fest entschlossen gewesen, den Vertrag von Westminster zur Ausführung zu bringen und in Hannover weder einen französischen Angriff noch eine österreichische Besetzung zu dulden. Allmählich aber wurden ihm die Augen geöffnet über die Gefahren, denen er sich durch jene Convention ausgesetzt hatte. Er erhielt im Frühjahr 1756 von zwei sächsischen Kanzlisten, die er bestochen hatte — denn der dresdener Hof nahm eifrig an allen gegen Preußen gesponnenen Intriguen Antheil — Nachrichten, die ihm im allgemeinen das Bedrohliche der ganzen Lage, zumal auch den Abfall Rußlands von der englischen Allianz, die allmähliche Bildung einer Coalition wider ihn offenbarten. Mitte Juli meldete ihm unter der Hand, nicht etwa, wie man behauptet hat, der russische Thronfolger Großfürst Peter, sondern der holländische Gesandte am russischen Hofe, van Swart: wie im nächsten Frühjahr Rußland und Oesterreich gemeinsam über ihn herzufallen gedächten. Der Augenschein lehrte, daß Oesterreich seine Truppen in Böhmen und Mähren zusammenzog.

Es war eine furchtbare Perspective, die sich hier für Friedrich eröffnete; aber er schaute ihr mit Festigkeit, Klarheit und kühner Thatkraft entgegen. Auf die englische Beihülfe legte er kein großes Gewicht. Dagegen brachte er sein Heer schnell auf 150000 Mann. Und nun faßte er den ganz richtigen Gedanken, er dürfe seinen Feinden nicht gestatten, ihre Rüstungen zu vollenden, sondern müsse ihnen zuvorkommen, erst die Oesterreicher, dann die Russen inmitten ihrer Vorbereitungen schlagen und entwaffnen, die ganze unnatürliche Coalition sprengen, ehe sie in Wirksamkeit getreten. Schon im Juli 1756 war er dazu bereit. „Sieht meine Nase danach aus, als wäre sie

Digitized by Google

gemacht, Nasenstüber in Empfang zu nehmen?" rief er dem englischen Gesandten zu; „bei Gott, die werde ich nicht dulden. Maria Thersia will den Krieg, und sie soll ihn sofort haben. Ich kann nichts dagegen thun, sondern nur meinen Feinden zuvorkommen: meine Truppen sind bereit, und ich muß versuchen, diese Verschwörung zu brechen, ehe sie zu stark wird." Selten war wol ein Entschluß zum Kriege so gerecht, so kühn und zugleich so weise. Auf den Rath des Gesandten zog er es vor, den Schein des Angriffs zu vermeiden und deshalb an den wiener Hof eine ernstliche Anfrage über den Grund von dessen Rüstungen zu richten: nicht als ob er eine befriedigende oder nur entschiedene Antwort erwartet hätte, aber er wollte dadurch einen Beweis seiner Mäßigung geben. Jedoch erhielt sein Gesandter von der Kaiserin-Königin eine gerade in ihrer Unbestimmtheit drohende Erwiderung: „Die kritische Lage der allgemeinen Verhältnisse läßt mich die Maßregeln als nothwendig betrachten, die ich für meine Sicherheit und die Vertheidigung meiner Verbündeten treffe, und die übrigens niemand zum Nachtheile gereichen sollen." Eine zweite Anfrage wurde gar nicht beantwortet. Damit war für Friedrich der Krieg unvermeidlich geworden.

Daß der König mit seinem Angriffe (Ende August 1756) in vollem Rechte war, daß er nur zu ihm gelegener Zeit einen Kampf begann, der doch wenige Monate später mit verdoppelter Wucht ihm aufgedrängt worden wäre, darüber ist kein Zweifel mehr, das gestehen auch die gegnerischen Schriftsteller der Jetztzeit zu. Der wahre Urheber des Siebenjährigen Krieges ist nicht Friedrich der Große — diese Urheber sind Kaunitz und mittelbar Maria Thersia sowie Elisabeth von Rußland, welche eine leidenschaftliche, aber sicherlich geschickte und erfolgreiche Angriffspolitik gegen Preußen betrieben. Ein Thor wäre Friedrich gewesen, wenn er ruhig abgewartet hätte, bis seine Feinde nach Beendigung aller ihrer Vorbereitungen von den verschiedensten Seiten sich vernichtend auf ihn gestürzt hätten. Brühl selbst meinte damals mit dem Scharfblick des bösen Gewissens: der König von Preußen werde sich nicht auf der Defensive halten,

Digitized by Google

sondern durch einen Offensivstoß seinen Feinden zuvorkommen. Getäuscht hat sich Friedrich nur in der Richtung, die er zunächst seinem Angriffe gab. Das Natürlichste und Gerechteste und, wie die Dinge lagen, wol auch das Nützlichste wäre für ihn gewesen, sich auf die noch ganz unfertigen österreichischen Truppensammlungen in Böhmen und Mähren zu werfen und dieselben mit schnellen Schlägen zu vernichten. Friedrich wurde indeß irregeführt durch die unvollständigen Mittheilungen aus der dresdener Kanzlei. So viel war sicher, der König von Polen und sein Minister Brühl hatten unaufhörlich in Wien und Petersburg gegen Preußen intriguirt und gehetzt, auch Kundschaft über die preußischen Vorgänge dorthin gesandt; Frankreich und Oesterreich hatten sich um den Beitritt Sachsens zu ihrem Bündniß beworben; dringend hatte seinerseits Sachsen um Hülfe gegen einen etwaigen preußischen Angriff gebeten. Ueber diese Vorgänge nur ungefähr unterrichtet, glaubte Friedrich, der Kurstaat habe sich mit den Großmächten förmlich wider ihn alliirt. Diesen Gegner aber, der damals nur drei Tagemärsche von Potsdam stand, wollte er nicht auf seinem Wege lassen. Er hoffte, die Sachsen unvorbereitet zu überfallen, sie unschädlich zu machen, dann ebenso schnell die Oesterreicher anzugreifen, ihnen einen verderblichen Schlag zu versetzen und hierauf den erschreckten Feinden einen Frieden auf Grund der Verträge von Dresden und Westminster anzubieten. Friedrich hatte keine neuen Eroberungen im Sinne, er war wol factisch, nicht aber moralisch der Angreifer. Dagegen war sein Ueberfall Sachsens ungerechtfertigt und stellte sich noch dazu als ein schwerer politischer und militärischer Fehler heraus, der vielleicht ganz allein die lange Dauer des Kriegs veranlaßt hat. Der Kampf aber, der nunmehr Europa, Amerika, Asien zugleich in Feuer setzte, ist in vielen Beziehungen der merkwürdigste der ganzen neuern Geschichte. Für das preußische Volk brachte er die Gelegenheit, sich durch Tapferkeit, Ausdauer und Opferfreudigkeit einen hervorragenden Platz in der Welt zu erstreiten; für Friedrich II., unentwegte Seelengröße und edle Beharrlichkeit zu entwickeln, die ihn unter die vornehmsten Helden einreihen.

Digitized by Google

Am 29. August 1756 überschritt die vom König selbst befehligte preußische Hauptarmee in der Stärke von 70000 Mann die sächsische Grenze, während fast 30000, unter Feldmarschall Schwerin, Schlesien gegen die Oesterreicher, ein anderes Truppencorps unter Feldmarschall Lehwaldt Preußen gegen die Russen deckte. Das sächsische Heer war infolge der unsinnigen Verschwendung des dresdener Hofes für eitle Lustbarkeiten, für Bauten, Kunstsammlungen u. dgl. von den 60000, die es noch in den Schlesischen Kriegen gezählt hatte, auf 20000 Streiter vermindert worden; es war jedoch eine erste Enttäuschung für Friedrich, daß der sächsische Hof auf seine Aufforderung nicht die Waffen niederlegte, sondern, indem er zugleich die Oesterreicher zur Hülfe herbeirief, seine Truppen in fast unangreifbarer Stellung auf den Höhen zwischen dem Gottleubabach und der Elbe oberhalb Pirna concentrirte. Nun zeigte sich die ganze Bedeutung von Friedrich's Misgriff: er mußte sich darauf einlassen, die Sachsen völlig auszuhungern. Damit verlor er aber den Vortheil, den sein kühner Angriff ihm hatte bringen sollen. „Die Sakſen verderben mihr die gantze Campagne", schrieb der König unwillig seinem Freunde Winterfeldt. Lange vertheidigten sich, unter tausend Entbehrungen, die Sachsen tapfer, bis endlich aus Böhmen der kaiserliche Feldmarschall Browne mit 35000 Mann zu ihrem Entsatze herbeikam. Aber Friedrich rückte demselben mit einem Theile seines Heeres entgegen, während der andere die Einschließung der Sachsen bei Pirna fortsetzte. Die Schlacht bei Lobositz, 1. October 1756, endigte nach muthigem Widerstande der Oesterreicher mit einem Siege der Preußen, der für diese um so rühmlicher war, als sie nur 24000 Mann zählten.

Die Niederlage der Kaiserlichen entschied auch das Schicksal der Sachsen, die sich, von allen Lebensmitteln entblößt, noch etwa 15000 Mann stark, kriegsgefangen ergeben mußten (15. October). Die Gemeinen wurden mit Gewalt in die preußischen Regimenter untergesteckt, aus denen sie aber späterhin in Masse desertirt sind. König August III. durfte sich nach

Digitized by Google

Polen begeben, während seine Familie in Dresden zurückblieb. Das Kurfürstenthum wurde als ein erobertes Land behandelt: man räumte die sächsischen Zeughäuser aus, setzte eine preußische Landesverwaltung in Dresden ein und belegte das öffentliche Vermögen sowie alle Steuern zu Gunsten Preußens mit Beschlag.

Gewiß hatte Friedrich den Kampf mit Erfolgen eröffnet, zweien Siegen und der Besitznahme des ausgedehnten und wohlhabenden sächsischen Landes: aber sie waren nicht so entscheidend, wie er gehofft hatte. Militärisch war nichts erreicht als die Entwaffnung Sachsens, die auch wol auf indirectem Wege zu erlangen gewesen wäre. Nun mußte Friedrich in die Winterquartiere gehen, und so hatte Oesterreich Zeit gewonnen, seine Rüstungen bis zum nächsten Feldzuge zu vollenden. Seine Stellungen und sein Heer waren noch nicht ernstlich beschädigt. Der eigentliche Zweck von Friedrich's Angriff war damit gänzlich verfehlt; der letztere hatte nur dazu gedient, des Königs politische Stellung zu verschlechtern; denn Oesterreich hatte Gelegenheit erhalten, über dessen angebliche Eroberungslust zu declamiren und mit der Miene gekränkter Unschuld die Verbündeten um Hülfe anzurufen. Die Enttäuschung Friedrich's sprach sich in den Vergleichsverhandlungen aus, die auf seinen Befehl Feldmarschall Schwerin mit dem kaiserlichen General Piccolomini anknüpfte, die aber von Wien aus sofort unterbrochen wurden.

Im Gegentheil ruhte die wiener Regierung nicht, an dem Verderben Preußens zu arbeiten. Im Januar 1757 wurde auf ihr Betreiben durch den regensburger Reichstag der Reichskrieg gegen Friedrich beschlossen. Wie ein Jahrhundert später, war das officielle Deutschland gegen Preußen, während dieses in Wirklichkeit das deutsch-nationale Princip vertrat und verfocht. Dieser vom Reichstage geächtete König war es, der Deutschland vor den Fremden schützen wollte, während das Kaiserthum Ostpreußen den Russen, Pommern den Schweden, Belgien den Bourbonen zu überliefern gedachte! Wichtiger als das Ergebniß in Regensburg waren die Verhandlungen mit Rußland und Frankreich. Jenes schloß ein förmliches Angriffs-

Digitized by Google

bündniß mit Oesterreich, im Januar: beide Kaiserinnen verpflichteten sich, mit je 80000 Streitern, die russische, auch mit einer Flotte gegen Friedrich zu kämpfen, bis Oesterreich Schlesien und Glatz zurückerhalten habe und Preußen „zum Besten der Menschheit" erniedrigt worden sei. In Paris hatte der Angriff des Königs auf Sachsen der österreichischen Partei zum völligen Siege verholfen; Bernis ward Minister des Aeußern. Am 1. Mai 1757 schloß er mit Oesterreich einen neuen, den sogenannten Theilungsvertrag von Versailles ab, in dem Frankreich 105000 Mann und 12 Millionen Gulden jährlicher Subsidien an die Kaiserin zu verwenden verhieß, bis letztere Schlesien und Glatz zurückerobert habe. Außerdem sollte Preußen seiner rheinischen und westfälischen Provinzen sowie Vorpommerns, des Herzogthums Magdeburg und der Fürstenthümer Halberstadt und Krossen beraubt und diese seine Besitzungen an die mit Frankreich und Oesterreich verbündeten Staaten vertheilt werden; zum Entgelt hatten die französischen und spanischen Bourbonen je die Hälfte von Belgien zu bekommen.

Man erkennt aus diesen Verträgen, wie Maria Thersia es keineswegs nur auf die Wiedererlangung ihres frühern Eigenthums, sondern vielmehr auf die völlige Zertrümmerung des preußischen Staats zu Gunsten deutscher und besonders ausländischer Mächte abgesehen hatte. Leidenschaftlicher Haß veranlaßte die Kaiserin-Königin zum tödlichen Streich gegen die Schutzmacht Norddeutschlands. Sie hatte es gar kein Hehl, daß sie auch für sich Preußen außer Schlesien und Glatz noch weitere Gebietstheile entreißen wollte. Trotz der Abneigung, die selbst in dem katholischen Theile von Deutschland gegen jeden Krieg wider Preußen herrschte, gelang es Frankreich durch bedeutende Geldopfer, Baiern, Pfalz, Kurköln, Würtemberg, Mecklenburg zur Stellung von Truppen an die Coalition zu bestimmen. Auch die oligarchische Faction, die im schwedischen Reichsrathe herrschte, ließ sich zum Anschluß bewegen, trotz des Widerstandes des Königs und seiner Gemahlin Ulrike, der Schwester Friedrich's, sowie gegen alle politischen und religiösen

Digitized by Google

Interessen des Staats, zur Unzufriedenheit des unterdrückten schwedischen Volkes. Nur Dänemark blieb neutral. So erstand gegen Friedrich II. eine Welt in Waffen; fast ganz Europa erhob sich wider ihn.

Friedrich hatte den Winter in Dresden zugebracht. Mitten unter den Feindseligkeiten des dortigen Hofes und Volkes, mitten unter den schweren Sorgen, die ihn bestürmten, hatte er sein Herz an künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen erquickt, die Muße gefunden, das Schlachtfeld von Lützen zu besuchen und dort einige Stunden dem Andenken des von ihm in hohem Maße bewunderten Gustav Adolf zu weihen. Sein heldenmüthiger Sinn hielt ihn aufrecht. „Adieu, mein Lieber", schrieb er an Ferdinand von Braunschweig, „festen Fuß und gute Wacht, Zuversicht und Klugheit, und wir werden den Teufel aus der Hölle jagen, wenn es einen gibt." Allein als die Hiobsposten von allen Seiten eintrafen, erschrak er doch selber über die Größe der Gefahr, die er in dieser Ausdehnung nicht geahnt hatte, da mehrere der ihm feindlichen Staaten durch ihren Anschluß an die Coalition ihrem wahren Vortheile geradezu entgegenhandelten. Einigen Trost gewährte ihm der im Januar 1757 mit England abgeschlossene Vertrag, nach welchem ein Beobachtungsheer von 50000 englischen Söldnern und 20000 Preußen gegen Frankreich gebildet werden, England an Preußen jährlich eine Million Pfund Sterling Hülfsgelder zahlen und zu dessen Schutze eine Flotte nach der Ostsee senden sollte. Indeß dieser Tractat wurde nie völlig ausgeführt; da Friedrich jene 20000 nicht in Schlesien und Sachsen entbehren konnte, setzte England in unwürdiger Knauserei die Subsidien auf 670000 Pfd. St. herab und schickte auch nicht die von Friedrich dringend begehrten Schiffe in das Baltische Meer. Im großen und ganzen konnte der König sich nur auf sich selbst verlassen. Mit unermüdlicher Sorgfalt bereitete er die Mittel zu dem furchtbaren Kampfe vor. Zunächst die finanziellen: er nahm Anleihen bei seinen Unterthanen auf, verschlechterte die Goldmünzen und erhob von den unterworfenen Sachsen schwere, ja drückende Contributionen. So vermochte

Digitized by Google

er sein Heer auf 150000 Mann Feld- und etwa 60000 Mann Besatzungstruppen zu bringen; daneben wurde in den meistbedrohten Provinzen noch die Einrichtung einer Landmiliz, einer Art Landsturm, angeordnet. Unaufhörlich mußte in den Winterquartieren exercirt und geschossen werden, um alte und neue Soldaten in völlig feldtüchtigem Stande zu erhalten. Strenge Disciplin und vorzügliche Abrichtung unter den Gemeinen, Geschlossenheit und kriegerischer Geist des Offiziercorps, militärische Begabung und Erprobtheit der Generale, endlich die Führung eines genialen Feldherrn machten dieses Heer zum ersten Europas.

Allein trotz alledem ließ die enorme Ueberlegenheit der materiellen Kräfte der Gegner schon in dem Jahre 1757 keinen günstigen Ausgang erhoffen. Da die hannoversche Observationsarmee nur 45000 Mann zählte, hatte der König mit seinen Verbündeten 195000 ins Feld zu stellen; dagegen zählten seine Widersacher 430000 Streiter: also ein Verhältniß wie sieben zu drei. Niemals wol, seit den Perserkriegen, ist ein großer Kampf unter ähnlichen Bedingungen unternommen worden! Wirklich war Friedrich auf das Aeußerste gefaßt. Er übertrug dem Minister Grafen Finckenstein eine Art Dictatur über die gesammte Verwaltung. Er ertheilte demselben eine genaue, wohlüberlegte und kühl durchdachte geheime Instruction, was zur Rettung des Staats und der königlichen Familie zu geschehen habe, wenn die Heere geschlagen, die Feinde vom Süden oder Osten her ins Land rücken oder der König getödtet oder gefangen würde. „Sollte mich", heißt es in diesem höchst charakteristischen Actenstücke, „das Unglück treffen, daß ich vom Feinde gefangen werde, so verbiete ich, daß man auf meine Person die mindeste Rücksicht nehme noch auch sich irgend darum kümmere, was ich aus meiner Haft schreiben könnte. Wenn mir solches Misgeschick zustößt, muß man meinem Bruder gehorchen und dieser wie alle meine Minister und Generale werden mir mit ihrem Kopfe dafür einstehen, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg fortsetzt, als wenn ich nie auf der Welt gewesen wäre."

Digitized by Google

Friedrich sah eben in sich nie den Herrn, sondern nur den Diener des Staats, einen Diener, der keinerlei Berechtigung und Ansprüche mehr hat, wenn er dem Gemeinwesen nicht mehr nützlich zu sein vermag.

Der König gedachte soviel wie möglich die Ungleichheit der Kräfte durch schnelle und vernichtende Initiative wieder auszugleichen. Gegen Russen und Franzosen, die vom Herzen seiner Staaten weit entfernt waren, hatte man sich nur vertheidigungsweise zu verhalten, während er sich auf das österreichische Heer in Böhmen stürzen, dasselbe zerschmettern und dann womöglich „auf den Wällen von Wien den Frieden dictiren wollte"; denn das war seine einzige Sehnsucht. Zuerst ließ sich in der That alles auf das beste an. Im April 1757 wurden die Oesterreicher im nördlichen Böhmen völlig überrumpelt und mit Verlust auf Prag zurückgetrieben. In der Nähe dieser Stadt brachte ihnen Friedrich am 6. Mai eine völlige, aber schwer erkaufte Niederlage bei: sein bester General, Feldmarschall Schwerin, und 12500 Mann aus seinen erprobtesten und tüchtigsten Infanterieregimentern lagen auf dem Schlachtfelde. Da der größte Theil des geschlagenen österreichischen Heeres sich nach Prag warf, faßte der König den Plan, durch Belagerung dieser Stadt die feindliche Armee gefangen zu nehmen, die in der That völlig demoralisirt war.

Indeß die österreichische Heeresleitung zeigte mehr Thatkraft, als Friedrich geglaubt. Feldmarschall Daun, ein umsichtiger und geistvoller, wenn auch zu langsamer Stratege, bildete aus Truppen, die ihm von allen Theilen des weiten Kaiserstaats zuströmten, ein neues Heer von 55000 Mann. Friedrich vermochte ihm, da er die Belagerung des fast bezwungenen Prag nicht aufgeben wollte, bei Kolin nur etwa 34000 Streiter entgegenzuführen (18. Juni). Von dieser Schlacht hing das Schicksal des ganzen Krieges ab; ein neuer Sieg Friedrich's würde die Vernichtung der letzten kaiserlichen Armee, die Capitulation Prags und damit wahrscheinlich den Friedensschluß Oesterreichs herbeigeführt haben. Friedrich's Dispositionen waren ausgezeichnet, wurden aber durch die Fehler

Digitized by Google

mehrerer Generale vereitelt, und da Daun mit großem Scharfblick und vieler Geschicklichkeit verfuhr, endete der Kampf mit einer Niederlage der Preußen. Abermals waren 14000 ihrer besten Infanteristen gefallen. Aber noch weit herber waren die Nachwirkungen der Schlacht. Zum ersten mal hatten die Soldaten Friedrich's den kürzern gezogen; der Zauber der Unbesiegbarkeit, der sie umgeben, war verschwunden. Unter den preußischen Generalen selbst herrschte tiefe Entmuthigung. Sämmtliche Feinde Friedrich's, schon bereit, die Waffen aus der Hand zu legen, erhoben sich voller Zuversicht von neuem wider ihn. Betäubende Schläge fielen von allen Seiten auf sein Haupt. Die Russen besiegten den Feldmarschall Lehwaldt und bemächtigten sich der Provinz Preußen. Die Schweden erschienen in Pommern, wo ihnen fast keine preußischen Truppen gegenüberstanden. Die Franzosen zwangen die englisch-hannoverische Armee durch die Convention von Kloster-Zeven zum Verzicht auf weitern Kampf und drangen dann in das Halberstädtische ein. Dazu Unglück in der Familie. Friedrich's zärtlich geliebte Mutter starb damals; sein ältester Bruder, der Thronfolger August Wilhelm, führte den Rückzug des prager Belagerungscorps auf das ungeschickteste und mußte in voller Ungnade vom Heere entfernt werden: ein Jahr darauf ist der Beklagenswerthe vor Kummer gestorben. Allein all das Unheil, das ihn seit funfzehn Monaten so unausgesetzt verfolgte, vermochte Friedrich's Heldengröße nicht niederzudrücken. Er fand die nöthige Seelenruhe, um damals auf alle Fälle eine Vertheidigung seines politischen und militärischen Verfahrens aufzusetzen. „Von allen Seiten kommt Sturm auf Sturm", meldete er seinem treuen d'Argens; „häusliches Unglück, geheimer Kummer, öffentliche Unfälle und drohende Katastrophen: das ist mein tägliches Brot. Aber glauben Sie nicht, daß ich mürbe werde. Sollte es drunter und drüber gehen, so lasse ich mich in den Einsturz mit begraben, mit dem kalten Blute, mit dem ich Ihnen schreibe." Den Vorschlag seines Bruders Heinrich, der alles verloren gab: sich ohne Bedingungen Frankreich in die Arme zu werfen, Schlesien zu opfern, diesen

Digitized by Google

feigen und thörichten Rath wies der königliche Held weit von sich. Was ihn aufrecht erhielt, war die Liebe zu seinem Staate, zu seinem Volke. Inmitten des persönlichen Schmerzes dichtete er die Epistel an seine Schwester von Baireuth und die Ode an den Prinzen Heinrich: Poesien, welche die reinste Vaterlandsliebe, die innigste Sorge für Preußens Größe und Ruhm athmen. „Um den Staat zu retten, versuche und wage ich unmögliche Dinge", schrieb er an d'Argens.

Man weiß in der That, welche großartig kühnen und dabei genialen Pläne das Unglück selbst dem König eingab: wie er mit wenigen tausend Mann zuerst gegen die Franzosen aufbrach und, unbekümmert um die neue Niederlage seines schlesischen Heeres und den Verlust Breslaus, Soubise bei Roßbach schlug; wie er dann mit seiner Hand voll Soldaten wieder nach Schlesien eilte und hier den dreifach stärkern Gegner bei Leuthen besiegte, dessen Armee vollständig zu Grunde richtete, die ganze Provinz von den Oesterreichern befreite. Das waren zwei Ehrentage, diese Tage von Roßbach und Leuthen, wie kein anderes Heer als das preußische, kein anderer Feldherr als Friedrich sie aufzuweisen hat. In ganz Deutschland jubelte man über die glänzenden Siege deutscher Scharen über die hochmüthigen Franzosen, die vielhundertjährigen Bedränger des Vaterlandes, die jetzt wieder so schändliche Greuel verübt hatten, daß sie von ihren eigenen Generalen als eine Bande von Dieben und hängenswürdigen Meuchlern bezeichnet wurden, und über die Kroaten und Panduren, Magyaren und Slowaken des habsburgischen Doppeladlers. An diesen Ruhmesthaten erhob sich stolz das preußische Nationalgefühl. Freilich, die höhern Beamten und Offiziere, die Weisen und Studirten sahen noch immer die Lage mit Kopfschütteln an und machten wol, wie Friedrich's eigene Brüder, demselben die bittersten Vorwürfe: aber die große Masse des Volkes blickte mit Begeisterung zu seinem König und dessen Heere auf. Volkslied und Kunstdichtung verherrlichten ihre Thaten und verspotteten die Gegner. Ueberall sah man die „Vivatsbänder", seidene Bänder von bunter Farbe, auf denen die Siegeslieder gedruckt zu lesen waren, und welche

Digitized by Google

die Männer stolz im Knopfloch, die Frauen auf Hut oder Schulter trugen.

Auch in England ward Friedrich das Idol des Volkes. Dessen Stimme zwang König Georg II. den energisch geistvollen Pitt als Minister auf, der dann die englisch-hannoverische Armee reorganisirte und ihr in einem General Friedrich's, in Ferdinand von Braunschweig, einen vorzüglichen Führer gab: derselbe wußte mit Glück sich im westlichen Deutschland gegen die weit überlegenen Franzosen zu halten.

Freilich kamen auch wieder trübe Tage für Friedrich: 1758 die gräßliche, ihn tief erregende Verwüstung der Neumark durch die Russen, die nur für kurze Zeit durch den Zorndorfer Sieg vertrieben wurden; der Ueberfall bei Hochkirch, bei dem ihm einer seiner treuesten Freunde, der jüngere Keith, fiel, wie er ein Jahr vorher schon Schwerin und Winterfeldt verloren hatte. Zugleich starb ihm die zärtlich geliebte Schwester von Baireuth. In seiner verzweifelten Stimmung verfaßte er selbst eine Trauerpredigt über das Hinscheiden der Schwester und über seine Lage, gewiß ein merkwürdiger Zug bei dem sonst so skeptischen Fürsten. „Auf jeden Fall", sagte er zu seinem Vorleser Catt, „führe ich etwas bei mir, um die Tragödie zu endigen." Aber bis es dahin kam, wollte er mit Aufgebot aller Kräfte kämpfen. Allerdings verdüsterte sich seine Stimmung mehr und mehr, wie es so einsam um ihn wurde, und wie er sich verdammt sah, Jahr für Jahr mit ermattenden Kräften die Sisyphusarbeit des Kampfes gegen die übermächtigen Gegner wieder aufzunehmen. „Ich bin dies Leben satt", schreibt er am 22. December 1758 an d'Argens, „der ewige Jude selbst war nicht so lebensmüde, wie ich es bin. Ich habe alles verloren, was ich geliebt und geachtet auf der Welt; mich umgeben nur noch Unglückliche, denen zu helfen mir das Elend der Zeit unmöglich macht. Noch verfolgt mich das Schauspiel des Ruins unserer schönsten Provinzen und der Greuel, die dort von Thieren in Menschengestalt verübt worden sind. Von Geschäften und Ueberdruß erdrückt, führe ich das Leben eines Wüstenheiligen." Und doch schöpfte er wieder Erholung und Trost aus der Literatur. Am

Digitized by Google

Vorabend der Schlacht bei Zorndorf, als er alles für den morgenden Entscheidungskampf angeordnet, fand er die Seelenruhe, Verse zu componiren! Aus der Winterrast in Breslau 1758 auf 1759 griff er, während die Waffen ruhten, seine Gegner mit einer Reihe anonymer glänzend geschriebener Satiren an, in denen er die Vielseitigkeit und Schärfe seines Geistes in bewundernswerther Weise bewährte. Bald spricht er als Secretär des Grafen Kaunitz zu einem andern österreichischen Staatsmann, um die schädlichen Pläne seiner Gegner zu enthüllen; bald als schweizer Professor, um der Neutralen Sympathie für Preußen zu gewinnen; bald als Papst Clemens XIII., um die Protestanten für seine Sache zu erwärmen; bald als Prinz Soubise zum Marschall Daun, um die Sendung eines geweihten Degens und Hutes durch den Papst an den österreichischen Marschall zu verspotten. Wo findet man wol noch das Beispiel eines Königs, der, von zahllosen Gegnern mit völligem Untergange bedroht, jeden Nerv seines Wesens und seines Staats zur Rettung anzustrengen gezwungen, noch Muße, Frische und Elasticität genug besessen hat, um in zahlreichen witzsprühenden Flugschriften seine Widersacher vor Europa lächerlich zu machen? Inzwischen trieb er in den eroberten Ländern Sachsen und Mecklenburg Contributionen ein, verschlechterte in steigendem Maße die Münzen: und doch mußte er sein Heer um 30000 Mann vermindern, während dessen Qualität sowol an Offizieren als auch an Soldaten, welche letztern jetzt zum guten Theile Ausländer waren, beständig abnahm.

Wirklich gestaltete sich das Jahr 1759 noch trauriger als das vorhergehende. Friedrich erlitt bei Kunersdorf, 12. August, durch die doppelt so starken Russen und Oesterreicher seine furchtbarste Niederlage. Vergebens hatte der König den Tod in der Schlacht gesucht: nur seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert. „Ich habe keine Hülfsquellen mehr", meldete er dem Minister Finckenstein, „und um die Wahrheit zu sagen, halte ich alles für verloren. Ich werde den Untergang des Vaterlandes nicht überleben. Adieu auf immer. Friedrich." Diese Verzweiflung hielt freilich vor dem kräftigen Naturell des

Digitized by Google

Königs nicht Stand. Aber bald kam neues Unheil. Sachsen, aus dem er zum großen Theile seine Subsistenzmittel gezogen, ging verloren. General Finck, den Friedrich zu sehr exponirt hatte, ließ sich mit 12000 Mann bei Maxen gefangen nehmen. Dieser „Finkenfang" war im Grunde noch verderblicher als die Niederlage bei Kunersdorf. „Das Unglück", schreibt Friedrich an d'Argens, „hat mich so betäubt, daß ich mich noch nicht von meiner Bestürzung erholen kann. Quando avrò fine del mio tormento! Seit vier Jahren bin ich im Fegefeuer." Es war ein unheilvoller Feldzug. Er hatte gezeigt, daß der große König selbst von der unaufhörlichen Arbeit und Aufregung aufgerieben zu werden anfing; daß die neugebildeten Regimenter und die jungen Generale nicht mehr den alten gleichkamen; daß es den besser geübten Feinden gegenüber nicht mehr möglich war, mit kleinen Corps eine große Uebermacht zu besiegen: kurz, das Jahr 1759 bewies mit Sicherheit, daß Friedrich endlich zwischen seinen gewaltigen Gegnern erdrückt werden müsse. Seit diesem Unglücksjahre war des Königs Charakter verbittert, scharf, ja lieblos geworden; das furchtbare Unheil, das Bewußtsein, dasselbe zum Theil seinen eigenen unleugbaren Fehlern zu verdanken, der Verlust vieler erprobter Waffengefährten hatten ihn tief und für immer verstimmt. „Meine Jugend habe ich meinem Vater, mein Mannesalter dem Vaterlande geopfert", schrieb er bald darauf mit einer gewissen Bitterkeit. Trotz aller Anstrengungen vermochte er den 220000 Feinden für den nächsten Feldzug nur 90000 Mann Feldtruppen entgegenzustellen, darunter wenige alterprobte Soldaten, die meisten achtzehnjährige pommersche und kurmärkische Bauernburschen, der Rest Sachsen, Anhaltiner, Mecklenburger, Ueberläufer und Kriegsgefangene — während die österreichische Armee jedes Jahr besser wurde.

Nur Eins rettete Friedrich: die bewundernswerthe Schnellkraft seines Geistes. Die Selbstmordgedanken, die zeitweise seine Seele bestürmten, wurden bald wieder aufgegeben. Er fand noch Ruhe, sich mit der Lektüre des Lucrez zu beschäftigen, sich vom berliner Großkaufmann Gotzkowsky Gemälde und zumal einen Correggio kaufen zu lassen, für d'Argens ein Tischservice

Digitized by Google

nach seiner eigenen Zeichnung zu bestellen. Er schrieb in den Winterquartieren Oden und Episteln, die zu seinen besten literarischen Erzeugnissen gehören, sowie, was noch merkwürdiger: „Betrachtungen über den Charakter und die militärischen Talente Karl's XII. von Schweden." Einen Mann von so erhabener Seelengröße konnte das Unglück wol beugen, aber nicht brechen! Dann kamen wieder beißende Flugschriften, darunter sechs Briefe, in denen sich Phihihu, Agent des chinesischen Kaisers in Europa, spottend über die Zustände unsers Erdtheils ausläßt. Die unverwüstliche Laune, die in dieser Satire herrscht, läßt nichts von den Gefahren ahnen, von denen ihr Verfasser umringt war!

Und doch war der Beginn des neuen Feldzuges (1760) nur durch neues Misgeschick bezeichnet. Der wackere General Fouqué wurde mit 8000 Mann bei Landshut von dem Oesterreicher Laudon zur Ergebung gezwungen, Glatz von diesem erobert. Prinz Heinrich verzagte und bat um seine Entlassung. „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder", schrieb ihm der König, „Leute zu finden, die in frohen und glücklichen Zeiten dem Staate dienen. Gute Bürger sind die, welche ihm dienen im Augenblicke der Krise und des Ungemachs. Ich glaube also nicht, daß es Euch ernst ist, was Ihr mir schreibt." Es mußte jedenfalls, um nicht der Uebermacht thatlos zu erliegen, etwas Entscheidendes gewagt werden. Am 15. August griff Friedrich die dreifache Uebermacht der Oesterreicher unter Daun und Laudon bei Liegnitz an — und schlug sie. Dieser Sieg, der nur der Feldherrngeschicklichkeit und todesverachtenden Kühnheit Friedrich's zu danken war, gab der schon entmuthigten Armee frische Zuversicht auf sich und ihren Führer zurück und hat überhaupt das preußische Heer gerettet; sonst waren die unmittelbaren materiellen Folgen bei der ungeheuern Uebermacht der Feinde geringe. Friedrich erkannte das sofort. „Ehedem, mein lieber Marquis", schrieb er an d'Argens, „würde diese Begebenheit viel entschieden haben; jetzt ist das Treffen nur ein leichter Ritz. Eine große Schlacht ist erforderlich, um unser Schicksal zu bestimmen. Nie in meinem Leben bin ich in einer so kritischen Lage gewesen wie in diesem Feldzuge.

Digitized by Google

Glauben Sie als sicher, daß noch eine Art Wunder erforderlich ist, um alle die Schwierigkeiten zu überwinden, die ich vorhersehe. Ich werde zweifellos meine Pflicht thun; aber erinnern Sie sich beständig, mein lieber Marquis, daß ich das Glück nicht regieren kann und daß ich genöthigt bin, bei meinen Entwürfen sehr viel auf den Zufall zu rechnen, da mir die Mittel fehlen, sie selbständig auszuführen. Es sind Hercules-Arbeiten, die ich vollbringen soll, und zwar in einem Alter, wo die Kräfte mich verlassen, wo die Kränklichkeit meines Körpers zunimmt; und, um die Wahrheit zu sagen, wo die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, selbst anfängt, mir zu fehlen. Sie sind nicht genug von den Angelegenheiten unterrichtet, um sich eine deutliche Vorstellung von allen den Gefahren zu machen, die den Staat bedrohen. Ich kenne sie und — verhehle sie der Welt. Ich führe hier das Leben eines kriegerischen Karthäusers. Meine Angelegenheiten beschäftigen nicht wenig meinen Geist; die übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, die mein Trost sind, so wie sie es jenem großen Consul (Cicero), dem Vater seines Staats und der Beredsamkeit, waren."

Dieser Brief wirft ein helles Licht auf die Lage und den Gemüthszustand des großen Königs. Von einer mehr als zehnfachen Uebermacht umgeben, 55 Millionen gegen $5^1/_3$ Millionen Preußen, sieht er, daß all sein heldenhaftes Ringen den Untergang wol verzögern, aber nicht verhindern kann. Wenn ein Sieg die Maschen des eisernen Netzes, das ihn umstrickt, etwas erweitert, ziehen sie sich an andern Stellen nur um so enger zusammen. Seine Freunde sind ihm durch den Tod entrissen; niemand kann er die Beängstigung seines Herzens mittheilen, als dem treuen d'Argens, der doch nicht in seiner Nähe ist, um ihn zu trösten. Der Welt muß er seine Qual verbergen, muß heitere Zuversicht zur Schau tragen, um seine Getreuen nicht gänzlich zu entmuthigen, die schon triumphirenden Feinde nicht vollends mit Siegeszuversicht zu erfüllen. Und dabei fürchtet er, durch das herannahende Alter schließlich selbst der körperlichen und geistigen Elasticität beraubt zu werden! Welch

Digitized by Google

tragischer Gegensatz zu der kecken Zuversicht, mit der er zwanzig Jahre früher in den ersten Schlesischen Krieg zog. „Meine Lage zwingt mich", so äußerte er sich gegen einen vertrauten Diener, „sehr oft gegen alle überlieferten Regeln zu handeln, sei es um mich einer drohenden Gefahr zu entziehen, sei es, um meine Front gegen einen Gegner zu decken, während ich zum Kampfe gegen einen andern in meinem Rücken eile. Fast immer muß ich mit einer Lebhaftigkeit und Kühnheit handeln, die in gewöhnlichen Verhältnissen aller Umsicht und Klugheit widerspräche. Aber die Noth zwingt mich; ich muß mehr auf günstigen Zufall rechnen, als es in weniger abscheulichen Umständen zu billigen wäre. Ich muß arbeiten wie Hercules, ohne die Kraft dieses Göttersohns zu besitzen. Und bei allem guten Glücke, wie könnte ich bei dieser steten Nothwendigkeit rascher Entschließung es vermeiden, Fehler zu machen? Ich hoffe, daß sachkundige Kritiker, welche meine Lage richtig erkennen, welche einsehen, daß ich trotz aller Energie endlich der mich bedrängenden Uebermacht erliegen muß, mich mit einiger Nachsicht beurtheilen werden. Ihr seht also, wie es steht. Sollte es mir nicht gelingen, mich aus dieser verfluchten Klemme herauszuziehen, sollte jede Rettung für mich und das Vaterland verloren sein, dann betet, mein Freund, daß die erste feindliche Kugel mir den Kopf wegreißen möge." Auch sah er die Schrecken des Krieges nicht mit eben dem Gleichmuth an wie Napoleon I. „Die Stunden der Greuel stehen bevor", rief er wol am Vorabend einer Schlacht aus. Sein einziger Trost ist die Literatur: dieser hohe Geist weiß sich über Trauer und Sorgen der Gegenwart zu erheben, indem er sich mit den unvergänglichen Meisterwerken der Vergangenheit beschäftigte! „Lektüre und Poesie", sagte er zu seinem Vorleser Catt, „das sind meine einzigen Mittel, um die erdrückenden Sorgen, die mich in jedem Augenblicke umringen, für eine kurze Weile zu vergessen und meine Seele sich wieder aufrichten zu lassen." Jede Schlacht konnte ihm den Untergang bringen: in den Tagen vor einer solchen, sobald er seine Anordnungen getroffen, las er, um sich ein wenig von seinen düstern Gedanken zu

Digitized by Google

zerstreuen, in seinem geliebten Lucrez, seinem Brevier in aller Traurigkeit. Man kann sagen, diese Fähigkeit zur Vertiefung in die Literatur allein hat Friedrich vor Verzweiflung und geistiger Abspannung bewahrt.

Die Befürchtungen, die jener Brief an d'Argens aussprach, sollten sich nur zu sehr bewahrheiten! Während Friedrich die dreifache Uebermacht Daun's schlug, hatte er keine Truppen, um zu verhüten, daß die Reichsarmee den Rest Sachsens occupirte, Russen und Oesterreicher Berlin und Potsdam besetzten und brandschatzten. So hatte d'Argens, dem sein königlicher Freund eine Wohnung in Sanssouci eingeräumt hatte, Gelegenheit, die Bestätigung von dessen Anschauungen praktisch zu erfahren. Doch Friedrich übertraf sich selbst an Entschlossenheit und Schnelligkeit. In Gewaltmärschen führte er sein kleines schlesisches Heer nach Berlin und scheuchte die Feinde davon. Unverzüglich brach er dann nach Sachsen auf, jagte die Reichstruppen aus dem Lande und schlug den ihnen zu Hülfe eilenden Daun (3. November 1760) bei Torgau. Es handelte sich hier um Sieg oder Tod: der König setzte sich dem ärgsten Feuer aus, eine matte Kugel traf ihn an der Brust und beraubte ihn eine Zeit lang des Athems und der Besinnung. Indeß der Gewinn der Schlacht rettete wenigstens die nördliche Hälfte Sachsens für die Preußen und erschütterte nicht wenig die Zuversicht seiner Gegner.

In seinem Winterquartier zu Leipzig suchte er auch die Bekanntschaft Gottsched's und Gellert's, die er in seiner tiefen Unkenntniß der deutschen Literatur für deren bedeutendste Repräsentanten hielt. Der pedantische Gottsched misfiel ihm sehr; besser sagte ihm die bescheidene Liebenswürdigkeit des wackern Fabeldichters zu. Das waren freilich keine Männer, die ihn von seinem wegwerfenden Urtheil über das deutsche Schriftthum hätten heilen können!

Neue Sorgen bestürmten ihn hier in Leipzig. König Georg II. von England war gestorben; sein Nachfolger, Georg III., und dessen Günstling, der Schotte Bute, haßten bitter den Minister Pitt, der für Friedrich ein treuer und thätiger Freund gewesen.

Digitized by Google

Wurde Pitt von seinen Gegnern gestürzt, so mußte Preußen seinen einzigen Verbündeten, England, und damit auch die Subsidie von $4^1/_2$ Millionen jährlich verlieren, ohne die es doch nicht auszukommen vermochte. Was sollte daraus werden? Um seinen Kummer einigermaßen zu zerstreuen, ließ Friedrich seine Kapelle nach Leipzig berufen. Mit ihr kam sein treuer Leibmusikus Fasch. Er fand den Herrn vorzeitig gealtert und in sich gekehrt, mit einem Anstrich von Melancholie und trübem Ernst, der gegen sein früheres heiter mittheilsames Wesen nicht wenig abstach. Selbst das Blasen der geliebten Flöte wurde ihm sauer, sodaß er es fast ganz unterließ. „Die ewige Unordnung", schrieb Friedrich damals selbst an seine ehrwürdige Freundin, die Gräfin Camas, „hat mich so alt gemacht, daß Sie mich kaum mehr kennen würden. An der rechten Seite des Kopfes sind meine Haare ganz grau geworden; meine Zähne brechen ab und fallen aus; mein Gesicht ist runzelig wie die Falten eines Weiberrockes; der Rücken gekrümmt wie bei einem Mönche von La Trappe." Er war im Alter von achtundvierzig Jahren zum Greise geworden!

Er unternahm die nächste Campagne ohne Hoffnung. „Ich beginne diesen Feldzug", schrieb er, „wie ein Mensch, der sich kopfüber in die Fluten stürzt." Der geringe Erfolg und der bedeutende Verlust an Mannschaften, welche die großen Schlachten des letzten Jahres herbeigeführt hatten, flößten dem König den Entschluß ein, für den Feldzug 1761 soviel möglich einen offenen Kampf zu vermeiden und durch sorgfältige und kunstreiche Bewegungen den Feind an entscheidenden Vortheilen zu verhindern. Freilich konnte er es mit den 55000 Mann, die er bei sich hatte, nicht verhüten, daß sich Russen und Oesterreicher im August mit zusammen 145000 Mann, einer dreifachen Uebermacht! in Schlesien vereinigten. Ihnen gegenüber bezog er bei Bunzelwitz ein Lager, das er sofort mit aller Kraft bis zur Unangreifbarkeit befestigte. Nun aber litt die preußische Armee, rings von den leichten Truppen der Feinde umzingelt, bald furchtbaren Mangel, sodaß Friedrich kein anderer Ausweg geblieben wäre als das überaus bedenkliche Wagniß,

Digitized by Google

sich durch die übermächtigen Gegner durchzuschlagen: als der russische General Buturlin, der mit den Oesterreichern keineswegs freundlich stand, dieselben plötzlich verließ und nach Polen abzog. Laudon mußte darauf auch nach Böhmen zurückkehren, und Friedrich war aus dem berüchtigten „Hungerlager" von Bunzelwitz erlöst. Allein der Herbst brachte noch trübe Erfahrungen. Der Preußen schwache Scharen vermochten nicht zu hindern, daß ein österreichisches Heer die starke Festung Schweidnitz und ganz Oberschlesien einnahm; daß eine zweite russische Armee Kolberg, von dem sie schon zweimal abgewiesen war, in dritter Belagerung, nach ruhmvollstem Widerstande, endlich doch eroberte. Das gesammte Pommern bis zur Oder sowie die Neumark waren damit verloren, Gegenden, welche dem Könige noch mit die brauchbarsten Soldaten geliefert hatten.

Am Ende dieses Feldzuges befand Friedrich sich in der denkbar übelsten Lage. Schon waren aus dem Festungskranze, der bis dahin seine Kronländer geschirmt, seine defensiven wie offensiven Bewegungen geschützt hatte, Dresden, Glatz, Schweidnitz, Kolberg ausgebrochen. Mehr als die Hälfte des kleinen Staates war in den Händen der Feinde; sein Heer zählte kaum noch 60000 Mann, und dessen Ergänzung wurde immer schwieriger. Und dazu war bereits ein anderes Unglück gekommen, schlimmer als der Verlust mehrerer Festungen. Pitt war von König Georg III. und Bute gestürzt worden, und letztere erneuerten den nunmehr abgelaufenen Subsidienvertrag mit Preußen nicht. Ein überaus harter Schlag für Friedrich II., dessen Vernichtung binnen kurzem ganz unvermeidlich schien. Aber trotz der Entmuthigung, die seine Generale und schließlich auch ihn selbst befallen hatte, war er fest entschlossen, den Krieg bis zum letzten Mann und bis zum letzten Fuß breit Landes fortzusetzen, um wenigstens mit Ehren unterzugehen.

Seine heldenmüthige Ausdauer, sein großartiger Patriotismus, seine genialen Anstrengungen sollten belohnt werden: ein Umschwung trat ein, der mit zauberhafter Schnelligkeit

Digitized by Google

allen Hoffnungen seiner Gegner ein Ende machte. Seine bitterste persönliche Feindin, Elisabeth von Rußland, starb plötzlich am 5. Januar 1762. Damit war die Lage der Dinge von Grund aus verändert. Denn ihr Neffe und Nachfolger Peter von Holstein, Peter III., viel mehr Deutscher als Russe, war ein unbedingter Bewunderer Friedrich's und des preußischen Wesens überhaupt. Er ließ wenige Wochen nach seiner Thronbesteigung die preußischen Kriegsgefangenen frei, sowie er einen Waffenstillstand abschloß, welcher am 5. Mai 1762 in einen förmlichen Frieden, zu Petersburg, zwischen Rußland und Preußen verwandelt wurde. Derselbe war ausschließlich zum Vortheil des letztern. Der Zar sagte binnen zweier Monate die völlige Räumung der von ihm besetzten Gebiete zu; ja beide Theile verhießen einander ein enges Bündniß.

Dem König selbst erschien seine Rettung aus tiefster Noth wie ein Wunder. Schon am 31. Januar schreibt er Finckenstein: „Seht da den ersten Lichtstrahl, der sich zeigt: dem Himmel Dank dafür. Hoffentlich werden nun schöne Tage dem Unwetter folgen. Gott gebe es!" Und wenige Monate später, als der Friede schon geschlossen war, der Gräfin Camas: „Seitdem der Tod eine gewisse Buhlerin der hyperboreischen Lande eingekoffert hat, ist unsere Lage weit erträglicher geworden. Man muß hoffen, daß sich noch einige Begebenheiten so glücklicher Natur ereignen werden, die sich zur Erlangung eines guten Friedens benutzen lassen." Denn nur hierauf, nicht auf Eroberungen blieb sein Augenmerk gerichtet; die Freude, das Glück berauschten ihn ebenso wenig, wie das Misgeschick ihn gebeugt hatte. Dieser Zug ist vielleicht noch bezeichnender für Friedrich's Seelengröße als selbst seine Ausdauer in den Kümmernissen der letzten Jahre.

Die „Begebenheiten glücklicher Natur", die Friedrich weiter erhoffte, blieben nicht aus; wie denn Gutes und Schlimmes im Menschenleben selten einzeln auftreten, sondern jedes Ereigniß Gleichartiges nach sich zu ziehen pflegt. Schweden und Mecklenburg, durch den Abfall Rußlands erschreckt, beeilten sich, zu Hamburg mit Preußen Frieden zu schließen; dem schweriner

Digitized by Google

Lande hatte die thörichte Kriegserklärung acht Millionen Thaler gekostet. Im Juni 1762 folgte dann ein förmlicher Allianzvertrag zwischen Rußland und Preußen, die sich gegenseitig eine Hülfe von je 20000 Mann zusagten. Der russische General Czernitschew hatte mit seinem Corps von den Oesterreichern zu den Preußen überzutreten. Anstatt 100000 Russen als Feinde gegenüber, hatte Friedrich jetzt deren 20000 als Freunde an seiner Seite. Der Sieg über Oesterreicher und Reichstruppen, die allein er noch zu bekämpfen hatte, schien ihm nicht zweifelhaft. Er stand soeben im Begriff, den Feldmarschall Daun auf den Burkersdorfer Höhen bei Schweidnitz anzugreifen: als eine unwillkommene Kunde aus Petersburg alles in den letzten Monaten Geschehene wieder in Frage stellte. Peter III. war seiner Unklugheit, dem Hasse der russischen Nationalpartei und der Rache seiner von ihm mishandelten und bedrohten Gemahlin Katharina zum Opfer gefallen. „Was seind in Petersburg vor Sachen geschehen!" schrieb Friedrich damals. „Ich schweige still, aber ich traure vor aller Welt vor den ehrlichen und lieben Kaiser." Sofort berief Katharina Czernitschew von der preußischen Armee ab, und der Abzug der russischen Truppen aus Ostpreußen stockte. Allein wenn die Zarin auch das Offensivbündniß mit Friedrich nicht aufrecht erhalten wollte, dachte sie doch nicht im Ernste daran, den Krieg wieder zu beginnen, zumal sie ihrem preußischen Vaterlande und dessen König, dem sie ihre Größe dankte, erkenntlich geblieben war, und überdies in letzterm für die Folge sich einen Alliirten zur Verwirklichung ihrer ehrgeizigen Pläne zu erhalten gedachte. Der Friede vom 5. Mai wurde also bestätigt, die drohende Gefahr war vorübergegangen.

Der Furcht vor den Russen ledig, konnte Friedrich den Oesterreichern auf den Leib gehen, die er bei Burkersdorf (Juli) und bei Reichenbach (August) schlug und denen er endlich, nach dreimonatlicher Belagerung, Schweidnitz wieder abnahm. Das ganze preußische Schlesien war befreit, nur Glatz noch in den Händen der Oesterreicher. Dafür hielt Prinz Heinrich, mit Ausnahme Dresdens, ganz Sachsen, besiegte die Reichsarmee

Digitized by Google

bei Freiberg und sandte Streifscharen nach Franken und Böhmen, um die feindlichen Magazine zu zerstören, Contributionen beizutreiben und Truppen aufzuheben. Erschreckt baten die Reichsstände um Frieden, während die Oesterreicher mit den Preußen einen Waffenstillstand abschlossen. Der Krieg näherte sich offenbar seinem Ende.

Frankreich und das mit diesem verbündete Spanien hatten, nach vielen Niederlagen, sich schon am 5. November 1762 mit England durch die verlustvollen Präliminarien von Fontainebleau verständigt, welche die französischen Besitzungen auf dem amerikanischen Festlande den Engländern überlieferten und für Deutschland den Abzug sowol der britischen wie der französischen Truppen stipulirten. Nach einigen Schwierigkeiten, die aus dem verrätherischen Gebaren Lord Bute's hervorgingen, kamen die niederrheinischen Provinzen Preußens wieder in dessen Besitz.

Nach diesen Ereignissen erkannte Maria Theresia die Unmöglichkeit, allein den Kampf mit Friedrich fortzusetzen. So weit war sie nie von ihrem Hasse verblendet worden, um zu glauben, daß ihre meist mittelmäßigen und sich sämmtlich untereinander befehdenden Generale und ihre tüchtigen, aber schwer beweglichen Truppen dem genialen Preußenkönige und seinem schneidigen Heere allein würden widerstehen können. Dazu kam, daß ihre Finanzen in größter Unordnung, die Friedrich's dagegen in gutem Stande waren; er hatte noch, freilich mit Hülfe an sich wenig lobenswerther Künste, das ganze für einen neuen Feldzug erforderliche Geld beisammen. So fürchtete die Kaiserin-Königin von einer Fortsetzung des Kriegs nur neue Verluste und ließ durch sächsische Vermittelung dem preußischen Herrscher Friedensanträge unterbreiten. Derselbe zeigte sich auch zu ihrer Annahme bereit auf Grund der Verhältnisse, wie sie vor Ausbruch des Kriegs bestanden. In der That war dies nur ein Beweis großer Mäßigung von seiten Friedrich's; denn wenn die Oesterreicher noch die kleine Grafschaft Glatz innehatten, behauptete er dagegen fast ganz Sachsen. Am 30. December 1762 traten die Vertreter Oesterreichs, Preußens und Sachsens in Hubertusburg, einem Jagdschlosse König August's III.,

Digitized by Google

zwischen Leipzig und Meißen, zur Verhandlung zusammen. Freilich versuchte Kaunitz noch einmal, wenigstens Glatz für Oesterreich zu retten und einige anderweitige Vortheile für dessen Verbündete herauszuschlagen: allein Friedrich bestand unverrückt auf Wiederherstellung des Dresdener Friedens. So mußten die andern wol nachgeben, und auf dieser Grundlage kam am 15. Februar 1763 der Vertrag zu Stande. Das Reich hatte schon einige Tage früher mit dem Könige abgeschlossen. Dessen Festigkeit und dabei doch Selbstbeschränkung, da er die mit jedem Tage sich günstiger für ihn gestaltenden Verhältnisse nicht zur Steigerung seiner Ansprüche benutzt hatte, fanden selbst bei seinen Gegnern laute und ausdrückliche Anerkennung. Aber Friedrich nahm den endlichen Abschluß des langen furchtbaren Kampfes mehr mit Wehmuth als mit Freude auf. Er fühlte zu deutlich, wie viel ihm dieser Krieg gekostet, daß er, trotz endlichen glücklichen Ausganges, zur Katastrophe seines Lebens geworden war. „Ich werde Sie nun endlich sehen, mein gutes Mütterchen", meldet er der Gräfin Camas, „und ich hoffe, daß es zu Ende dieses oder zu Anfang des folgenden Monats geschehen wird. Mich werden Sie gealtert und beinahe kindisch finden, grau wie ein Esel, und als einen Mann, der alle Tage einen Zahn verliert und halb invalid durch das Podagra geworden ist. Nun ist auch unser guter Markgraf von Baireuth gestorben, und das thut mir sehr weh. Wir verlieren unsere Freunde; aber die Feinde scheinen bis in die Ewigkeit fortwähren zu sollen." Und ebenso heißt es in einem Briefe an d'Argens, eine Woche nach dem Abschlusse zu Hubertusburg: „Das Beste bei dem allen ist der Friede selbst, und jeder gute Bürger mag sich seiner freuen. Ich armer Greis kehre in eine Stadt (Berlin) zurück, in der ich nur die Mauern kenne, wo ich von meinen Freunden keinen mehr antreffe, wo eine unendliche Arbeit meiner harrt, und wo ich binnen kurzem die alten Knochen in einem Zufluchtsorte bergen werde, den kein Krieg, kein Misgeschick und keine Bosheit der Menschen stören soll." „Der schönste Tag des Lebens", sagte er bald darauf zu d'Alembert, „ist derjenige, an dem man es verläßt."

Digitized by Google

Welche furchtbare Lebensmüdigkeit bei einem Manne von einundfunfzig Jahren!

Am 30. März 1763 kehrte Friedrich in seine Hauptstadt zurück, die er seit mehr als sechs Jahren nicht betreten hatte; er kam zu unerwarteter Stunde, um jeder Ovation auszuweichen, die zu seiner verbitterten Stimmung, zu dem Gefühle der geistigen und gemüthlichen Vereinsamung nicht paßte. Er sah vor sich die ungeheuere Arbeit, sein Land von den schweren Folgen des Krieges zu heilen.

Das furchtbare siebenjährige Ringen, in dem auf den Schlachtfeldern allein fast eine Million Menschen umgekommen waren und welches über den größten Theil Deutschlands Verwüstung und Elend gebracht hatte, schien völlig ergebnißlos geblieben zu sein. Und doch hatte es in den innern und äußern Verhältnissen der Mächte die wesentlichsten Veränderungen hervorgebracht.

Am schlimmsten waren die Urheber des Kampfes gefahren.

Oesterreich sah seine Schulden derart gesteigert, daß seine Finanzen unter ihnen zusammenbrachen und seitdem das Deficit in fast jedem seiner Budgets erscheint. Das kaiserliche Ansehen im Reiche, die Autorität Oesterreichs in Europa überhaupt waren schwer geschädigt. Zumal die jenem bisher so treuen Reichsstände, Kursachsen voran, waren ihm durch bittere Erfahrungen völlig entfremdet.

Frankreich hatte dem gegen den Willen der Nation mit Hartnäckigkeit und doch so unglücklich geführten Kriege einen bedeutenden Fortgang seiner innern Zerrüttung zu danken. Indem das bisherige Regierungssystem, der mit Junker- und Pfaffenthum verquickte Despotismus, seine ganze Nichtsnutzigkeit erwiesen hatte, bemächtigte sich die revolutionäre, auf Umsturz aller bestehenden Verhältnisse gerichtete Stimmung immer mehr aller Kreise des Volkes.

Um so glänzender ging anscheinend England aus dem Kampfe hervor, von Siegesruhm umstrahlt, von frischer Zuversicht erfüllt, Beherrscher des Meeres, mit kühn aufstrebendem und alle andern Nationen überflügelndem Handel und Gewerbefleiß.

Digitized by Google

Während Frankreich Geld und Soldaten der Kaiserin zu Gebote gestellt, um seinen bisherigen Bundesgenossen zu vernichten, hatte England die Zukunft Amerikas dem angelsächsischen Stamme, der germanischen Rasse gesichert. Freilich sollte Englands hinterlistige und selbstsüchtige Politik demselben, gerade als mittelbare Folge dieses Krieges, in naher Zukunft eine Reihe bitterer Enttäuschungen schaffen.

Und endlich Preußen und Deutschland überhaupt?

Die finanzielle Lage des preußischen Staats war eine sehr günstige. An außerordentlichen Ausgaben hatte der Siebenjährige Krieg von Preußen erfordert $64\frac{3}{4}$ Millionen Thaler; dagegen hatte der Kriegsschatz, den der König gebildet, im ganzen vereinnahmt $78\frac{3}{8}$ Millionen Thaler, sodaß noch beinahe 14 Millionen vorhanden waren. Dazu kamen im Laufe des Jahres 1763 aus sonstigen Kriegsreservekassen und rückständigen Kriegscontributionen mindestens 22 Millionen, sodaß Friedrich mit 36 Millionen Thalern Ueberschuß, freilich zum größten Theil in schlechter Münze, aus dem Kriege heraustrat; und zwar ohne seinen Unterthanen eine neue Steuer auferlegt zu haben. Ein bewundernswerthes Ergebniß seiner finanziellen Kunst, Umsicht und Sparsamkeit. Allerdings von Milde, Nachsicht gegen die unterworfenen Feinde, Freigebigkeit gegen Einzelne konnte dabei die Rede nicht sein. Aber er rettete so den Staat, und das war sicher die höchste, ja unter den Umständen fast einzige Pflicht.

Viel schlimmer als die Lage des Staats war die des verarmten und durch die furchtbare Blutsteuer gelichteten preußischen Volkes. Es ist nicht überflüssig zu bemerken, daß Friedrich den Leiden seiner Unterthanen während des Krieges das herzlichste Mitgefühl widmete. Die schändlichen Barbareien der Russen in der Neumark und in Pommern bewegten ihn bis zu Thränen und erschütterten das sonst so heldenmüthig bewahrte Gleichmaß der Seele bis zur Wuth. Allein diese Uebel waren doch nur vorübergehender Natur, während die günstigen Folgen des Kampfes ebenso dauernd wie großartig sich erwiesen. Derselbe ist für die nationale Entwickelung Preußens und

Digitized by Google

Deutschlands im allgemeinen von der größten Bedeutung geworden. Bisher war Preußen trotz der beiden Schlesischen Kriege eine Macht untergeordneter Art geblieben; es hatte in denselben seine Erfolge nur an der Seite zahlreicher Bundesgenossen und über das damals erschöpfte und zerrissene Oesterreich davongetragen. So konnte man glauben, daß Oesterreich unter günstigern Umständen ohne allzu große Mühe Schlesien wiedererobern werde. Aber der Siebenjährige Krieg hatte diese Ansicht gründlich zunichte gemacht. Gegen fast ganz Europa hatten Friedrich's Genie sowie die Tapferkeit und Aufopferung seines Volks jene wichtige Provinz behauptet. Drei Großmächten hatte Preußen die Spitze geboten; seitdem durfte man ihm wahrlich den Eintritt in die Reihe der leitenden Staaten nicht mehr versagen. Die preußische Armee wurde ohne Frage als die vorzüglichste Europas betrachtet, welche die andern möglichst nachzuahmen sich bestrebten. Schlesien diesem Preußen zu entreißen, daran dachte selbst Maria Theresia nicht mehr: denn wie hätte sich eine für sie vortheilhaftere Lage erdenken lassen, als sie bei dem Ausbruche des Siebenjährigen Krieges gewesen war, und es war ihr doch nicht geglückt?

Aber nicht allein Preußen, ganz Deutschland erhob sich an dem Ruhme, den jenes in dem großen Kampfe geerntet. Wie lange hatte Deutschland eine bescheidene Rolle gespielt, wie lange war es schon her, daß unser Vaterland nicht mehr den Anspruch erheben konnte, den ersten, tonangebenden Mann der Zeit zu besitzen! Und jetzt war der von der ganzen Welt angestaunte Heros seines Zeitalters ein Deutscher. Hier war kein Prinz Eugen mehr, halb Italiener, halb Franzose, höchstens ein Adoptivkind Deutschlands; hier war vielmehr ein echter unzweifelhafter Deutscher, der die Bewunderung seiner Nation und aller fremden Völker erregte. Wie wuchs an dieser Persönlichkeit das Hochgefühl aller ihrer Landsleute! Und dann, es waren deutsche Truppen gewesen, die Kroaten und Panduren, Russen und Schweden trotz deren Uebermacht besiegt, deutsche Truppen, und zwar fast ausschließlich nichtpreußische, welche die gehaßten und übermüthigen Franzosen, die Dränger

Digitized by Google

Deutschlands, bei allen Gelegenheiten zum Hohn und Spott der Welt geschlagen und gedemüthigt hatten. Diese Erfolge gaben den Deutschen das Bewußtsein ihrer eigenen Kraft und Tüchtigkeit zurück, das ihnen so lange abhanden gekommen war. Nur so war die Möglichkeit gegeben, daß auch das Geistesleben unsers Volkes sich von der knechtischen Nachahmung des Fremden losriß, sich auf eigenen, selbständigen, nationalen Boden stellte. Mit größerer Achtung und Theilnahme für sich, sein Wesen und seine Eigenschaften erfüllt, brachte das deutsche Volk seiner neuen glänzend sich entfaltenden Literatur ein bei weitem höheres und stärkeres Interesse entgegen, als dies bisher der Fall gewesen war. Der Glaube an die französische Unfehlbarkeit wurde durch die kläglichen Niederlagen des Franzosenthums vor deutscher Kraft gründlich erschüttert, und bald freute man sich, durch aufstrebende heimische Autoren auch in der Literatur von der Nachahmung französischer Muster und dem beengenden Regelsystem der überrheinischen Nachbarn befreit zu werden. Lessing wurde zunächst für die Poesie, was Friedrich II. und Ferdinand von Braunschweig auf dem Schlachtfelde gewesen: Befreier vom französischen Uebergewichte; aber er wäre es nicht ohne jene geworden. Erst mit dem Ausbruche des großen Kampfes beginnt seine wahrhaft schöpferische Periode. So machen die Kämpfe Friedrich's des Großen, besonders im Siebenjährigen Kriege, nicht nur in der politischen, sondern auch in der Culturgeschichte Deutschlands einen überaus wichtigen Abschnitt aus, von dem eine ganz neue und schönere Entwickelung datirt.

Man kennt in der That die Stelle in „Wahrheit und Dichtung", in der Goethe den Beginn des literarischen Aufschwungs geradezu an die Person und die Erfolge Friedrich's knüpft. „Fritzisch" war man gesinnt, nicht gerade preußisch, denn was ging Preußen die Leute „im Reiche" an? — man betrachtete Friedrich eben als nicht Preußen, sondern ganz Deutschland angehörig. Uebrigens steht Goethe mit dieser Anschauung keineswegs vereinzelt da. Friedrich Nicolai, der Herausgeber der epochemachenden „Literaturbriefe", hebt ausdrücklich hervor,

Digitized by Google

daß sie nur dem Enthusiasmus über die Großthaten des Siebenjährigen Kriegs ihre Entstehung verdankten. Zahlreiche andere der damals Lebenden bezeugen, von welcher freudigen und stolzen Begeisterung die besten der Zeitgenossen durchdrungen waren. So viel dankt Deutschland Friedrich dem Großen!

Freilich sind es nicht allein dessen kriegerische Erfolge an sich und deren nationale Bedeutung, welche den bewundernswerthen Aufschwung unserer Nationalliteratur herbeigeführt haben. Es mußte dazu ein Weiteres kommen, was dem Siebenjährigen Kriege in literarischer Beziehung eine ganz andere Wichtigkeit verleiht, als sie die nicht minder glorreichen Großthaten von 1813 bis 1815 sowie von 1870 und 1871 besitzen: nämlich daß es Siege der Aufklärung, der geistigen Befreiung, der intellectuellen Selbständigkeit gegenüber der damals in Oesterreich und dessen Vasallenländern herrschenden Bigoterie waren, Siege des modernen Staatsbewußtseins und des individuellen modernen Gewissens gegenüber den veralteten politischen Mächten, der religiösen Bedrückung und der Stagnation. Getreu Preußens weltgeschichtlicher Aufgabe, erschien Friedrich als der erfolg- und ruhmreiche Vertreter der im besten Sinne revolutionären Kräfte gegenüber einem starren, todten, entwickelungs- und ergebnißlosen Conservatismus. Indem Friedrich sich auf die kühnsten Bestrebungen seiner Zeit stützte, sich mit ihrem Wesen erfüllte, ihren Zielen nacheiferte, indem er der geistige Leiter und Vorkämpfer seiner Zeit wurde und auch das offene freimüthige Wort nicht verfolgte, fühlten sich seine absolutistisch regierten Unterthanen gewissermaßen als freie Männer. Ihr König war nicht ihr Zwingherr, sondern ihr Führer.

Ist es ein Zufall, daß 1766, wenige Jahre nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges, Kant in den „Träumen eines Geistersehers" bereits die Grundzüge seiner großartigen Lehre entwickelt? Und unmittelbarer wirkte die Begeisterung des preußischen Volkes für seinen Heldenkönig und geistigen Befreier auf dem Gebiete der Dichtkunst. Da stimmte Gleim seine Kriegslieder eines preußischen Grenadiers an, die ein

Digitized by Google

Lessing mit den Schöpfungen des Tyrtäus verglich; in frischer, erhebender Weise und volksthümlich natürlicher Form feiern sie die Großthaten Friedrich's und seines tapfern Heeres. Ramler dichtete seine künstlichen Oden auf seinen Herrscher, der ihm freilich dafür niemals Dank wußte. Aus der harten Gefangenschaft in der fernen Feste Hohenasperg ließ Schubart, der kühne Sänger der Freiheit, seine Hymne auf Friedrich erklingen.

In eigentlich politischer Beziehung ist der Siebenjährige Krieg für die ganze Zukunft Deutschlands entscheidend gewesen. Er hat jenen ständigen Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten und ihren wechselseitigen Anhängern hervorgebracht, der die alten verrotteten Einrichtungen bis auf den Grund erschütterte, um zur Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes unter glücklichen und wahrhaft nationalen Verhältnissen zu führen. Der Friedensschluß zu Hubertsburg war die Besiegelung des Dualismus in Deutschland. Hatte doch Preußen nicht nur gegen die Königin von Ungarn und Böhmen, wie in den beiden ersten Schlesischen Kriegen, sondern gegen Kaiser und Reich gekämpft, und zwar siegreich gekämpft! Deren Autorität hatte damit den Todesstoß erhalten. Die Bande des Reichs waren völlig zertrennt, und ein Theil der Stände gruppirte sich ebenso um Preußen, wie ein anderer um das officielle Reichsoberhaupt. Zumal die Unterthanen Friedrich's des Großen, die Preußen selber, fühlten sich seit dieser Zeit als etwas Besonderes, Eigenthümliches, von dem Reiche Losgelöstes. Das preußische Staatsbewußtsein, der besondere preußische Patriotismus, die bis dahin noch immer sich nicht recht hatten entwickeln wollen, wurden durch die Blut- und Feuertaufe des Siebenjährigen Kriegs großgezogen. Aber war diese Theilung des deutschen Reiches eine strafbare Rebellion, ein Unglück für das letztere selbst? Darf man es bedauern, daß ein politischer Körper sich zersetzte, dessen Lebensäußerungen nur noch in dem Aufstellen einer Reichsarmee bestand, wie die, welche zu Roßbach und Freiberg Fersengeld gab? Mußte nicht das verrottete Alte verfallen, damit Neues, Lebensvolles aus den Ruinen sich erhebe?

Digitized by Google

Oder wäre es etwa patriotischer gewesen, für ein Kaiserthum sich zu erwärmen, dessen einer Inhaber als länderloser Flüchtling umhergeirrt war, dessen folgender Besitzer seine Zeit mit Curiositätensammeln und Pferdehandel ausfüllte, und dabei Preußen, Pommern, Belgien den Fremden ausliefern wollte; als für die Aufrichtung eines großen rein deutschen Staats zu wirken, der, selbst nach damaliger Auffassung, immerhin Norddeutschland vor den Fremden sicherzustellen im Stande war? Die Geschichte hat die entscheidende Antwort auf diese Fragen gegeben. Die Entwickelung, die 1870 ihren Abschluß gefunden, hat mit den Jahren 1740 und zumal 1756 begonnen.

Mit unermüdlicher Sorgfalt widmete sich Friedrich nach seiner Rückkehr in die Heimat der Arbeit, sein Land von den Wunden zu heilen, die der Krieg demselben geschlagen. Hier entwickelte er aufs höchste die Tugenden des Regenten. Zunächst galt es die Reorganisation der Finanzen und des Geldwesens.

Wenn wir von den englischen Subsidien sowie den sächsischen und mecklenburgischen Contributionen absehen, hatte der König die Kriegskosten, da er weder neue Steuern noch Anleihen erheben wollte, hauptsächlich auf doppelte Weise bestritten: einmal durch Verschlechterung der Münze und dann durch Kassenscheine. Nicht nur wurden die brandenburgischen und sächsischen Münzen weit unter dem Nominalgehalt ausgeprägt, sondern der König schloß heimlich Verträge mit wahrhafte Falschmünzerei betreibenden Kleinfürsten, deren Geld er dann, gegen gebührenden Vortheil, den Zwangscurs im eigenen Lande verschaffte. Dadurch wurden Zerrüttung, Verluste aller Art, wüste Preissteigerungen und Agiotage hervorgerufen. Aber damit nicht genug: nach dem Frieden, in den Jahren 1763 und 1764, wurden plötzlich alle diese schlechten Münzen — manche hatten nur ein Viertel des Nennwerthes — außer Curs gesetzt und von den öffentlichen Kassen nur noch zum Metallwerth angenommen. Es ist wol wahr, daß man wieder ein loyales Münzsystem haben mußte, und daß der Staat damals nicht im Stande war, die Kosten

Digitized by Google

dieses Processes zu tragen. Indeß es war doch die plötzliche Demonetisirung der durch das Bildniß des Königs und das preußische Wappen gewährleisteten minderwerthigen Münzen zweifellos eine Art öffentlichen Bankrotts, der zahllosen Privatpersonen völligen Ruin brachte und überhaupt derartige Verluste und Nachtheile im Handel und Verkehr herbeiführte, daß eine noch so schwere, aber gerecht vertheilte und umsichtig angelegte Kriegssteuer bei weitem weniger drückend und schädlich gewesen wäre. Und dabei hätte letztere sicherlich dem König viel mehr Ertrag gebracht als jenes Münzgeschäft, dessen Profit er mit zahlreichen gewissenlosen Speculanten theilen mußte. Das Generaldirectorium schrieb selbst, in einem Berichte an den König vom October 1768, den Rückgang des Handels und Gewerbfleißes in den letztverflossenen Jahren zu allererst der „zweimaligen Reduction des Geldes" sowie dem daraus erfolgten Verlust des auswärtigen Credits zu.

Das zweite Mittel war nicht minder ungerecht und unheilvoll für die davon Betroffenen. Sämmtliche Gehalte und Pensionen wurden seit dem Jahre 1757 innebehalten und durch „Kassenscheine" ersetzt, die nach Ende des Kriegs eingelöst werden sollten. Je länger sich nun letzterer hinauszog, je ungewisser das Schicksal Preußens sich gestaltete, um so tiefer sanken selbstverständlich die Kassenscheine im Curse: schließlich auf ein Fünftel des Nennwerthes. Man kann sich vorstellen, welche unerträgliche Noth in vielen Beamtenfamilien herrschte. Endlich, 1763, wurden die Kassenscheine eingelöst, aber noch in minderwerthigem Gelde. Es war das gewiß ein durchaus verwerflicher Kunstgriff, der Friedrich's völlig unwürdig war. Freilich entschuldigt er ihn mit der Nothwendigkeit: er habe sich dieser „gewaltsamen und verderblichen Maßregeln bedienen müssen zur Erhaltung des Staats". Allein, wie schon gesagt, das Land hätte viel leichter eine steigende Einkommensteuer tragen können, als diese ungerechte Verkürzung wohlerworbener und achtungswerther Rechte.

Andererseits entfaltete Friedrich nun eine bewundernswerthe Thätigkeit, um den am schwersten betroffenen Landestheilen zu

Digitized by Google

Hülfe zu kommen. Hier war viel wieder gut zu machen. Beinahe das ganze Staatsgebiet war mehr oder minder von den Feinden verheert worden, die außerdem 125 Millionen Thaler Brandschatzungen erpreßt hatten. Die Bevölkerung war fast um eine halbe Million zurückgegangen. Die Felder lagen wüst, weil es an Vieh und Saatkorn und zum Theil an den nöthigen Arbeitskräften mangelte. Hier schritt der König sofort helfend ein. Es wurden aus den Militärbeständen 25000 Scheffel Korn, 17000 Scheffel Hafer, überdies 35000 Armeepferde sofort unentgeltlich vertheilt. Jede Infanteriecompagnie schickte 40, jedes Reiterregiment 150, jedes Husarenregiment 400 Inländer nach Hause, die sich wieder der productiven Arbeit, zumal dem Ackerbau, widmeten. Von den Geldern, die Friedrich's Fürsorge für den Feldzug des Jahres 1763 bereit gestellt hatte, schenkte er Schlesien zur Aushülfe 3 Millionen Thaler, Pommern und der Neumark je 1,400000, Preußen und der Kurmark je 800000, Kleve 100000; in vielen Provinzen wurden die Steuern auf die Hälfte heruntergesetzt oder auf gewisse Zeit hin ganz erlassen. Mit großem Eifer ließ er die von den Russen niedergebrannten Häuser neu aufbauen: bis 1765 waren in Schlesien 8000, in Pommern und der Neumark 6500 wieder errichtet. Unermüdlich war der König, der eben aus dem furchtbarsten und aufreibendsten [illegible] her vorgegangen, in der Arbeit zum Besten seines [illegible] revidirte er [illegible] chnungen bis in die ge[illegible] [illegible] ng wiederherzustellen [illegible] [illegible] ng [illegible] amte [illegible] n der [illegible] ebrauch, [illegible] um den [illegible] rtheidigen [illegible] frecht zu [illegible] gewisser- [illegible] ten her- [illegible] helfen, [illegible] angeht.

Digitized by Google

Absicht ausgesprochen, bis zu seinem Tode, den er viel näher glaubte, als er wirklich eingetreten ist, in Frieden und Zurückgezogenheit sein ganzes Dasein dem Wohle seines Staats zu widmen; denn im Grunde sah er hierin die eigentliche Aufgabe des Regenten.

Von jeder Art schwärmerischen Idealismus oder dunkler Mystik hat der große König sich stets fern gehalten: was ihn auszeichnet, ist ein gesunder, kräftiger Realismus, der immerhin an seinen Vater und zumal an seinen Ahn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, erinnert. Sein großes durchdringendes Auge faßte die Menschen und Dinge, wie sie waren, und wußte stets den Grund der verwickeltsten Verhältnisse und Charaktere aufzufinden. Der enthusiastische Optimismus eines Jean Jacques Rousseau, der in den Menschen des Naturzustandes vollkommene Engel und in einer ungezügelten moralischen und politischen Freiheit das Heil der Welt erblickt, war ihm durchaus zuwider; nie hat er sich mit Rousseau zu befreunden vermocht. Aber andererseits erschien ihm die Annahme nicht minder irrig, daß die Menschen sich vorzugsweise von egoistischen Trieben und unlautern Eigenschaften leiten ließen, daß man deshalb auf ihre schlechten Leidenschaften speculiren müsse zum eigenen Vortheile. Diese Ausnutzungstheorie hat er stets verdammt: er will in dem Volke nicht eine Schafheerde erblicken, die nur dazu da sei, um dem Herrn Milch und Wolle zu liefern und zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Lüste ausgenutzt zu werden. Diese Anschauungen hat er am Schlusse des Anhanges zu den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" in folgenden Worten niedergelegt:

„Sich einbilden, daß die Menschen alle Teufel seien und sie beständig grausamen Mishandlungen unterwerfen, ist die Hallucination eines wilden Menschenfeindes; voraussetzen, daß die Menschen alle Engel sind und ihnen die Zügel schießen lassen, ist der Traum eines albernen Mönchs. Glauben dagegen, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind; die wackern Handlungen über Verdienst belohnen, die schlimmen unter dem, was ihnen zukäme, bestrafen; Nachsicht für ihre Schwächen und

Digitized by Google

Herzensgüte für alle haben — das ist die Art, in der ein vernünftiger Mann handeln muß."

Also keine allzu große Freiheit, aber eine gerechte und milde Leitung durch einen tüchtigen Herrscher schien Friedrich die angemessenste Regierungsform. Nun hat er freilich bisweilen sich zu Gunsten des constitutionellen und selbst des republikanischen Systems ausgesprochen, den Befreiungskriegen der Corsen und Nordamerikaner lebhafte Sympathien gewidmet; allein das waren doch nur augenblickliche Anwandlungen, jedenfalls lediglich theoretische Betrachtungen, für deren Anwendung auf sein preußisches Volk er dieses keineswegs reif hielt. Und darin hatte er sicherlich recht. Wie hätte er überdies die unbegrenzte Thatkraft des eigenen Naturells in die engen Schranken eines parlamentarischen Königthums zu bannen vermocht? Aber von einem mystischen Gottesgnadenthum der Krone wollte er durchaus nichts wissen. Vielmehr huldigte er der damals herrschenden staatsrechtlichen Theorie, nach der ursprünglich die Menschen alle gleich und ohne jeden Zusammenhang gewesen seien, dann aber, um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, die Gewalt Einzelnen übertragen hätten. Daraus ergab sich ihm die Folgerung, daß dieser Fürst nur um des Volkes willen da sei. Dreimal, am Beginn seiner Laufbahn, im „Anti-Macchiavell", in deren Mitte, in den „Mémoires de la Maison de Brandebourg", und an deren Ende, in dem Essai „Sur les formes de gouvernement", 1777, hat er den Satz ausgesprochen, der sich wie ein rother Faden durch seine ganze Regierung zieht: „Der Fürst ist der erste Diener und der erste Beamte des Staats." — „Er schuldet diesem", fährt Friedrich an der zweiten erwähnten Stelle fort, „Rechenschaft über den Gebrauch, den er von den Steuern macht; er erhebt sie nur, um den Staat vermittels der Truppen, die er unterhält, vertheidigen zu können; um die Würde, mit der er bekleidet, aufrecht zu erhalten, die Dienste und Großthaten zu belohnen, gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen Reichen und Bedrückten herzustellen, den Unglücklichen jeder Art auf alle Weise zu helfen, endlich in allem, was das Staatswesen als solches angeht.

Digitized by Google

Pracht zu entfalten. Wenn der Herrscher einen aufgeklärten Geist und ein rechtschaffenes Herz besitzt, wird er alle seine Ausgaben auf den Nutzen des Publikums und zum größten Vortheil seiner Völker verwenden." Dieser Gedanke, daß der König nicht etwa allein dem himmlischen Herrn, sondern seinem Volke Rechenschaft schuldig sei von seiner Regierung und zumal von der Verwendung der Staatsmittel, war kein vorübergehender Einfall, sondern kehrt in der Abhandlung über die Regierungsform sowie in seinem Testament noch zweimal wörtlich wieder. Wie weit haben uns hinter diese Anschauungen die politischen Romantiker unsers Jahrhunderts wieder zurückgeführt zu mittelalterlich mystischen Ideen! Und Friedrich hat mehr gethan, als solche herrliche Gedanken in schönen und treffenden Worten auszusprechen — er hat sie, was weit schwieriger, auch während einer fast funfzigjährigen Regierung auf das getreueste ausgeführt. Hat er doch selbst der zärtlich geliebten Schwester von Baireuth jeden Beitrag aus preußischen Staatsmitteln zum Wiederaufbau ihres von einem Brande zerstörten Schlosses verweigert. „Ich kann den Staatsschatz nicht anrühren", schrieb er ihr; „seit dem Tode meines Vaters habe ich nie auch nur einen Pfennig, der dem Staate gehörte, zu meinem Gebrauche verwendet."

Keineswegs ist ihm, dem genialen und unvergleichlichen Feldherrn, die militärische Thätigkeit die wichtigste Seite des Fürstenberufs. „Es ist offenbar falsch", sagt er, „daß der Fürst nichts sein soll als Soldat. Die Fürsten sind ihrer Entstehung nach zunächst Richter; und wenn sie Generale sind, so ist das eigentlich nur eine Beigabe dazu." Unter dem „Richter"-Amte versteht Friedrich natürlich die Sorge für Ordnung, Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt überhaupt, die gesammte Verwaltungsthätigkeit. Dabei spielen aber die Finanzen eine überaus wichtige Rolle. „Die Finanzen", hält er 1744 seinem jungen Schützling, dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg, vor, „die Finanzen sind der Nerv eines Landes; wenn Sie davon eine gute Kenntniß besitzen, werden Sie immer Herr des übrigen sein."

Digitized by Google

Nicht das Recht, nicht den Genuß der königlichen Allgewalt hat Friedrich betont; er hat vielmehr in deren Besitz immer vorzugsweise die schwere, verantwortliche Pflicht gesehen, eine Pflicht, die ihn oft tief niederdrückte, die ihm, wie wir schon gesehen, bisweilen den Wunsch nahe legte, sich ihrer entäußern zu können. Aber das gerechte Bewußtsein, daß niemand so wie er diese Pflicht verwalten werde, hielt ihn davon zurück. Nicht der Staat gehörte ihm, wie das Königthum es seit Ludwig XIV. verkündigt und beansprucht hatte, sondern er gehörte ganz und voll dem Staate an. Dies zuerst ausgesprochen und bethätigt zu haben, allen Fürsten der Mit- und Nachwelt mit dem glänzendsten Beispiel vorangegangen zu sein, wird alle Zeit einer der schönsten Ruhmestitel Friedrich's des Großen bleiben. Jede Verschwendung, jede Weichlichkeit blieb ihm fern. Jede Stunde des genau eingetheilten Tages hatte ihre Bestimmung, zu der sie unabänderlich benutzt wurde. Man ersieht aus dem zweiten seiner „Politischen Testamente", das 1768 geschrieben ist, wie genau er die Bedürfnisse, Producte und Existenzbedingungen einer jeden unter den zahlreichen Provinzen seines Staats studirt hat: danach entwirft er sich einen bis ins Einzelnste gehenden Plan zur Vermehrung und Erweiterung der Industrie. Der geringste seiner Unterthanen durfte und sollte sich mit seinem Anliegen an ihn wenden. Noch steht, wenn auch geborsten und zerklüftet, in Potsdam der Baum, an dem, Friedrich's Fenster gegenüber, die Bittsteller sich einfanden, bis ihnen der König den Einlaß gewährte. Und jede Bittschrift wurde erledigt, auf der Reise ebenso gut wie in Potsdam oder Berlin. Das hielt er nicht für eine Gnade seinerseits, sondern für das Recht seiner Unterthanen ihm gegenüber. Er verbot den Bittstellern, vor ihm niederzuknien: „das sollten sie nur vor Gott thun". Fünf, höchstens sechs Stunden müßigte er sich für seinen Schlaf ab. In allen Fällen, die nicht vorher eingehender Untersuchung und Nachforschung bedurften, erfolgte der Bescheid des Königs auf die eingelaufenen Schreiben noch am Tage des Eingangs. So ergehen an einem Tage oft mehr als hundert Verfügungen, über äußere Politik, über Landesmeliorationen,

Digitized by Google

über militärische Unternehmungen, über theologische oder Schulangelegenheiten: das alles bald mit schlagender Kürze, bald in eingehendster Ausführlichkeit; mahnend, lobend, tadelnd, bejahend, abschlagend, antreibend: aber immer originell, frisch, selbständig, geistreich, zutreffend, dem nachgeborenen Leser noch zur Bewunderung und zum höchsten Interesse. Einen solchen Herrscher hat man nie früher noch später gesehen. Nur durch diese nie ermattende, täglich von neuem beginnende Selbstaufopferung vermochte sein Genie Preußen auf einer Höhe der Macht und des Ansehens zu erhalten, zu der dessen materielle Kräfte in gar keinem Verhältnisse standen.

In der That war Friedrich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß zum Wohle des Staats jede Initiative vom Fürsten ausgehen, derselbe die gesammte Verwaltung selbst beherrschen und leiten müsse. Nicht als ob er dem König eine directe göttliche Leitung oder mystische Begabung zugeschrieben hätte: das lag ja seiner Auffassung durchaus fern. Der Fürst, sagte er einmal, habe keine wichtigere Pflicht, als sich daran zu erinnern, daß er ein Mensch sei wie der geringste seiner Unterthanen. Während es bisher im Kirchengebete geheißen hatte: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Ihre Majestät unsern theuersten König", schrieb Friedrich vor: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht unsern König." „Alle Menschen sind gleich", läßt er seinem Nachfolger einprägen, „und die Geburt ist nichts als eine Chimäre, wenn sie nicht vom Verdienst unterstützt wird."

Also auch hier betrachtete er es nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht des Staatsoberhauptes, selbst überall die Hand anzulegen und die Entscheidung zu bringen; denn wer hätte sonst ein gleiches Interesse an der Wohlfahrt und Macht des Ganzen? Sah er nicht an dem Sachsen des Grafen Brühl, an dem Schweden des oligarchischen Reichsrathes, an dem Rußland des Kanzlers Bestuschew, an dem Frankreich der Pompadour und des Bernis die traurigen Folgen der Minister- und Favoritenwirthschaft? Noch 1777 spricht er sich deshalb auf das heftigste gegen die Misregierung aus, die nothwendig

Digitized by Google

erfolgen müsse, wenn der Herrscher die Regierung den Händen von Miethlingen überlasse, die, zufrieden, selbst von jeder Verantwortlichkeit befreit zu sein, sich wohl davor hüten, gegen ihre Untergebenen eine strenge Ueberwachung auszuüben: „Eine solche Regierung wird zur wahren Oligarchie, wo Minister und Generale die Geschäfte nach Belieben leiten." „Das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn verworfene Seelen den Souverän zu überreden vermögen, daß seine Interessen von denen seiner Unterthanen verschieden seien. Dann wird der Herrscher, ohne selbst den Grund zu wissen, der Widersacher seines Volkes; er wird hart, streng, unmenschlich durch Misverständniß: denn da das Princip, von dem er ausging, falsch war, müssen die Folgerungen es nothwendig auch sein."

Um seiner Unterthanen selbst willen, davon war Friedrich fest überzeugt, muß der Herrscher überall sein eigener erster Minister sein, nach Art Gottes alle Zweige der Staatsverwaltung selbst durchdringen und in der Hand behalten; die Minister, so tüchtig auch jeder in seiner Art sei — er vergleicht sie mit den Engeln — dürfen nur Werkzeuge sein in der Hand des geschickten und weisen Meisters. Die Staatsdiener muß man sorgfältig überwachen, sagt er in dem zweiten „Politischen Testament" (1768): „denn das Mistrauen ist die Mutter der Sicherheit und nur der, der die Menschen nicht kennt, darf ihnen trauen." Man erstaunt, wenn man seine Marginalentscheidungen liest, was er den hervorragendsten und bewährtesten Häuptern seines Beamtenthums bietet, wie geringschätzig, oft beleidigend er sie behandelt. Den wackern, lange erprobten Podewils, seinen ersten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beschuldigt er, sich von England haben bestechen zu lassen: „ich warne Euch, spielt nicht mit mir, und führt meine Befehle buchstäblich aus, sonst wird Euer Kopf ohne weitere Umstände springen." Das war noch im Feuer der Jugend und des Beginns der Regierungsthätigkeit. Aber fünfundzwanzig Jahre später wirft er dem gesammten Generaldirectorium Unwissenheit, Mangel an Einsicht, Impertinenz, ja Malice und Corruption vor, droht, die Minister selbst arretiren und lebenslänglich auf

Digitized by Google

die Festung bringen zu lassen. Und an seinem Lebensabend, 1785, schreibt er der breslauer Kammer, die das ungeheuere Wagniß begangen hatte, nach eigenem Ermessen einen neuen Weg anzulegen: „Ihr habt nichts vor Euren eigenen Kopf zu thun, sondern über alles und jedes, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, vorher bei Mir anzufragen, wie das Generaldirectorium solches ebenfalls thun muß. Widrigenfalls, wo die Kammer sich im mindesten unterstehen wird, vor ihren Kopf was zu thun oder zu ändern, ohne Meine Ordre, Ich den Minister für Schlesien sowol wie alle miteinander wegjagen werde." Die bezeichnendsten Actenstücke dieser Art hat man gar nicht zu publiciren gewagt. Und doch hatte Friedrich's Königsauge, mit einer einzigen Ausnahme, nur würdige und ausgezeichnete Männer zu Ministern erkoren. Seine Stellung als erster Diener des Staats faßte er so auf, daß derselbe nun wirklich die unbeschränkte Verwaltung innehaben müsse und in seiner aufopfernden und selbstlosen Hingabe an das Staatsinteresse keine Beschränkung irgendeiner Art finden dürfe. Die ganze Vorgeschichte seines Staates führte zu einer solchen Anschauung. Was Brandenburg-Preußen war und bedeutete, war es nur durch seine Herrscher geworden. Ihr nüchterner, fester, praktischer Sinn, ihre hohe Auffassung von ihrem Fürstenberuf hatte, meist wider den Willen der Unterthanen, Preußen zu einem großen, festgefügten, ruhmreichen Staatswesen erhoben. Das wußte Friedrich wohl; und dazu kamen das Gefühl seines eigenen Werthes und das schönere Gefühl seiner unendlichen Pflichten gegen seinen Staat. Was wäre wol geschehen, wenn er im Jahre 1740 oder während des Siebenjährigen Krieges den Rathschlägen seiner Minister, seiner Generale oder selbst seiner Brüder gefolgt wäre? Nur *sein* Königswille hatte Preußen um die Hälfte vergrößert und es zur Großmacht erhoben! Dafür mochte er auch keine Selbständigkeit, keine Eigenthümlichkeit neben seinen eigenen wohlüberlegten und berechneten Entschlüssen leiden. Ein solches System war aber ausschließlich auf die Persönlichkeit eines Friedrich zugeschnitten, und darin lag eben seine Gefahr. Nur ein Genie ersten Ranges

Digitized by Google

konnte der Aufgabe, eine Art allwissender und allmächtiger Vorsehung zu spielen, einigermaßen genügen. Unter einem minder begabten Nachfolger — und wie oft konnten aus dem Hohenzollernstamme Könige wie Friedrich der Einzige entsprießen? — mußte diese Regierungsweise zur Vernachlässigung der wichtigsten Geschäfte, zu geistloser Vielregiererei, zu Günstlingswirthschaft, zu Verfall und Erschlaffung des gesammten Verwaltungsmechanismus und aller staatlichen Einrichtungen führen. Das ist eben die schlimme Seite des Erscheinens einer genialen Energie an der Spitze eines absoluten oder absolut gefärbten Staats, daß sie im Bewußtsein ihrer höhern Begabung und Thatkraft die Einrichtungen nur nach ihrem eigenen Maßstab formt, als ob sie ewig da sein würde, dieselben mit ihrem Geiste und ihrem Willen zu erfüllen.

Die leitenden Behörden Preußens, das Cabinetsministerium für die äußere Politik, das Generaldirectorium für das Innere sowie für Finanzen und Handel, das Justizministerium für die Gerechtigkeitspflege, waren alle auf collegialer Grundlage errichtet. Jede dieser Behörden umfaßte mehrere Minister, von denen zwar jeder einzelne ein besonderes Departement zugewiesen erhielt, die aber alle wichtigern und principiellen Entscheidungen nur in gemeinschaftlicher Berathung miteinander und mit den Geheimräthen des Collegiums erledigen sollten. Und ebenso waren die Provinzialbehörden eingerichtet. Nicht nur, wie natürlich, das Appellgericht jeder Provinz, das damals „Regierung" hieß, war collegialisch organisirt, sondern auch die Verwaltungsbehörde, die heute Regierung genannt wird und damals „Kriegs- und Domänenkammer" betitelt wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Verfassung, zumal durch die große Anzahl von Ministern, etwas Schwerfälliges, Pedantisches und Langsames hatte. Man spottete wol darüber, daß der König von Frankreich mit fünf Ministern ausreiche, der König von Preußen aber deren dreizehn bis vierzehn nöthig habe. Indeß war damit jedem Despotismus des einzelnen Ministers vorgebeugt, und eine feste und bleibende Tradition in den Verwaltungscollegien begründet. Es wurde der bei entgegengesetzter

Digitized by Google

dieses Processes zu tragen. Indeß es war doch die plötzliche Demonetisirung der durch das Bildniß des Königs und das preußische Wappen gewährleisteten minderwerthigen Münzen zweifellos eine Art öffentlichen Bankrotts, der zahllosen Privatpersonen völligen Ruin brachte und überhaupt derartige Verluste und Nachtheile im Handel und Verkehr herbeiführte, daß eine noch so schwere, aber gerecht vertheilte und umsichtig angelegte Kriegssteuer bei weitem weniger drückend und schädlich gewesen wäre. Und dabei hätte letztere sicherlich dem König viel mehr Ertrag gebracht als jenes Münzgeschäft, dessen Profit er mit zahlreichen gewissenlosen Speculanten theilen mußte. Das Generaldirectorium schrieb selbst, in einem Berichte an den König vom October 1768, den Rückgang des Handels und Gewerbfleißes in den letztverflossenen Jahren zu allererst der „zweimaligen Reduction des Geldes" sowie dem daraus erfolgten Verlust des auswärtigen Credits zu.

Das zweite Mittel war nicht minder ungerecht und unheilvoll für die davon Betroffenen. Sämmtliche Gehalte und Pensionen wurden seit dem Jahre 1757 innebehalten und durch „Kassenscheine" ersetzt, die nach Ende des Kriegs eingelöst werden sollten. Je länger sich nun letzterer hinauszog, je ungewisser das Schicksal Preußens sich gestaltete, um so tiefer sanken selbstverständlich die Kassenscheine im Curse: schließlich auf ein Fünftel des Nennwerthes. Man kann sich vorstellen, welche unerträgliche Noth in vielen Beamtenfamilien herrschte. Endlich, 1763, wurden die Kassenscheine eingelöst, aber noch in minderwerthigem Gelde. Es war das gewiß ein durchaus verwerflicher Kunstgriff, der Friedrich's völlig unwürdig war. Freilich entschuldigt er ihn mit der Nothwendigkeit: er habe sich dieser „gewaltsamen und verderblichen Maßregeln bedienen müssen zur Erhaltung des Staats". Allein, wie schon gesagt, das Land hätte viel leichter eine steigende Einkommensteuer tragen können, als diese ungerechte Verkürzung wohlerworbener und achtungswerther Rechte.

Andererseits entfaltete Friedrich nun eine bewundernswerthe Thätigkeit, um den am schwersten betroffenen Landestheilen zu

Digitized by Google

Hülfe zu kommen. Hier war viel wieder gut zu machen. Beinahe das ganze Staatsgebiet war mehr oder minder von den Feinden verheert worden, die außerdem 125 Millionen Thaler Brandschatzungen erpreßt hatten. Die Bevölkerung war fast um eine halbe Million zurückgegangen. Die Felder lagen wüst, weil es an Vieh und Saatkorn und zum Theil an den nöthigen Arbeitskräften mangelte. Hier schritt der König sofort helfend ein. Es wurden aus den Militärbeständen 25000 Scheffel Korn, 17000 Scheffel Hafer, überdies 35000 Armeepferde sofort unentgeltlich vertheilt. Jede Infanteriecompagnie schickte 40, jedes Reiterregiment 150, jedes Husarenregiment 400 Inländer nach Hause, die sich wieder der productiven Arbeit, zumal dem Ackerbau, widmeten. Von den Geldern, die Friedrich's Fürsorge für den Feldzug des Jahres 1763 bereit gestellt hatte, schenkte er Schlesien zur Aushülfe 3 Millionen Thaler, Pommern und der Neumark je 1,400000, Preußen und der Kurmark je 800000, Kleve 100000; in vielen Provinzen wurden die Steuern auf die Hälfte heruntergesetzt oder auf gewisse Zeit hin ganz erlassen. Mit großem Eifer ließ er die von den Russen niedergebrannten Häuser neu aufbauen: bis 1765 waren in Schlesien 8000, in Pommern und der Neumark 6500 wieder errichtet. Unermüdlich war der König, der eben aus dem furchtbarsten und aufreibendsten Kriege hervorgegangen, in der Arbeit zum Besten seines Landes; dabei revidirte er die Finanzrechnungen bis in die geringsten Einzelheiten, um die alte Ordnung wiederherzustellen. „Das geht schon vier Monate lang ununterbrochen so fort", schreibt er am 16. Juli 1763 seinem Bruder Heinrich; „ich gestehe dir, es ist ein Vergnügen, für welches ich die geringste Vorliebe hätte: jedoch man muß es sich gefallen lassen, um eine gänzliche Verwirrung in den Finanzen zu vermeiden." Wie schön contrastirt sein Verfahren mit dem des sächsischen Kurfürsten, der nach seiner Rückkunft in sein armes erschöpftes und vom Kriege verwüstetes Land nichts Eiligeres zu thun hatte, als die Steuern in vollem Umfange einzutreiben!

Friedrich hatte nach Beendigung des Kriegs die feste

Digitized by Google

Absicht ausgesprochen, bis zu seinem Tode, den er viel näher glaubte, als er wirklich eingetreten ist, in Frieden und Zurückgezogenheit sein ganzes Dasein dem Wohle seines Staats zu widmen; denn im Grunde sah er hierin die eigentliche Aufgabe des Regenten.

Von jeder Art schwärmerischen Idealismus oder dunkler Mystik hat der große König sich stets fern gehalten: was ihn auszeichnet, ist ein gesunder, kräftiger Realismus, der immerhin an seinen Vater und zumal an seinen Ahn, den Kurfürsten Friedrich Wilhelm, erinnert. Sein großes durchdringendes Auge faßte die Menschen und Dinge, wie sie waren, und wußte stets den Grund der verwickeltsten Verhältnisse und Charaktere aufzufinden. Der enthusiastische Optimismus eines Jean Jacques Rousseau, der in den Menschen des Naturzustandes vollkommene Engel und in einer ungezügelten moralischen und politischen Freiheit das Heil der Welt erblickt, war ihm durchaus zuwider; nie hat er sich mit Rousseau zu befreunden vermocht. Aber andererseits erschien ihm die Annahme nicht minder irrig, daß die Menschen sich vorzugsweise von egoistischen Trieben und unlautern Eigenschaften leiten ließen, daß man deshalb auf ihre schlechten Leidenschaften speculiren müsse zum eigenen Vortheile. Diese Ausnutzungstheorie hat er stets verdammt: er will in dem Volke nicht eine Schafheerde erblicken, die nur dazu da sei, um dem Herrn Milch und Wolle zu liefern und zur Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Lüste ausgenutzt zu werden. Diese Anschauungen hat er am Schlusse des Anhanges zu den „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" in folgenden Worten niedergelegt:

„Sich einbilden, daß die Menschen alle Teufel seien und sie beständig grausamen Mishandlungen unterwerfen, ist die Hallucination eines wilden Menschenfeindes; voraussetzen, daß die Menschen alle Engel sind und ihnen die Zügel schießen lassen, ist der Traum eines albernen Mönchs. Glauben dagegen, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind; die wackern Handlungen über Verdienst belohnen, die schlimmen unter dem, was ihnen zukäme, bestrafen; Nachsicht für ihre Schwächen und

Digitized by Google

Herzensgüte für alle haben — das ist die Art, in der ein vernünftiger Mann handeln muß."

Also keine allzu große Freiheit, aber eine gerechte und milde Leitung durch einen tüchtigen Herrscher schien Friedrich die angemessenste Regierungsform. Nun hat er freilich bisweilen sich zu Gunsten des constitutionellen und selbst des republikanischen Systems ausgesprochen, den Befreiungskriegen der Corsen und Nordamerikaner lebhafte Sympathien gewidmet; allein das waren doch nur augenblickliche Anwandlungen, jedenfalls lediglich theoretische Betrachtungen, für deren Anwendung auf sein preußisches Volk er dieses keineswegs reif hielt. Und darin hatte er sicherlich recht. Wie hätte er überdies die unbegrenzte Thatkraft des eigenen Naturells in die engen Schranken eines parlamentarischen Königthums zu bannen vermocht? Aber von einem mystischen Gottesgnadenthum der Krone wollte er durchaus nichts wissen. Vielmehr huldigte er der damals herrschenden staatsrechtlichen Theorie, nach der ursprünglich die Menschen alle gleich und ohne jeden Zusammenhang gewesen seien, dann aber, um Ordnung und Sicherheit aufrecht zu erhalten, die Gewalt Einzelnen übertragen hätten. Daraus ergab sich ihm die Folgerung, daß dieser Fürst nur um des Volkes willen da sei. Dreimal, am Beginn seiner Laufbahn, im „Anti-Macchiavell", in deren Mitte, in den „Mémoires de la Maison de Brandebourg", und an deren Ende, in dem Essai „Sur les formes de gouvernement", 1777, hat er den Satz ausgesprochen, der sich wie ein rother Faden durch seine ganze Regierung zieht: „Der Fürst ist der erste Diener und der erste Beamte des Staats." — „Er schuldet diesem", fährt Friedrich an der zweiten erwähnten Stelle fort, „Rechenschaft über den Gebrauch, den er von den Steuern macht; er erhebt sie nur, um den Staat vermittels der Truppen, die er unterhält, vertheidigen zu können; um die Würde, mit der er bekleidet, aufrecht zu erhalten, die Dienste und Großthaten zu belohnen, gewissermaßen das Gleichgewicht zwischen Reichen und Bedrückten herzustellen, den Unglücklichen jeder Art auf alle Weise zu helfen, endlich in allem, was das Staatswesen als solches angeht.

Digitized by Google

Pracht zu entfalten. Wenn der Herrscher einen aufgeklärten Geist und ein rechtschaffenes Herz besitzt, wird er alle seine Ausgaben auf den Nutzen des Publikums und zum größten Vortheil seiner Völker verwenden." Dieser Gedanke, daß der König nicht etwa allein dem himmlischen Herrn, sondern seinem Volke Rechenschaft schuldig sei von seiner Regierung und zumal von der Verwendung der Staatsmittel, war kein vorübergehender Einfall, sondern kehrt in der Abhandlung über die Regierungsform sowie in seinem Testament noch zweimal wörtlich wieder. Wie weit haben uns hinter diese Anschauungen die politischen Romantiker unsers Jahrhunderts wieder zurückgeführt zu mittelalterlich mystischen Ideen! Und Friedrich hat mehr gethan, als solche herrliche Gedanken in schönen und treffenden Worten auszusprechen — er hat sie, was weit schwieriger, auch während einer fast funfzigjährigen Regierung auf das getreueste ausgeführt. Hat er doch selbst der zärtlich geliebten Schwester von Baireuth jeden Beitrag aus preußischen Staatsmitteln zum Wiederaufbau ihres von einem Brande zerstörten Schlosses verweigert. „Ich kann den Staatsschatz nicht anrühren", schrieb er ihr; „seit dem Tode meines Vaters habe ich nie auch nur einen Pfennig, der dem Staate gehörte, zu meinem Gebrauche verwendet."

Keineswegs ist ihm, dem genialen und unvergleichlichen Feldherrn, die militärische Thätigkeit die wichtigste Seite des Fürstenberufs. „Es ist offenbar falsch", sagt er, „daß der Fürst nichts sein soll als Soldat. Die Fürsten sind ihrer Entstehung nach zunächst Richter; und wenn sie Generale sind, so ist das eigentlich nur eine Beigabe dazu." Unter dem „Richter"-Amte versteht Friedrich natürlich die Sorge für Ordnung, Gerechtigkeit und öffentliche Wohlfahrt überhaupt, die gesammte Verwaltungsthätigkeit. Dabei spielen aber die Finanzen eine überaus wichtige Rolle. „Die Finanzen", hält er 1744 seinem jungen Schützling, dem Herzog Karl Eugen von Würtemberg, vor, „die Finanzen sind der Nerv eines Landes; wenn Sie davon eine gute Kenntniß besitzen, werden Sie immer Herr des übrigen sein."

Digitized by Google

Nicht das Recht, nicht den Genuß der königlichen Allgewalt hat Friedrich betont; er hat vielmehr in deren Besitz immer vorzugsweise die schwere, verantwortliche Pflicht gesehen, eine Pflicht, die ihn oft tief niederdrückte, die ihm, wie wir schon gesehen, bisweilen den Wunsch nahe legte, sich ihrer entäußern zu können. Aber das gerechte Bewußtsein, daß niemand so wie er diese Pflicht verwalten werde, hielt ihn davon zurück. Nicht der Staat gehörte ihm, wie das Königthum es seit Ludwig XIV. verkündigt und beansprucht hatte, sondern er gehörte ganz und voll dem Staate an. Dies zuerst ausgesprochen und bethätigt zu haben, allen Fürsten der Mit- und Nachwelt mit dem glänzendsten Beispiel vorangegangen zu sein, wird alle Zeit einer der schönsten Ruhmestitel Friedrich's des Großen bleiben. Jede Verschwendung, jede Weichlichkeit blieb ihm fern. Jede Stunde des genau eingetheilten Tages hatte ihre Bestimmung, zu der sie unabänderlich benutzt wurde. Man ersieht aus dem zweiten seiner „Politischen Testamente", das 1768 geschrieben ist, wie genau er die Bedürfnisse, Producte und Existenzbedingungen einer jeden unter den zahlreichen Provinzen seines Staats studirt hat: danach entwirft er sich einen bis ins Einzelnste gehenden Plan zur Vermehrung und Erweiterung der Industrie. Der geringste seiner Unterthanen durfte und sollte sich mit seinem Anliegen an ihn wenden. Noch steht, wenn auch geborsten und zerklüftet, in Potsdam der Baum, an dem, Friedrich's Fenster gegenüber, die Bittsteller sich einfanden, bis ihnen der König den Einlaß gewährte. Und jede Bittschrift wurde erledigt, auf der Reise ebenso gut wie in Potsdam oder Berlin. Das hielt er nicht für eine Gnade seinerseits, sondern für das Recht seiner Unterthanen ihm gegenüber. Er verbot den Bittstellern, vor ihm niederzuknien: „das sollten sie nur vor Gott thun". Fünf, höchstens sechs Stunden müßigte er sich für seinen Schlaf ab. In allen Fällen, die nicht vorher eingehender Untersuchung und Nachforschung bedurften, erfolgte der Bescheid des Königs auf die eingelaufenen Schreiben noch am Tage des Eingangs. So ergehen an einem Tage oft mehr als hundert Verfügungen, über äußere Politik, über Landesmeliorationen,

Digitized by Google

über militärische Unternehmungen, über theologische oder Schulangelegenheiten: das alles bald mit schlagender Kürze, bald in eingehendster Ausführlichkeit; mahnend, lobend, tadelnd, bejahend, abschlagend, antreibend: aber immer originell, frisch, selbständig, geistreich, zutreffend, dem nachgeborenen Leser noch zur Bewunderung und zum höchsten Interesse. Einen solchen Herrscher hat man nie früher noch später gesehen. Nur durch diese nie ermattende, täglich von neuem beginnende Selbstaufopferung vermochte sein Genie Preußen auf einer Höhe der Macht und des Ansehens zu erhalten, zu der dessen materielle Kräfte in gar keinem Verhältnisse standen.

In der That war Friedrich von der Ueberzeugung durchdrungen, daß zum Wohle des Staats jede Initiative vom Fürsten ausgehen, derselbe die gesammte Verwaltung selbst beherrschen und leiten müsse. Nicht als ob er dem König eine directe göttliche Leitung oder mystische Begabung zugeschrieben hätte: das lag ja seiner Auffassung durchaus fern. Der Fürst, sagte er einmal, habe keine wichtigere Pflicht, als sich daran zu erinnern, daß er ein Mensch sei wie der geringste seiner Unterthanen. Während es bisher im Kirchengebete geheißen hatte: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Ihre Majestät unsern theuersten König", schrieb Friedrich vor: „Insonderheit laß Dir, o Gott, empfohlen sein Deinen Knecht unsern König." „Alle Menschen sind gleich", läßt er seinem Nachfolger einprägen, „und die Geburt ist nichts als eine Chimäre, wenn sie nicht vom Verdienst unterstützt wird."

Also auch hier betrachtete er es nicht als ein Recht, sondern als eine Pflicht des Staatsoberhauptes, selbst überall die Hand anzulegen und die Entscheidung zu bringen; denn wer hätte sonst ein gleiches Interesse an der Wohlfahrt und Macht des Ganzen? Sah er nicht an dem Sachsen des Grafen Brühl, an dem Schweden des oligarchischen Reichsrathes, an dem Rußland des Kanzlers Bestuschew, an dem Frankreich der Pompadour und des Bernis die traurigen Folgen der Minister- und Favoritenwirthschaft? Noch 1777 spricht er sich deshalb auf das heftigste gegen die Misregierung aus, die nothwendig

Digitized by Google

erfolgen müsse, wenn der Herrscher die Regierung den Händen von Miethlingen überlasse, die, zufrieden, selbst von jeder Verantwortlichkeit befreit zu sein, sich wohl davor hüten, gegen ihre Untergebenen eine strenge Ueberwachung auszuüben: „Eine solche Regierung wird zur wahren Oligarchie, wo Minister und Generale die Geschäfte nach Belieben leiten." „Das Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn verworfene Seelen den Souverän zu überreden vermögen, daß seine Interessen von denen seiner Unterthanen verschieden seien. Dann wird der Herrscher, ohne selbst den Grund zu wissen, der Widersacher seines Volkes; er wird hart, streng, unmenschlich durch Misverständniß: denn da das Princip, von dem er ausging, falsch war, müssen die Folgerungen es nothwendig auch sein."

Um seiner Unterthanen selbst willen, davon war Friedrich fest überzeugt, muß der Herrscher überall sein eigener erster Minister sein, nach Art Gottes alle Zweige der Staatsverwaltung selbst durchdringen und in der Hand behalten; die Minister, so tüchtig auch jeder in seiner Art sei — er vergleicht sie mit den Engeln — dürfen nur Werkzeuge sein in der Hand des geschickten und weisen Meisters. Die Staatsdiener muß man sorgfältig überwachen, sagt er in dem zweiten „Politischen Testament" (1768): „denn das Mistrauen ist die Mutter der Sicherheit und nur der, der die Menschen nicht kennt, darf ihnen trauen." Man erstaunt, wenn man seine Marginalentscheidungen liest, was er den hervorragendsten und bewährtesten Häuptern seines Beamtenthums bietet, wie geringschätzig, oft beleidigend er sie behandelt. Den wackern, lange erprobten Podewils, seinen ersten Minister der auswärtigen Angelegenheiten, beschuldigt er, sich von England haben bestechen zu lassen: „ich warne Euch, spielt nicht mit mir, und führt meine Befehle buchstäblich aus, sonst wird Euer Kopf ohne weitere Umstände springen." Das war noch im Feuer der Jugend und des Beginns der Regierungsthätigkeit. Aber fünfundzwanzig Jahre später wirft er dem gesammten Generaldirectorium Unwissenheit, Mangel an Einsicht, Impertinenz, ja Malice und Corruption vor, droht, die Minister selbst arretiren und lebenslänglich auf

Digitized by Google

die Festung bringen zu lassen. Und an seinem Lebensabend, 1785, schreibt er der breslauer Kammer, die das ungeheuere Wagniß begangen hatte, nach eigenem Ermessen einen neuen Weg anzulegen: „Ihr habt nichts vor Euren eigenen Kopf zu thun, sondern über alles und jedes, wenn es auch nur Kleinigkeiten sind, vorher bei Mir anzufragen, wie das Generaldirectorium solches ebenfalls thun muß. Widrigenfalls, wo die Kammer sich im mindesten unterstehen wird, vor ihren Kopf was zu thun oder zu ändern, ohne Meine Ordre, Ich den Minister für Schlesien sowol wie alle miteinander wegjagen werde." Die bezeichnendsten Actenstücke dieser Art hat man gar nicht zu publiciren gewagt. Und doch hatte Friedrich's Königsauge, mit einer einzigen Ausnahme, nur würdige und ausgezeichnete Männer zu Ministern erkoren. Seine Stellung als erster Diener des Staats faßte er so auf, daß derselbe nun wirklich die unbeschränkte Verwaltung innehaben müsse und in seiner aufopfernden und selbstlosen Hingabe an das Staatsinteresse keine Beschränkung irgendeiner Art finden dürfe. Die ganze Vorgeschichte seines Staates führte zu einer solchen Anschauung. Was Brandenburg-Preußen war und bedeutete, war es nur durch seine Herrscher geworden. Ihr nüchterner, fester, praktischer Sinn, ihre hohe Auffassung von ihrem Fürstenberuf hatte, meist wider den Willen der Unterthanen, Preußen zu einem großen, festgefügten, ruhmreichen Staatswesen erhoben. Das wußte Friedrich wohl; und dazu kamen das Gefühl seines eigenen Werthes und das schönere Gefühl seiner unendlichen Pflichten gegen seinen Staat. Was wäre wol geschehen, wenn er im Jahre 1740 oder während des Siebenjährigen Krieges den Rathschlägen seiner Minister, seiner Generale oder selbst seiner Brüder gefolgt wäre? Nur sein Königswille hatte Preußen um die Hälfte vergrößert und es zur Großmacht erhoben! Dafür mochte er auch keine Selbständigkeit, keine Eigenthümlichkeit neben seinen eigenen wohlüberlegten und berechneten Entschlüssen leiden. Ein solches System war aber ausschließlich auf die Persönlichkeit eines Friedrich zugeschnitten, und darin lag eben seine Gefahr. Nur ein Genie ersten Ranges

Digitized by Google

konnte der Aufgabe, eine Art allwissender und allmächtiger Vorsehung zu spielen, einigermaßen genügen. Unter einem minder begabten Nachfolger — und wie oft konnten aus dem Hohenzollernstamme Könige wie Friedrich der Einzige entsprießen? — mußte diese Regierungsweise zur Vernachlässigung der wichtigsten Geschäfte, zu geistloser Vielregiererei, zu Günstlingswirthschaft, zu Verfall und Erschlaffung des gesammten Verwaltungsmechanismus und aller staatlichen Einrichtungen führen. Das ist eben die schlimme Seite des Erscheinens einer genialen Energie an der Spitze eines absoluten oder absolut gefärbten Staats, daß sie im Bewußtsein ihrer höhern Begabung und Thatkraft die Einrichtungen nur nach ihrem eigenen Maßstab formt, als ob sie ewig da sein würde, dieselben mit ihrem Geiste und ihrem Willen zu erfüllen.

Die leitenden Behörden Preußens, das Cabinetsministerium für die äußere Politik, das Generaldirectorium für das Innere sowie für Finanzen und Handel, das Justizministerium für die Gerechtigkeitspflege, waren alle auf collegialer Grundlage errichtet. Jede dieser Behörden umfaßte mehrere Minister, von denen zwar jeder einzelne ein besonderes Departement zugewiesen erhielt, die aber alle wichtigern und principiellen Entscheidungen nur in gemeinschaftlicher Berathung miteinander und mit den Geheimräthen des Collegiums erledigen sollten. Und ebenso waren die Provinzialbehörden eingerichtet. Nicht nur, wie natürlich, das Appellgericht jeder Provinz, das damals „Regierung" hieß, war collegialisch organisirt, sondern auch die Verwaltungsbehörde, die heute Regierung genannt wird und damals „Kriegs- und Domänenkammer" betitelt wurde. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Verfassung, zumal durch die große Anzahl von Ministern, etwas Schwerfälliges, Pedantisches und Langsames hatte. Man spottete wol darüber, daß der König von Frankreich mit fünf Ministern ausreiche, der König von Preußen aber deren dreizehn bis vierzehn nöthig habe. Indeß war damit jedem Despotismus des einzelnen Ministers vorgebeugt, und eine feste und bleibende Tradition in den Verwaltungscollegien begründet. Es wurde der bei entgegengesetzter

Digitized by Google

Einrichtung unvermeidliche Uebelstand vermieden, daß, während lediglich der Minister verantwortlich bleibt, ihn doch die Fülle der Geschäfte die meisten derselben seinen Räthen zu überlassen zwingt, daß also factisch unverantwortliche Beamte die überwiegende Menge oft wichtiger Entscheidungen zu treffen haben. Kommt man ja gerade aus dem letztern Grunde neuerdings immer mehr zu einer größern Anzahl von Ministern zurück.

Diese Verfassung wurde aber, obwol ihre Formen bestehen blieben, in ihrer Wesenheit gründlich durch den großen König desorganisirt, indem er die bedeutendsten Angelegenheiten, ganz besonders in der äußern Politik, ohne Betheiligung und selbst ohne Wissen der Minister erledigte oder auch, je nach seinem Gutbefinden, von einem derselben Bericht und Vorschlag erforderte oder endlich den einzelnen mit der Ausführung eines königlichen Beschlusses beauftragte. Niemals hat er den Sitzungen des Generaldirectoriums oder des Staatsrathes, welcher, aus sämmtlichen Ministern bestehend, die wichtigsten gemeinsamen Angelegenheiten und die Appellationen von den Einzelministerien zu entscheiden hatte, persönlich beigewohnt. Alles regierte Friedrich aus seinem Cabinet; sowol seine Generaladjutanten, die seine militärischen Gehülfen waren, als auch die Cabinetsräthe, welche in den weit umfassendern Civilangelegenheiten arbeiteten, sollten nach seinem eigenen Ausdrucke nur seine Schreiber sein. Deshalb nahm er zu seinen Geheimen Cabinetsräthen grundsätzlich nur Männer bürgerlicher Abkunft, ja mit einigen Ausnahmen unstudirte Subalternbeamte, damit sie eben lediglich einflußlose und einflußunfähige Secretäre wären. Indeß schon unter Friedrich zeigte diese Einrichtung die bedenklichsten Mängel. Da die Minister den König fast nie zu sehen bekamen — bezeichnend genug fand in dem ersten Monat des neuen Etatsjahres, dem Juni, große „Ministerrevue" vor dem Monarchen in Potsdam statt — da jene deshalb keineswegs ihre Ansichten fortlaufend demselben auseinandersetzen konnten; da infolge dessen die Cabinetsräthe die einzigen Personen waren, die über die verschiedensten Dinge dem Herrscher regelmäßig Vortrag zu halten hatten: so übten sie thatsächlich einen

Digitized by Google

bedeutenden Einfluß auf die Entscheidungen des Königs. Daß sie durch ihre Bildungsstufe und Vergangenheit zu einem solchen Einflusse durchaus nicht berufen waren, machte denselben nur um so gefährlicher, um so abhängiger von persönlichen Beweggründen. In der That konnte es einem gewandten, mit dem Charakter des Regenten und den Verhältnissen genau vertrauten Manne nicht schwer werden, der bloßen Darstellung der von ihm vorgetragenen Thatsachen eine Wendung zu geben, die auf ein bestimmtes Ziel hinführen mußte. Nun hat freilich Friedrich's Menschenkenntniß tüchtige und bewährte Männer zu diesen schwierigen und bei äußerer Unscheinbarkeit so überaus wichtigen Posten heranzuziehen gewußt, allein der Fehler lag in der Einrichtung selbst. Die Stellung war dabei keine beneidenswerthe; des Morgens um fünf oder sechs mußten die Räthe schon in vollem Staate bei dem Herrscher antreten und stundenlang mit demselben, immer stehend, arbeiten. Auch war Friedrich's scharfes rücksichtsloses Wesen seinen Dienern keineswegs bequem: der eine Secretär, Galster, wurde verhaftet und ein Jahr nach Spandau gebracht, ohne Urtheil, und ohne daß sich ihm ein wirkliches Vergehen nachweisen ließ. Um so mehr mußten diese geplagten und dabei überaus einflußreichen Subalternen versucht sein, von ihrer Macht indirecten, aber desto bedeutendern Gebrauch zu machen.

Bei der unermüdlichen Arbeitskraft und dem durchdringenden Scharfblick des großen Königs, welcher das Kleinste wie das Wichtigste umfaßte, konnte das Uebel noch keinen beunruhigenden Umfang annehmen; aber wie, wenn ein geistesträger oder auch nur beschränkter Fürst die Allmacht in Händen hatte? Erhob sich nicht da drohend die Gefahr eines nichtsnutzigen und zweckwidrigen Schreiberregiments mit seinen schmuzigen Triebfedern und zerrüttenden Folgen? Und wie oft muß selbst der beste und einsichtigste Herrscher durch persönliche Launen, Gefühle, Vorurtheile zu Ungerechtem oder Unangemessenem veranlaßt werden, wie dies auch bei Friedrich der Fall war.

Unabläßig wurde die gesammte Verwaltung bis in das geringste Detail hinunter auf das schärfste überwacht, specielle

Digitized by Google

Kassenrevisionen vorgenommen, jeder Ungehorsam, jede Lässigkeit, Untreue oder Willkür der Beamten mit oft grausamer Härte bestraft. „Hurtig", „munter", hieß es immer wieder in den Bescheiden an die Behörden. Der Ausdruck der Zufriedenheit erschien hier nur selten, Tadel und Rüge um so häufiger. Friedrich wußte, wie arm an äußern Mitteln sein Staat, wie hier jede Feder angespannt war, wie ein Nachlassen an einer einzigen Stelle die ganze künstlich zusammengefügte und erhaltene Maschinerie zum Einsturz bringen würde! Deshalb seine stete Aufmerksamkeit, seine unnachsichtige Herbheit. Nicht nur die Besetzung der wichtigen Posten im Generaldirectorium, sondern auch der Zugang zu den höhern Stellungen in den Provinzialkammern unterlag der unmittelbaren Prüfung durch den Herrscher. Aber noch mehr: der König kümmerte sich um die Reparatur des Hofwaschhauses, um jeden Gnadenthaler, der monatlich einem Invaliden bewilligt wurde, um liederliche Gastwirthe und um Straßenprügeleien, die ihm nicht scharf genug geahndet zu sein schienen. Unermüdlich hörte er die oft ganz unvernünftigen Klagen und Beschwerden seiner Unterthanen, zumal aus den niedern Ständen, an, weil er glaubte, daß die letztern von den Behörden grundsätzlich benachtheiligt würden. Aber vermochte diese eiserne Disciplin, diese peinliche Beaufsichtigung zu entschädigen für den Mangel an Initiative, an Selbstvertrauen, an Freudigkeit und Begeisterung für das Amt, welcher das nothwendige Ergebniß des Fridericianischen Regierungssystems war? Die Minister selbst sahen sich mit Geringschätzung und Misachtung, die übrigen Beamten mit Mistrauen, ja Entwürdigung behandelt. Gegen die verdientesten Staatsdiener verfuhr Friedrich hart und rücksichtslos, ohne Beachtung ihrer berechtigtesten Gefühle. Jeder Antrieb ging vom Monarchen aus, jedes Eigenurtheil galt als Verbrechen. Wenn ein höherer Beamter um Urlaub bat, um eine Badecur zu gebrauchen, so erhielt er wol zum Bescheid: „er wolle nur sein Geld verspielen"; oder auch: „er kann zum Teufel gehen". Als eine Kammer eine Ausgabe von 196 Thalern zur Ausbesserung eines Weges vorschlug, schrieb

Digitized by Google

der König: „Wenn die andern Anschläge der Domänenkammern so ridicül wie dieser seind, so meritiren die Kriegsräthe weggejaget zu werden. Die Kriegskammer muß mir vor ein großes Beest halten, um mit solches ungereimtes Zeug mir bei der Nase kriegen zu wollen". Der westpreußischen Kammer hielt Friedrich bei einem anderen Anschlag vor: „daß sie entweder Ignoranten oder Betrügers zu Baumeisters haben muß", um „so unverschämte Forderung zu machen". „Quod bene notandum", schreibt er derselben, „dieses alles wohl observiret und exact in ihren Sachen, oder es wird scharf mit der Kammer gehen." Ein anderes mal bemerkte er derselben Kammer eigenhändig: „Ihr seit Erz-Schäkers, die das Brod nicht werth sind, das man Euch gibt, und verdient alle weggejagt zu werden. Wartet nur, daß ich nach Preußen komme." Seinen Ministern der auswärtigen Angelegenheiten schrieb er schon 1743: „Die Schwäche und Furchtsamkeit, meine Herren, macht Ihre ganze Politik aus. Immer vor aller Welt zurückweichen, niemals eine Sache durchführen! Ich erröthe wahrhaftig über Ihre jämmerlichen Vorschläge!" Am auffallendsten ist aber die Schärfe, mit der Friedrich das Generaldirectorium, also die höchste Verwaltungsbehörde, behandelte, als dieses sich erlaubte, bei Beurtheilung der Ursachen des Verfalls von Handel und Industrie nach dem Siebenjährigen Kriege von der königlichen einigermaßen abweichende Anschauungen zu äußern. Friedrich beschied eigenhändig: „Ich erstaune über der impertinenten Relation, so sie mir schicken, ich entschuldige die Ministres mit ihrer Ignoranz, aber die Malice und Corruption des Concipienten muß exemplarisch bestraft werden, sonsten bringe ich die Canaillen niemals in der Subordination." Wirklich wurde der betreffende Referent, Geheimer Finanzrath Ursinus, cassirt und auf die Festung Spandau gebracht! Und was war die Ursache dieser furchtbaren, entehrenden, die ganze Zukunft eines wackern Beamten und seiner Familie zerstörenden Strafe? Der König gibt selbst in einer Cabinetsordre vom 3. October 1766 die Antwort: „In gedachter Vorstellung will die verbotene Einfuhr fremder Waaren zur Mitursache des

Digitized by Google

Verfalls des Commercii und der Manufacturen angegeben werden. Se. Königliche Majestät können dahero diejenigen, welche dergleichen Vorstellungen durch ihre Unterschrift approbiren, nicht anders als Protecteurs der Contrebandiers ansehen, den gewissenlosen und pflichtvergessenen Verfasser aber nicht umhin, zur gerechten Bestrafung und andern zur Warnung mit Festungsstrafe belegen zu lassen." Schließlich werden alle diejenigen, die nicht unbedingt auf des Herrschers Intentionen eingehen, „es mögen Räthe oder Ministres sein", gleichfalls mit lebenslänglicher Festungsstrafe bedroht.

Gewiß hat Friedrich die absolute Gewalt nie und nimmer, wie ein Ludwig XV. von Frankreich, zu persönlichen Zwecken gemisbraucht; allein eine solche Knechtung des Beamtenthums, eine solche Vernichtung jeder Individualität in demselben, wie besonders die letzterwähnte Angelegenheit darthut, mußte schließlich sich gegen die Verwaltung und die Staatsinteressen selbst kehren, zumal die Sache auch von einer Herzenshärte Zeugniß ablegt, die wir an dem Bilde des großen Königs nicht zu sehen wünschten. Ebenso hatte kein Beamter auf Pension zu rechnen. Der Baron Heller diente dem Staate in der diplomatischen Laufbahn auf hervorragende Weise während einundzwanzig Jahre. Zuletzt war er Gesandter im Haag; und da er nur 900 Thaler Gehalt bezog, mußte er sein ganzes Privatvermögen, 60000 Gulden, zusetzen. Völlig ruinirt, war er genöthigt, seine Stellung aufzugeben: aber er vermochte von dem König nicht einen Pfennig Pension zu erhalten! Woher sollte da den Staatsdienern Freudigkeit in ihrem Berufe kommen?

Noch mehr als das Beamtenthum hielt Friedrich sein Heer für eine sichere und zuverlässige Stütze des Staats. Mit Recht erblickte er in der Armee die Grundlage von Preußens schnell angewachsener Größe und Macht. So beschäftigte er sich unausgesetzt mit ihr bis in die geringsten Einzelheiten des Dienstes und der Disciplin; er wurde außer ihrem Führer auch ihr unverdrossener Lehrer und Erzieher, und dazu ihr Verwalter; denn nie hat er einen Kriegsminister gehabt. Seine Thätigkeit

Digitized by Google

in dieser Beziehung ist wahrhaft bewundernswerth und großartig. Aber er gewährte auch der Armee, d. h. dem Offiziersstande, die ausschweifendsten und willkürlichsten Vorrechte. Bei Zwistigkeiten der Civilverwaltung mit Militär wurde die erstere, auch wenn sie vollkommen im Rechte war, regelmäßig von dem Monarchen auf das schärfste zurückgewiesen. In der That hielt Friedrich die Offiziere nicht allein für ehrenhafter, sondern auch für einsichtiger als seine besten Beamten. „Die Offiziere", sagt er, „sind zum Dienst im Staate vorzüglich geschickt, weil sie verstehen zu gehorchen und sich selbst Gehorsam zu verschaffen." Er beauftragte sie häufig mit geheimer oder öffentlicher Controle der Vornahmen der Staatsbehörden. Als 1745 ein richterlicher Beamter in Stettin Depositen und Waisengelder unterschlug, wurden zwei Generalmajore zur Untersuchung des ärgerlichen Falles angewiesen. Die von dem König anbefohlene, aber durchaus verkehrte Einmischung des Obersten von Heuking in die Müller Arnold'sche Angelegenheit hat deren unheilvollen und ungesetzlichen Ausgang herbeigeführt. Der geringste Offizier stand an Rang über hohen Beamten. „In meinem Staate", schreibt Friedrich noch 1784 an den Grafen Kayserling, „gilt ein Lieutenant mehr als ein Kammerherr."

Allein wenn so der Offizier, oft sehr zum Verdruß und Schaden des Bürgers, bei weitem den hervorragendsten Platz im Staate und in der Gesellschaft einnahm, so war er doch auch nicht geringen Opfern unterworfen. Der Gehalt des Lieutenants war sehr unbedeutend, zehn Thaler monatlich; Schuldenmachen wurde so wenig wie möglich gelitten. Vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren konnte man schwerlich eine Hauptmannsstelle erhoffen. Die Anforderungen, die Friedrich an seine Offiziere stellte, waren nicht gering. „Sie sollen", heißt es in seinem Militärischen Testament, „sich weder dem Spiel noch verweichlichender Ausschweifung ergeben, sondern Ehrgeiz und Sittlichkeit besitzen, sich als Ehrenmänner benehmen, pünktlich in allen ihren Obliegenheiten, und zumal sich nicht auf ihre amtlichen Pflichten beschränken, sondern sich darüber erheben und im voraus zu den Aufgaben geschickt machen, die

Digitized by Google

sie eines Tages zu erfüllen haben könnten." Und wie scharf und rücksichtslos war der Dienst! Das tägliche mechanische Einerlei des Exercitiums, die mürrische Strenge der Chefs, welche dem König für das gesammte Betragen ihrer Offiziere verantwortlich waren, die stete peinliche Selbstbeachtung und Controle, welchen der Offizier unterworfen war: alles dies machte wahrlich kein glückliches und erhebendes Dasein aus. In manchen Regimentern, wie bei der Garde in Potsdam, wurden die Offiziere fast wie Gefangene beschränkt und behandelt. Jedes Jahr fand dann die Revue vor dem König statt, eine Zeit schwerer Prüfung und Angst, in die man stärker klopfenden Herzens hineinging als in das feindliche Feuer. Dem scharfen Blick Friedrich's entzog sich nicht der kleinste Fehler; da regnete es Verweise, Spott, Drohungen, oft Kränkungen, die den sofortigen Abschied erzwangen. Als im Jahre 1784 das schlesische Armeecorps Friedrich nicht ganz genügte, schrieb er an dessen Generalinspector, den greisen Tauentzien: „Meine Armee in Schlesien ist noch nie so schlecht gewesen als jetzt; wenn ich Schuster und Schneider zu Generalen machte, könnten die Regimenter nicht schlechter sein." Er spricht von lâcheté der Generale und droht mit Kriegsrecht. Tauentzien forderte und erhielt darauf Entlassung aus seiner Stellung. Hohe Geburt und persönliche Gunst schützten keineswegs vor strengem Tadel, wie Prinz Friedrich von Braunschweig, von dem König hochgeschätzt, mehrfach bitter erfahren mußte. Generallieutenants mußten oft genug in Arrest wandern. Und wenn der König gegen ein Regiment, dessen Chef, gegen einen Offizier oder dessen Familie aus irgendeinem Grunde Abneigung hegte, so erfolgten selbst ohne hinreichende Veranlassung Schmähungen und sogar Cassirung. Von der Front weg wurden Generale und Bataillonscommandeure ohne weiteres entlassen. Zumal die Offiziere, die das Unglück gehabt haben, bei der Affaire von Maxen, die den Herrscher auf das tiefste gekränkt hatte, betheiligt gewesen zu sein, fanden nie mehr Gnade bei ihm. „Auf Maxen eine Pension assigniren", antwortete er einem der betreffenden Generale auf die Bitte um ein Ruhegehalt; einem

Digitized by Google

Oberst auf ein Gesuch um Beförderung: „Ich mache keinen General, dem es an fermeté fehlt, sonst geht es mir wie bei Maxen.“ Ein äußerst verdienter Generalmajor, von Bredow, der mit in die Unglücksſache verwickelt gewesen und, da ihm der König jede Pension rundweg abschlug, dem Hungertode preisgegeben war, schoß sich eine Kugel vor den Kopf. Keinen von den Oberoffizieren der bezüglichen Regimenter wollte Friedrich wieder vor Augen sehen. Nicht minder erbittert war er gegen die ostpreußischen Truppen, die sich freilich gegen die Russen nicht gut geschlagen hatten. Als ein ostpreußischer Hauptmann in Ansehung langer Dienste sich Beförderung erbat, erhielt er zur Antwort: „Das Regiment ist beständig vor den Feind gelaufen, und muß Er nothwendig allerwegen mitgelaufen seind; ich avancire die Offiziers, die den Feind geschlagen haben, aber nicht diejenigen, die nirgends sich gehalten haben.“ Auch in dem Offizier sah Friedrich nicht den Menschen, sondern nur das Mittel für die Zwecke des Staats: er beutete das Instrument schonungslos aus, und schien es ihm nicht tauglich, so warf er es eben beiseite. Human, wohlwollend war das gewiß nicht; aber er meinte, wenn das kleine Preußen seine Großmachtstellung bewahren wolle, dürfe von Humanität und Wohlwollen im Dienste nicht die Rede sein, sondern nur von unerbittlicher Staatsraison. Die Grundlage, auf der er seine Armee aufbaute, war die Tüchtigkeit, die unbedingte Hingabe, das Beispiel des Kriegsherrn und der höchsten wie der untern Anführer, eines jeden in seiner Sphäre. Untauglichkeit, ja nur Mittelmäßigkeit, irgendeine Lässigkeit konnten nicht geduldet werden.

Indeß forderte gerade dieses System auch Belohnung außergewöhnlich verdienter Offiziere, um zur Aufmunterung und Anreizung zu dienen, und daran hat es der König, soweit die finanziellen Kräfte des Landes reichten, nicht fehlen lassen. Die nach dem Tode des Markgrafen Karl der Krone anheimgefallenen Güter theilte er zwischen dem Obersten von Lestwitz und dem Major von Prittwitz, von denen er zu sagen pflegte, der eine habe (bei Torgau) den Staat, der andere (bei Kunersdorf) ihn selbst gerettet. „Das ist für die Campagne von 1762“,

Digitized by Google

schrieb er einem andern tüchtigen Offizier, indem er ihm eine Amtshauptmannschaft ertheilte. So sorgte er für viele Offiziere und Generale, die sich ausgezeichnet, noch lange Jahre nach dem Friedensschlusse. Dabei begleitete er die Gnadenbezeigungen mit den freundlichsten Worten, die jene dem Empfänger doppelt werth machen mußten; wie: „Ich habe an meinen lieben Lossow gedacht, und schicke ihm hiermit ein Andenken, ich wünsche, daß er lange den Genuß davon haben mag.“ Ueberhaupt wußte er, wenn er wollte, gegen seine greisen Kriegskameraden die bezauberndste und sinnigste Liebenswürdigkeit zu entfalten. Alljährlich lud er jenen Prittwitz auf Monate zu sich ein, so liebevoll und herzlich, wie nur ein gleichgestellter Freund es dem Freunde gegenüber thun kann. Für Fouqué sorgte er jederzeit wie ein Bruder und sandte ihm die freundschaftlichsten Briefe sowie allerlei Geschenke. Man weiß, wie er Zieten bis zu dessen Ende mit der zartesten Aufmerksamkeit behandelte. Als der Oberst von Forkade ihm bei der Cour auf dem berliner Schloß für wiederholte Gnadenbezeigungen danken wollte und sich wegen einer vor einigen Jahren empfangenen Fußwunde ans Fenster lehnte, brachte Friedrich selbst ihm einen Stuhl und sagte: „Mein lieber Oberst von Forkade, ein so braver und würdiger Mann, wie Er ist, verdient sehr wohl, daß ihm auch sein König einen Stuhl bringt.“

Das waren freilich Ausnahmen, allein sie beweisen doch, daß Friedrich die Stimme des Herzens, die früher so laut zu sprechen pflegte, auch in seinem Alter nicht völlig zum Schweigen gebracht hat. Im allgemeinen hielt er allerdings seinen Staat nicht für reich genug, um verabschiedeten Offizieren eine Pension zu gewähren; er ertheilte eine solche nur in Ausnahmefällen, als reine Gnadensache; hauptsächlich an verwundete Offiziere. Sonst erhielten selbst hochstehende Militärs, die sich des Herrschers Zufriedenheit durchaus nicht verscherzt hatten, wie der Generallieutenant und Kriegsminister von Wedell, ganz einfach den Bescheid: „die Zeiten seien knapp, und sie müßten bis auf gelegenere Umstände warten.“ Welch bittere Aussicht für einen Mann, der sein ganzes Leben in hartem Dienste dem Vaterlande

Digitized by Google

geweiht hatte, im Greisenalter dem Mangel preisgegeben zu werden! Man sieht, die Ehre und der Patriotismus forderten von dem Offizierstande große Opfer, und der Vorzug, der hierin dem Adel gewährt wurde, blieb nicht ohne schwere Compensationen.

Dazu kam, daß Friedrich gegen eine Verheirathung seiner Offiziere, zumal der jüngern, starke Abneigung hegte; sie sollten eben, wie der katholische Priester der Kirche, ausschließlich dem Staate angehören. Die Fähnriche und Lieutenants bekamen grundsätzlich keine Erlaubniß zur Verehelichung, und wie oft wurde der Offizier vierzig Jahre, ehe er eine Compagnie oder Schwadron erhielt! Aber auch einen Rittmeister beschied der König: „Ich sehe nicht gern, wenn die Husaren-Offiziers sich so viel verheirathen, welches nicht taugt, dann wann sie alsdann marschiren sollen, so ist ein Haufen Lärmen der Weiber halber"; und ein andermal: „Ich sehe nicht gerne, wenn ein braver Husaren-Offizier sich verheirathet, weil solches seinen Umständen, so ein freies Herz erfordern, nicht convenable ist"; oder: „Wann Husaren Weiber nehmen, so seind sie selten noch dann einen Schuß Pulver werth." Es versteht sich, daß Offiziere, die ohne den erforderlichen Consens heiratheten, kriegsgerichtlicher Aburtheilung unterlagen. Offiziere aber, die sich dem König besonders empfehlen wollten, wie der spätere Generallieutenant von Rodich, vermählten sich auch in den höhern Chargen nicht, und gereichten dadurch wirklich dem Herrscher zu vorzüglichem Wohlgefallen.

Wenn derselbe so rücksichtslos mit dem Offizier, dem Edelmann verfuhr, behandelte er selbstverständlich ohne jede Schonung den Gemeinen, der eben nur als Kriegsmaterial, als die Null galt, die, an sich werthlos, die Ziffer der Offiziere verstärke. Wenn von der Armee und ihrer Ehre die Rede war, dachte man nur an die letztern. Friedrich hat den Kriegsdienst in manchen Einzelheiten weniger grausam, den Druck, den dieser auf das Volk ausübte, erträglicher gestaltet, als es unter seinem Vater gewesen war: im ganzen aber hat er die Dinge hier nicht wesentlich ändern wollen, noch, seinem System nach,

Digitized by Google

können. Mehr als ein Drittel der Soldaten waren Ausländer, die zum Theil mit allen Mitteln der List und Gewalt angeworben waren. „Was den Soldaten betrifft", sagt Friedrich in seinem Militärischen Testament von 1768, „so ist alles, wozu man ihn bringen kann, daß man ihm den Corpsgeist einflößt, das heißt, besser von seinem Regiment zu denken als von allen Truppen der Welt. Ferner aber, da bei gewissen Gelegenheiten die Offiziere ihn mitten durch die größten Gefahren führen müssen und doch der Ehrgeiz nicht auf ihn wirken kann, muß er die Offiziere mehr fürchten als die Schreckniſſe, denen man ihn aussetzt: sonst wird niemand ihn zum Angriff führen durch den Hagel von dreihundert Geschützen, die Verderben auf ihn speien. Der gute Wille wird das gewöhnliche Volk niemals in solchen Gefahren antreiben; die Furcht muß es thun." Dieser Standpunkt, den heute manche Offiziere für unser „Volk in Waffen" wieder geltend machen möchten, hatte zu Friedrich's Zeit auch nur eine theilweise Berechtigung und hat sich zum Beispiel gegenüber den ehrliebenden Soldaten der Französischen Revolution und des Kaiserreichs nicht bewährt! Im Inlande hatte jedes Regiment seinen bestimmten Rekrutirungscanton: früher waren meist schon die Kinder vom Obersten willkürlich zum Dienste bezeichnet worden; Friedrich gab den Civilbehörden wenigstens eine untergeordnete Mitwirkung bei dem Aushebungsgeschäfte und sicherte dadurch eine größere Gerechtigkeit und Gesetzlichkeit. Der Dienst war lebenslänglich, nur der körperlich Unbrauchbare ward entlassen. Schon die Inländer wurden nur aus den untersten und rohesten Volksklassen genommen, die Ausländer aber waren meist nichtsnutzige, verliederlichte, verwilderte Menschen. Ein solches Heer konnte natürlich nur durch Furcht und strengste Ueberwachung zusammengehalten werden; die Disciplin und die Strafmittel waren barbarisch. Stockprügel waren alltäglich, Arrest und Festung, durch allerhand Züchtigungen und Marter verschärft, nicht selten; das Schrecklichste das Gassen- oder Spitzruthenlaufen, wo der Delinquent zwanzig- bis dreißigmal mit entblößtem Oberkörper durch eine lebendige Gasse mit Ruthen

Digitized by Google

bewaffneter Soldaten hindurchlaufen mußte, während die Offiziere darauf achteten, daß jeder tüchtig zuhieb. Hunderte von Unglücklichen haben unter diesen Qualen ihren Geist aufgegeben. Zumal Vergehungen gegen die Vorgesetzten und Desertion konnten nie Gnade bei Friedrich finden, der dadurch den ganzen Bestand der Armee für bedroht hielt. Wirklich hat diese eiserne Disciplin, schrecklich für den Einzelnen, aus dem Ganzen eine unübertreffliche Maschinerie gemacht, die, um Großes zu wirken, allerdings durch einen überlegenen Geist in Bewegung gesetzt werden mußte. Als dieser später fehlte, erstarrte die ganze Einrichtung und löste sich bei dem ersten Anstoße auf. Friedrich II. war in den Fehler so vieler thatkräftiger und genialer Naturen verfallen, zu wenig Werth auf die moralischen Triebfedern und das Zusammenwirken vieler einzelnen Individualitäten zu legen, vielmehr alles von maschinenmäßigem Gehorsam zu erwarten.

Für die Versorgung verwundeter oder sonst dienstuntauglich gewordener Soldaten gab es im preußischen Staate keine Kasse. Doch wurde eine große Anzahl derselben außer in dem von Friedrich mit der schönen Ueberschrift „Laeso sed invicto militi" gestifteten Invalidenhause als Subalternbeamte jeder Art, ja als Dorfschullehrer und selbst als Bürgermeister untergebracht. Einige siedelte man auch als Büdner in den urbar gemachten Sumpfgegenden an. Hier und da bekamen Soldaten, die vor dem Feinde zahlreiche Blessuren erhalten, ein Gnadengehalt von — einem Thaler monatlich. Aber Tausende Unglückliche gingen ganz leer aus: Preußen schien zu arm, um sie zu erhalten. Die Ausländer wurden ganz einfach über die Grenze gebracht: die Inländer erhielten die Erlaubniß zum Betteln! Freilich mußte man sie dann zum größten Theil als Landstreicher und Diebe dennoch in den Gefängnissen und Zuchthäusern ernähren. Einen Gewinn hatte der Soldat, der funfzehn Jahre gedient: er konnte von seinem Gutsherrn nicht mehr als Leibeigener in Anspruch genommen werden.

Der Armee als Ganzem war des Königs Sinnen unaufhörlich gewidmet. Unmittelbar nach dem Siebenjährigen Kriege ging er an ihre Reorganisation. „Wir exerciren mit Leib und

Digitized by Google

Seele", schreibt er im April 1764 an General Fouqué, „um wieder in ein gutes Geleise zu kommen. Es fängt an zu gehen, und ich bekenne, daß es mir Vergnügen macht zu sehen, wie sich das Heer von neuem bildet und wie ein Phönix aus der Asche wieder ersteht." Jedes Jahr besichtigte er sämmtliche Regimenter, mit Ausnahme der Besatzung von Wesel; und zwar auf das eingehendste, jede Compagnie, jede Schwadron. Durch Einführung der cylindrischen Ladestöcke, 1773, sowie der trichterförmigen Zündlöcher, 1781, wurde der Gebrauch des Gewehrs derart erleichtert, daß der vorzüglich geübte preußische Soldat sechsmal in der Minute zu schießen vermochte und sich dadurch eine große Ueberlegenheit im Feuergefecht aneignete. Wie durch Seydlitz und Zieten die preußische Reiterei, die unter Friedrich Wilhelm I. vernachlässigt und unzureichend ausgebildet worden war, Beweglichkeit und Entschlossenheit erhalten, ist allgemein bekannt. Mit sicherm Blick hat Friedrich die wahren Grundsätze der Reitertaktik erkannt: während bis dahin die Cavalerie unbehülflich und langsam in Masse herankam und sich in ein Feuergefecht einließ, lehrte Friedrich sie, in rascherer Gangart auf den Feind zu reiten und ihn mit blanker Waffe zu attakiren. Die Artillerie wurde gänzlich umgestaltet, von einem Bataillon bis auf sechs Feld- und zwei Garnisonbataillone vermehrt, unter trefflichen Generalen wie Linger und Holtzendorff, und ihre taktischen Bewegungen denen der Infanterie und Reiterei, die zu unterstützen sie bestimmt war, auf das geschickteste angepaßt. Friedrich wurde, 1759, der Schöpfer der reitenden Artillerie, mit deren Einführung zuerst eine Artillerietaktik, ein Manövriren mit Geschützen beginnt. Doch betrachtete er die Artillerie immer nur als Hülfswaffe, der er die weniger guten Rekruten zuertheilte. Zumeist vertraute er der „Königin der Schlachten", jener festen, unerschütterlichen Infanterie, die ihm seit Mollwitz die meisten Bataillen gewonnen. Dagegen ließen die preußischen Ingenieure vieles zu wünschen übrig, die zumal bei dem Angriffe von Festungen sich als wenig tauglich erwiesen haben. In der spätern Zeit hat der König freilich die Bedeutung dieser Waffe besser erkannt und durch die Gründung

Digitized by Google

der Ingenieur-Akademie zu deren Hebung bedeutend beigetragen. Er entwarf selbst ein verbessertes System der Befestigungskunst, das wesentlich auf Ermöglichung einer größern Activität der Artillerie wie der Infanterie durch Angriff und Gegenstoß, gegenüber der bisherigen passiven Defensive, beruhte.

Friedrich vermehrte sein Heer beständig im Verhältniß zu der größern Ausdehnung des Staatsgebiets und des Anwachsens der Volksmenge. Es zählte schließlich rund 200000 Mann, von denen aber etwa die Hälfte ständig oder vorübergehend Beurlaubte waren, sodaß 100000 Mann unter der Waffe blieben. Bei einer Seelenzahl von $5^1/_2$ Millionen hatte Preußen also ein stehendes Heer von etwa zwei Procent der Gesammtbevölkerung. Wenn man erwägt, daß jetzt in Deutschland die Armee auf Friedensfuß wenig über ein Procent der Bevölkerung ausmacht, wird man die Schwere der Last begreifen, mit der diese furchtbare Rüstung auf das arme Preußen des vorigen Jahrhunderts drückte — eine Last, die freilich durch den Umstand etwas vermindert wurde, daß ein Drittheil der Soldaten aus Ausländern bestand. Nur die Umsicht, Sparsamkeit und unnachsichtliche Schärfe eines Friedrich hat es möglich gemacht, daß er trotz dieses außerordentlichen Druckes auf die pecuniären Kräfte des Volkes selbständig große Kriege führen mochte. Er hielt darauf, daß alle Vorbereitungen getroffen waren, um die Armee zu jeder Zeit in fünf bis sechs Wochen ins Feld schicken zu können: eine damals von allen Fachmännern als unvergleichlich bewunderte Leistung, die freilich unabläßige Arbeit und Sorgfalt verlangte. Unter weniger begabten, bequemern und gutherzigern Nachfolgern nahm die unverhältnißmäßige Friedensstärke des Heeres die finanziellen Hülfsquellen des geldarmen und creditlosen Staats derart in Anspruch, daß es unmöglich wurde, länger als zwei bis höchstens drei Jahre Krieg zu führen, ja daß man schließlich, in dem ersten Jahrzehnt Friedrich Wilhelm's III., keine Mittel mehr hatte, die Festungen in vertheidigungsfähigem Stande zu erhalten. So kehrte sich auch hier das Fridericianische System,

Digitized by Google

nur auf die großartige Persönlichkeit jenes Herrschers zugeschnitten, endlich gegen den eigenen Staat.

Uebrigens waren der Adel, der höhere Bürgerstand, die größern Städte und einige rheinisch-westfälische Districte von der Rekrutirung ganz befreit, die hauptsächlich den Bauer und die ärmern Klassen der Mittel- und Kleinstädte betraf. Für die Anwerbung von Ausländern ging jährlich reichlich eine Million Thaler über die Grenzen; und dabei wurde noch jedes Mittel der List und Gewalt angewandt, um tüchtige „Kerls" für die preußische Armee zu gewinnen.

Dieses Heeressystem hatte, wie man sieht, tiefe und bedeutende Schattenseiten. Allein dieselben wurden zum großen Theil durch des Königs Genie und unermüdliche Arbeitskraft aufgewogen; und dann war die ganze Einrichtung der damaligen Zeit angepaßt, wo dieselben Uebelstände, nicht aber immer dieselben Vorzüge, in allen Armeen vorherrschten. Friedrich, hätte er die Umgestaltung der Dinge am Schlusse des 18. Jahrhunderts erlebt, würde zweifellos auch die militärischen Verhältnisse Preußens den neuen Anforderungen entsprechend entwickelt haben. Nicht ihm darf man es zum Vorwurf machen, wenn seine Nachfolger sein System für das unbedingt und auf ewige Zeiten gültige betrachteten und keinen Versuch einer durchgreifenden Aenderung trafen, bis die Nothwendigkeit sie dazu zwang. Und gerade in dem wichtigsten Punkte, in der Auffassung der Strategie, wichen die Epigonen, die sich für Friedrich's Schüler ausgaben, völlig von dessen Grundsätzen ab. „Mein Bruder", warf dem großen König der neidische und boshafte Prinz Heinrich vor, „mein Bruder wollte immer bataillliren; das war seine ganze Kriegskunst." Dies ist nun insofern richtig, als Friedrich, alle Trugbilder einer übermäßig verfeinerten Künstlichkeit durchbrechend, klar erkannte, wie der Zweck jedes Kriegs die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, und daß dieser Zweck nicht durch verzwickte Manöver, sondern nur durch Entscheidungsschlachten zu erreichen sei. Diese einfache Wahrheit wurde von seinen Zeitgenossen, vorzüglich auch dem Prinzen Heinrich, und zumal von seinen Schülern, gründlich verkannt.

Digitized by Google

Nicht als ob Friedrich blindlings dreinzuschlagen gedachte, vielmehr war sein Augenmerk darauf gerichtet, durch einleitende Bewegungen den Gegner dahin zu bringen, daß derselbe unter ungünstigen Bedingungen eine Schlacht anzunehmen gezwungen und damit einer wahrscheinlichen Niederlage ausgesetzt wurde. Dabei ist es nun ein höchst charakteristischer Umstand, daß Friedrich, soweit die Umstände es erlaubten, seine Schlachten stets auf möglichst vollständige Vernichtung des Gegners anlegte, wie es ein Jahrhundert später in Böhmen und Frankreich die preußische Strategie wiederum so trefflich verstanden hat. Und hier drängt sich eine merkwürdige Vergleichung zwischen dem Feldherrngenie Friedrich's und dem des Ersten Napoleon auf. Dieser, auf seine Erfahrung, seinen scharfen und richtigen militärischen Blick, seine unerschütterliche Geistesgegenwart vertrauend, begann seine Schlachten ohne vorgefaßten Plan und bildete denselben erst während des Kampfes. Friedrich dagegen hat, wo er nicht überrascht wurde, die Schlacht immer nach genau überlegtem Entwurf und mit ausführlich entwickelten Dispositionen begonnen. Es ist wahr, daß die verhältnißmäßige Uebersichtlichkeit der damaligen an Zahl geringen Heere ein solches Verfahren bedeutend erleichterte. Um Friedrich's Grundsätze der Kriegskunst kennen zu lernen, muß man vorzüglich seine Feldzüge selbst studiren; seine militärischen Schriften, in denen sich die wechselnden Eindrücke momentaner Stimmungen aussprechen, die zum Theil auf Grund ganz bestimmter und vorübergehender Bedingungen und zu besondern Zwecken verfaßt sind, können hier erst in zweiter Linie in Betracht kommen. Wie kein militärischer Schriftsteller vor und selbst nach ihm, bis auf Clausewitz, würdigt er auch hier das moralische Element im Kriege; und gerade deshalb wird er ein beständiger Lobredner des Angriffs, der Initiative, die einen so bedeutenden moralischen Vortheil geben. Kleinliche Gesichtspunkte und Ziele, Kampf um Stellungen und Festungen bleiben ihm fremd; „entamez l'ennemi dans le vif", ruft er seinen Schülern zu, unternehmt einen Stoß in sein Herz, um ihn zu entwaffnen und zum Frieden zu zwingen. Wie weit entfernt ist der große König

Digitized by Google

von dem Gesichtspunkte seines Bruders Heinrich, eines Tempelhoff, Möllendorf, Braunschweig, Hohenlohe, die alles Heil nur vom gelehrten Manöver erwarteten: er erhofft den strategischen Erfolg nur vom taktischen, nur von Kampf und Sieg. Die Kunststrategen unternahmen selbst die Schlacht nur, indem sie nach allen Seiten Truppen zur Deckung der Verbindungen aussandten; Friedrich lehrt, so viel Truppen als irgend möglich zur Schlacht zusammenzuziehen, da man „solche niemalen nützlicher employiren kann". In der That hat der Sieger wahrlich die Abschneidung seiner Verbindungen wenig zu fürchten! Ist der Gegner geschlagen, so muß man ihn energisch verfolgen, um seine Furcht zu vergrößern oder mehr Gefangene zu machen. Dem weichenden Feinde goldene Brücken zu bauen, war nicht seine Sache. Wie durchaus steht die bewundernswerthe moderne preußische Strategie auf den Schultern dieses genialen königligen Feldherrn!

Wenn Friedrich schon die höchsten Verwaltungsstellen fast ausnahmslos mit Adeligen besetzte, so genossen diese bei den militärischen Würden eine ganz ausschließliche Berücksichtigung. Dem Adel allein glaubte er Ehrgefühl zutrauen zu dürfen. Höchstens bei der Artillerie, die man als geringer ansah und nur als Dienerin der activen Waffengattungen betrachtete, wurden Bürgerliche als Offiziere zugelassen. In der Menschennoth des Siebenjährigen Krieges hatten zwar zahlreiche Nichtadelige Aufnahme in das Offiziercorps gefunden; aber kaum war der Friede geschlossen, so wurden mit größter Härte diese Männer, die ihr Leben freiwillig für König und Vaterland in die Schanze geschlagen und zum Theil ehrenvolle Wunden davongetragen hatten, entweder einfach entlassen oder doch in den als Strafabtheilungen geltenden Garnisonregimentern untergebracht. Lieber füllte der König ihre Stellen mit fremden Adeligen aus, unter denen sich viele abenteuernde Glücksjäger befanden. Derselbe Monarch, der in Dichtung und Prosa die Humanität und Gleichheit aller Menschen verherrlichte, huldigte so in der Praxis engherzigem Vorurtheil. Mit großer Gering-

Digitized by Google

schätzung spricht er, wenn vom Heere die Rede ist, von der „Roture", die „ausgemärzt" werden müsse. Die einzigen höhern Lehranstalten, die er stiftete, waren für den Adel bestimmt: neue Cadettenhäuser, eine „Académie des jeunes gentilhommes" in Berlin. Auch bei Landesmeliorationen wurde der Adel stets bevorzugt, der doch ohnehin von allen directen Abgaben frei war; ihn, die Pflanzschule des Offiziercorps, zu erhalten, war Friedrich's vornehmstes Bemühen. Zumal die kurmärkischen und pommerschen Edelleute kamen stets am besten fort. Viele Millionen Thaler wurden dem Adel theils zur Bezahlung seiner Schulden geschenkt, theils zu einem Procent geliehen. Die königlichen Jäger und Forstbedienten wurden bei Strafe des Stranges angewiesen, „die Edelleute in keinem Stücke zu chicaniren". In Processen zwischen dem Fiscus und den Edelleuten sollen die Behörden vor allem die Interessen des Adels wahrnehmen, „da solcher mit seinen Söhnen das Land defendiren muß". Es zielte auf Erhaltung des Adels, wenn der Verkauf eines adeligen Gutes an einen Nichtadeligen streng untersagt wurde, der König im October 1747 überhaupt verbot, ohne seine Zustimmung ein adeliges Gut zu veräußern. Als 1763 der Commerzienrath Simon in Stettin den Consens erbat, ein Rittergut kaufen zu dürfen, beschied der König: „40000 Thaler im Negotio bringen 8 Procent, in Gütern nur 4, also verstehet er sein Handwerk nicht. Ein Schuster muß Schuster seind, ein Kaufmann handeln und keine Güter haben." Der Landwirth Filegel aus Grätz erhielt gar folgende Antwort: „Flegels haben wir genug im Lande, überdem kann Er kein adeliges Gut kaufen, weil Er nicht vom Adel ist." Selbst sein Günstling, Prittwitz, durfte sein Gut nicht an einen Bürgerlichen verkaufen, obwol er dringend einer Unterstützung bedurfte; „denn", schrieb der König, „Ich habe Mir sozusagen zum Gesetz gemacht, darin weiter nicht zu willigen". Im Jahre 1785 wurde das Verbot im allgemeinen erneuert und eingeschärft. Das war für den Adel selbst eine harte Beschränkung, da adelige Käufer sich für die Besitzungen eines pecuniär bedrängten Edelmanns selten fanden, jedenfalls die

Digitized by Google

Concurrenz mit ihrem preistreibenden Einflusse bei dem Kaufe ausgeschlossen war. Und dadurch wurde auch die Entwickelung des Landbaues gehemmt. Bei unzureichenden Mitteln eines verschuldeten Besitzers konnte bei bester Kenntniß die wirthschaftliche Leistung des Gutes sich nicht in genügender Weise entfalten, und außerdem wurden die armen Bauern um so mehr mishandelt und ausgepreßt, je bedürftiger der Gutsherr war.

Alle diese Gesichtspunkte kamen aber nicht in Betracht, da der Herrscher seinen Adel als eine abgeschlossene und nur durch königliche Würdigung zu öffnende Kaste erhalten wollte. Keine Verbindung sollte zwischen adeligen und bürgerlichen Familien bestehen. Die Vermählung eines Edelmannes, zumal eines Offiziers mit einer Bürgerlichen wurde nicht gestattet, „denn Ich sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werde". Und zwar galt als Mésalliance nicht nur die „vorhabende niederträchtige Heirath" eines Lieutenants von Buttberg mit der Tochter eines Heidereiters (Unterförsters), sondern auch die Vermählung mit einer Doctorswitwe, mit den Töchtern geachteter und wohlhabender Kaufleute, Amtmänner u. s. w. Einen Kapitän von Sternemann ermahnt der König, den Adel, womit er denselben begnadigt, nicht durch eine Heirath mit einer Person bürgerlichen Standes zu „deshonoriren". Ja, als ein Offizier die Tochter eines Justizraths Rothkirch, also eines in höherm Range stehenden königlichen Beamten, unter dem Eheversprechen verführt hatte, verurtheilte der König jenen zur Ausstattung der Unglücklichen, schlug ihm aber die Vermählung mit ihr rundweg ab!

Ueberhaupt pflegte Friedrich keine Vorrechte ohne Entgelt zu verleihen. Schon die Beschränkung im Güterverkauf sowie in der Ehefrage mußte zahlreichen Adeligen lästig fallen. Ferner wurde ihnen der Ankauf bäuerlicher und bürgerlicher Grundstücke untersagt; auch durften sie nicht Handel treiben. Aber Friedrich verlangte von seinen Edelleuten überdies, daß sie nicht müßig auf ihren Gütern säßen oder gar sich bürgerlichen Beschäftigungen widmeten, sondern daß sie für dürftigen Sold dem Staate und dem Könige in Heer oder Verwaltung dienten.

Digitized by Google

Für diese Aufopferung der Persönlichkeit in harter und undankbarer Arbeit sollte eben die höhere Ehre des Standes entschädigen. Deshalb erging am 16. Januar 1748 ein Edict, „daß keiner von Sr. Königlichen Majestät adeligen Vasallen ohne Dero höchsteigenhändige Erlaubniß aus dem Lande reisen, noch weniger in auswärtige Dienste treten solle". Sogar das Studium auf fremden Universitäten wurde den jungen Adeligen verweigert, „da es genug Akademien in Meinem Lande gibt". So hatten sich selbst die am meisten begünstigten Stände in diesem Staate Friedrich's des Großen hartem und drückendem Zwange zu unterwerfen. Es erinnert an die antiken Militärstaaten, wie jeder individuelle Wunsch, jedes persönliche Behagen dem Staatszwecke unerbittlich geopfert wird.

Im Dienste kannte Friedrich absolut kein Ansehen der Person, und ein Reichsfürst galt ihm da nicht mehr als der letzte Bauer. „Durchlauchtigster Fürst", schreibt er 1746 an den Generalfeldmarschall Fürsten von Anhalt, „Ich habe Euer Liebden Schreiben den von Dero Regiment dimittirten Johann Christian Günther betreffend, zurecht erhalten. Ich sehe aber nicht gern, daß Dieselbe Contradictiones machen, wann Ich einmal Ordres gegeben habe; und da Ich in dieser Sache Ordre gegeben, so muß es dabei sein Bewenden haben. Ich verstehe darunter keinen Scherz, und mögen Euer Liebden Mich nicht vor einen Fürsten von Zerbst oder Cöthen nehmen, sondern Meinen Ordres einen Genügen thun, sonsten es nicht anders wie Verdruß machen kann." Wenn es einem Reichsfürsten so erging, hatte ein Graf sicherlich auf keinen Vorzug zu rechnen. Als der Hofmarschall Graf Schulenburg mit Berufung auf seinen hohen Adel darum bat, seinen Sohn, der Fahnenjunker war, bald zum Offizier zu befördern, schrieb ihm Friedrich, 1783: „Ich muß Euch sagen, daß Ich schon Befehl gegeben habe, keinen Grafen in Meiner Armee anzunehmen; denn wenn sie ein oder zwei Jahre gedient haben, gehen sie nach Hause, und es ist lauter Windbeutelei mit ihnen. Will Euer Sohn dienen, so gehört die Grafschaft nicht dazu, und er wird nie weiter avanciren, wenn er sein Metier nicht ordentlich lernt.

Digitized by Google

Junge Grafen, die nichts lernen, sind Ignoranten in allen Ländern. Im Falle nun einmal ein Wunder geschehen und aus einem Grafen etwas werden sollte, so muß er sich auf Titel und Geburt nichts einbilden; denn dieses sind nur Narrenspossen; sondern es kommt nur allezeit auf sein mérite personnel an."

Ebenso wenig galt hohe Geburt etwas, wo Recht und Gerechtigkeit im Spiele waren. Der Prinz Moritz, der Sohn des „Alten Dessauer", selbst preußischer Generallieutenant, mußte, als er einen Quartierwirth unbillig behandelte, von dem König einen scharfen Verweis und den gemessenen Befehl hinnehmen, seinen Verpflichtungen auf das genaueste nachzukommen. Allein auch die Mitglieder der königlichen Familie hatten sich den Ordnungen des Staats unbedingt zu fügen. Als wider den Markgrafen Friedrich zu Schwedt zahlreiche Klagen seiner Unterthanen wegen tyrannischen Verfahrens und Mishandlungen aller Art einliefen, drohte ihm der König mit Interdiction, wenn noch die geringste Beschwerde gegen ihn sich ereignen würde. Welch glänzender Gegensatz zu Frankreich, wo ein Vornehmer sich ungestraft jede Mishandlung von „Roturiers" erlauben durfte, und der Klagende gewöhnlich durch eine lettre de cachet in irgendein Gefängniß zur Ruhe verwiesen wurde. Friedrich dagegen, so sehr er auch dem Adel gewisse staatliche Privilegien zuerkannte, wollte doch in bürgerlichen und persönlichen Beziehungen nur von Aufrechterhaltung der strengsten Gerechtigkeit hören und war stets eher geneigt, dem Aermern und Geringern, gegenüber dem Reichern und Mächtigern, den Vorzug zu geben.

Der Geheime Rath von Lamotte bat, das gegen seinen Schwager, den gewesenen Ordenskanzler von Münchow, ergangene Urtheil nicht öffentlich bekannt machen zu lassen. Er erhielt darauf von dem König folgenden Marginalbescheid: „Es muß in dergleichen Fällen geradedurch gegangen und derjenige, welcher Infamien begeht und wenn er von königlichem Geblüte wäre, bestraft werden." Solche Grundsätze haben den Hohenzollern eine Popularität verschafft, wie derselben kein anderes Fürstenhaus sich rühmen kann.

Digitized by Google

Friedrich machte wiederholte Versuche zu einer durchgreifenden Verbesserung der Lage des bäuerlichen Standes, der sich in fast ganz Preußen wenn auch nicht dem Namen, so doch der Sache nach in Leibeigenschaft, in persönlichem theils beschränktem, meist aber unbegrenztem Dienstverhältnisse zu der Gutsherrschaft befand. Der Frondienst für den Herrn beanspruchte des Bauern beste Kraft und Zeit; der Herr und seine Beamten nahmen ein ungemessenes Züchtigungsrecht ihm gegenüber in Anspruch; in jeder Bewegung, in jedem Acte des bürgerlichen Lebens war er an die Zustimmung des Herrn gebunden. Die erwachsenen Kinder der „Unterthanen", d. h. der hörigen Bauern, mußten auf Verlangen der Herrschaft derselben fünf Jahre lang Gesindedienste leisten; dabei erhielten sie sehr schlechte Verpflegung; z. B. Fleisch nur an den hohen Festtagen, und der Knecht $6^2/_3$ Thaler, die Magd 4 Thaler jährlichen Lohn! Die Dienstboten halfen sich durch Stehlen und sonstige Unsittlichkeiten. Nun nahm sich Friedrich, dem ihm eigenen Gefühl für Gerechtigkeit gemäß, der armen gedrückten, ausgebeuteten und geprügelten Menschenklasse in zahllosen Einzelfällen an. Ungerechte Gutsbeamte und Herrschaften, wie der schlesische Graf Frankenberg, wurden von dem Monarchen mit Verweisen und Strafen bedacht. Königliche Amtsleute, welche Bauern mit Stockschlägen züchtigten, sollten, nach einem Edict vom Jahre 1749, mit sechs Jahren Festung bestraft werden. Der König wollte die Zahl der bäuerlichen Bevölkerung nicht gemindert wissen, schon damit an Rekruten und Steuerzahlern kein Abgang stattfinde; deshalb untersagte ein Gesetz vom 12. August 1749 für den ganzen Umfang des preußischen Staats das sogenannte Bauernlegen, die Einziehung bäuerlicher Höfe zu eigener Bewirthschaftung durch den Gutsherrn. Aber daß der letztere nach Belieben einen Bauern austrieb und einen andern an dessen Stelle setzte, war hiermit nicht verhindert; lediglich für die königlichen Domänen wurde es, und zwar erst im Jahre 1777, verboten. Häufig genug machte Friedrich Ansätze zu principieller Besserung der bäuerlichen Verhältnisse. So verbot er 1756, den pommerschen Bauern neue Lasten auf-

Digitized by Google

zuerlegen. So ordnete ein Cabinetsbefehl vom 11. September 1784 eine Revision der Urbarien, d. h. der Frondienstkunden in der ganzen Monarchie an. Allein jenes Verbot hatte gar keine Folgen, und die Festsetzung der Urbarien wurde ausschließlich für Schlesien in Angriff genommen. Daß diese Zustände widerrechtlich und von empörender Härte seien, das konnte einem so scharfen, klaren und unbefangenen Geiste wie dem Friedrich's nicht verborgen bleiben, und hat er sich wirklich in seinen Schriften wiederholt darüber ausgesprochen. In seinem „Versuch über die Regierungsformen" sagt er, „daß der Zustand, nach welchem der Bauer dem Acker gehöre und der Knecht seines Edelmannes sei, die Menschheit empört". Und bei einem andern Anlasse verkündet er geradezu: „Es gehet meine Intention dahin, daß die Bauern freie Leute sein sollen, und keine Sklaven." Aber schließlich überwogen immer wieder die Rücksicht auf die Interessen der adeligen Kriegerkaste und der zähe Widerstand eines bureaukratischen und zum Theil eng mit dem Adel verbundenen Beamtenthums. Für Pommern, dessen Bevölkerung er besonders liebte, verordnete Friedrich im Mai 1763, „daß alle Leibeigenschaft, ohne das geringste Raisonniren, sowol in königlichen, adeligen, als Stadteigenthums-Dörfern, von Stund an gänzlich abgeschafft werde und alle Opponenten in Entstehung der Güte mit Force dahin gebracht würden, daß diese von Sr. Königlichen Majestät festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz ins Werk gerichtet werde". Welch unaussprechlicher Segen hätte aus dieser Bestimmung für das pommersche Landvolk erfließen können! Indeß als der vorpommersche Adel remonstrirte mit dem leeren Scheingrund einer zu befürchtenden Entvölkerung des Landes, da gab Friedrich, der sonst seinen Willen so gut durchzusetzen wußte, den feierlich verkündeten Beschluß wieder auf. Alles lief auf einige Erleichterungen, auf die Umwandlung der eigentlichen Leibeigenschaft in die mildere Form der Erbunterthänigkeit hinaus. Schon Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. hatten die Aufhebung derselben vergeblich angestrebt; hätte man nicht glauben sollen, daß dem Geist und der Thatkraft eines Friedrich II. die

Digitized by Google

Erreichung dieses hohen Zieles hätte gelingen müssen, wenn er sie ernstlich gewollt hätte? Freilich verlor er die Angelegenheit nicht ganz aus den Augen. Auf den königlichen Aemtern wurde die Zahl der Arbeitstage in der Woche auf drei beschränkt, die Dienste sogar zum Theil in Geldabgaben verwandelt. Noch am 1. August 1786, zwei Wochen vor seinem Tode, fragte Friedrich bei der königsberger Provinzialbehörde, dem sogenannten ostpreußischen Ministerium, an: „ob nicht alle Bauern in den königlichen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzt werden könnten?“ — er erhielt auf diese Frage keine Antwort mehr.

Das Uebel war, daß Friedrich die Landwirthschaft keineswegs als das betrachtet hat, was sie in dem damaligen preußischen Staate ohne Zweifel war, nämlich als die bei weitem wichtigste Quelle des Nationaleinkommens. Vielmehr hat er, dem von Colbert so folgerichtig verwirklichten Mercantilsystem anhängend, die Landwirthschaft gegenüber der Industrie gründlich benachtheiligt. Es mag dies bei den Millionen, die Friedrich auf die Hebung jener verwendete, bei der unermüdeten Sorgfalt, mit der er die Verbesserung des Ackerbaues anstrebte, paradox klingen; und doch war dem so. Der Pflug und die Hacke, mit denen der Landmann seinen Acker bestellte, das Hemd, der Rock und der Hut, die er trug, der Zucker, den er für seine Speisen gebrauchte, der Tabak, den er in seine Pfeife stopfte: alles das wurde ihm wesentlich vertheuert durch die hohen Eingangszölle und die Einfuhrverbote, mit denen der große König die heimische Industrie gegen die fremde Concurrenz zu schützen suchte. Damit die Städte in Flor kämen, mußte der Bauer für jedes Paar Schuhe, überhaupt für jede Handwerkerarbeit, die er nöthig hatte, in die Stadt laufen, da im Dorfe nur drei bis vier Handwerke betrieben werden durften. Dagegen wurde ihm durch das Verbot der Getreideausfuhr der Lohn seiner Arbeit, zumal in guten Jahren, verkürzt. Nur wenn das Getreide unter einen gewissen, sehr niedrigen Preis sank, war der Export gestattet. Auf daß das Brot im Lande billig und damit der Preis der industriellen Handarbeit niedrig sei, wurde der magdeburger, der halberstädter, der pommersche

Digitized by Google

Bauer verhindert, sein überflüssiges Getreide exportiren zu lassen und hierdurch außer seinen schweren Abgaben an Staat, Gutsherrn und Kirche auch sich selbst und seiner Familie etwas Behaglichkeit zu beschaffen. Nicht minder war, um die Tuchfabrikation zu heben und zumal den kursächsischen Tuchmachern in der Lausitz Abbruch zu thun, die Ausfuhr von Wolle und Wollfellen bei Lebensstrafe verboten. Auch die Schafe vor der Schur, ja selbst rohes Leder zu verkaufen, ward untersagt. Dadurch gerieth, trotz aller Aufmunterungen, Gebote und Verbote des Königs, die Schafzucht in völligen Verfall. Flachs und Hanf, Hopfen und Lumpen auszuführen, wurde verboten, alles zu Gunsten der meist noch wenig ausgebildeten und schwächlichen Industrie. Als ob ein blühender Ackerbau, eine kräftig entwickelte Viehzucht nicht bessere und reichlichere Gegenwerthe für fremde Fabrikate geboten hätten als die doch meist geringen Erzeugnisse des preußischen Gewerbfleißes; ja als ob jene nicht selbst die gesündeste und dauerhafteste Grundlage für eine nationale Industrie ausgemacht hätten! So aber lag in den meisten Provinzen der Ackerbau in veralteter und rein extensiver Methode kläglich danieder, und die preußischen Vieharten waren fast durchgehends von elender Beschaffenheit. Wohlstand, Bewegungsfreiheit und Unternehmungsgeist gingen eben dem armen und allseitig eingeschränkten Bauernstande völlig ab. Mit seiner vielfachen Benachtheiligung der Landwirthschaft hat Friedrich derselben mehr geschadet, als durch seine wohlgemeinten Meliorationen genützt, zumal die letztern doch zum größten Theil mit dem Gelde der bis zum Erliegen besteuerten Bauern selbst bezahlt wurden und dabei meist dem Edelmann oder dem fremden Colonisten zugute kamen. Denn mit größter Consequenz zog Friedrich zumal seit dem Siebenjährigen Kriege Fremde ins Land zur Besetzung wüster oder neugeschaffener Bauerngüter, Menschen, die zum Theil aus Trägheit oder wegen Verbrechen ihre Heimat verlassen hatten, Vagabunden ohne Mittel, Kenntnisse und Fleiß, welche die ihnen überwiesenen Gelder und Vorräthe verzehrten und dann wegliefen, vielleicht um dasselbe Spiel anderswo von neuem zu beginnen. Oft wechselte ein

Digitized by Google

Coloniſtengut binnen zwanzig Jahren viermal den Beſitzer! Vergebens widerſprachen die alten Einſaſſen der Bevorzugung der neuen Ankömmlinge, vergebens ſuchten ſelbſt die Behörden dem König das Herbeiziehen der fremden, oft nichtsnutzigen Elemente auszureden. Es ſahen ſich die letztern oft geradezu der Mishandlung durch die Eingeborenen ausgeſetzt. Aber Friedrich, obwol er ſelbſt eingeſtand, daß die erſte Generation der Fremden gewöhnlich nichts tauge, ſchlug alle Oppoſition mit Drohung und Strafen nieder. Im ganzen hat er nicht weniger als 300000 fremde Coloniſten in das Land gezogen. Und doch hätte er viel beſſere Anſiedler in den jüngern Söhnen der preußiſchen Bauern und Handwerker, in den meiſt dem phyſiſchen und moraliſchen Untergang verfallenen Soldatenkindern gehabt. Es hing dies eben einerſeits mit der Scheu zuſammen, den adeligen Grundbeſitzern ihre „Unterthanen“ zu entziehen, andererſeits mit der ganzen mechaniſchen Anſchauungsweiſe Friedrich's, immer mehr baares Geld und immer mehr „Seelen“ in ſeinem Lande anzuhäufen. Rühmend muß dabei hervorgehoben werden, daß Friedrich alle Coloniſten als freie Leute anſetzte, und daß er befahl, ſie ohne jeden Unterſchied des Stammes und der Religion anzunehmen.

Mit wahrhaft ſocialiſtiſcher Fürſorge für alle miſchte ſich der Staat in die gewerblichen Verhältniſſe, um die Unterthanen wider deren Willen glücklich zu machen. Das Syſtem war ein wohlüberlegtes und, wie ganz ſelbſtverſtändlich, ein wohlgemeintes. Der König handelte auch hier nicht leichtſinnig oder tyranniſch, ſondern nach reiflich durchdachter Ueberzeugung. Als ihm Verminderung der Einfuhrverbote und die Geſtattung freierer Bewegung des Handels angerathen wurde, antwortete er: „Sie haben große Abſichten, aber Sie eilen der Zeit voraus. Iſt dieſe gekommen, werde ich ſchon thun, was Sie mir rathen; aber ich würde alles verderben, wenn ich dem rechten Zeitraum vorgreifen wollte. Sie kennen meine Staaten. Meiſt iſt der Boden ſandig, trocken und undankbar, er bringt nicht genug Korn hervor, um alle ſeine Bewohner damit zu verſorgen, und die beſſern Provinzen können gegen die ſchlechtern nicht auf-

Digitized by Google

kommen. Ich muß alle Jahre Korn in Polen aufkaufen und Magazine anlegen lassen, die ich im Nothfalle öffnen kann. Aus gleichen Ursachen ist auch die Weide nicht ganz zureichend. Das Vieh ist klein, mager und nicht zahlreich, meine Unterthanen müssen es sich zum Theil aus Polen beschaffen. Oel, Spezerei, Zucker, Kaffee und hundert andere Dinge wachsen in meinem Lande nicht; sie müssen aus der Fremde eingeführt werden und ziehen alle Jahre ansehnliches Geld aus dem Lande. Wollte ich nun meinen Unterthanen gestatten, fremde Fabrikwaaren, die freilich sehr nach ihrem Geschmack sein würden, einzuführen: was würde binnen kurzem aus ihnen werden, da der Luxus in allen Ländern die Oberhand gewonnen hat? Sie würden bald alles baare Geld ausgegeben haben, das sie für Wolle, Leinwand und Holz, unsere einzigen Ausfuhrartikel, eingenommen haben. Ich sperre deshalb ab, soviel ich kann, weil dies das einzige Mittel ist, daß meine Unterthanen sich dasjenige selbst machen, was sie von anderswoher nicht beziehen dürfen. Ich gebe zu, im Anfang machen sie es schlecht; aber durch Zeit und Gewohnheit, zumal wenn das Interesse dazukommt, es besser zu machen, wird alles vollkommener werden. Ich ertheile Monopolien, weil mehrere Personen sich nicht mit einem Gegenstande hinreichend beschäftigen können und weil man die Kosten des Etablissements vergüten und das Etablissement selbst unterstützen und blühend machen muß, um mehrern Lust zu machen, die Früchte desselben zu theilen; sonst würde man nichts unternehmen oder sich unfehlbar ruiniren. Ich habe einen schlechten Boden; also muß ich den Bäumen, die ich pflanze, Zeit lassen, um Wurzel zu schlagen und stark zu werden, ehe ich Früchte von ihnen verlangen kann. Lassen Sie das Volk über meine Einfuhrverbote schreien und sorgen Sie nur, daß kein Schmuggel getrieben wird. Mein Volk muß arbeiten und würde faul werden, wenn die Industrie keinen sichern Absatz hätte. Ueberdies muß man das Geld nicht aus dem Lande lassen, wenn man wenig Mittel hat, es wieder herbeizuschaffen."

Von solchen Grundsätzen ging nun Friedrich aus und verbot die Einfuhr aller Baumwoll-, Seiden-, Leinen- und

Digitized by Google

wollenen Waaren, von Eisen-, Messing-, Kupfer-, Blech- und falschen Gold- und Silberarbeiten, Hausgeräthen und zahllosen andern Dingen; dagegen war, abgesehen von Getreide und Fellen, die Ausfuhr von Garn, Edelmetall, Münzen, Tabak, Horn u. s. w. untersagt. Wenn er die Provinzen durchreiste, merkte er sich an, wo Industrien neu einzurichten seien, und in welcher Weise. Wie viele Handwerker an jedem Orte vorhanden sein müßten, wurde von der Regierung bestimmt, welche die nach ihrer Meinung überflüssigen ganz einfach nach andern, mangelhaft besetzten Plätzen verpflanzte. Es gab keinen Betriebszweig, in welchen nicht der Staat verbietend, unterstützend, verbessernd eingegriffen hätte. Die Selbstthätigkeit mußte auf das äußerste gehemmt, der Unternehmungsgeist unterdrückt werden, wenn es von der persönlichen Verfügung des Königs abhing, ob ein Fabrikant sein Etablissement von einer Stadt in die andere verlegen, ob ein neues Materialwaarengeschäft eingerichtet oder die Zahl der Handwerker in einem Orte vermehrt werden durfte. Ueberall wollte der König durch den Staat, d. h. im Grunde durch seine persönliche Thätigkeit wirken. Da unterhielt Friedrich eine großartige Tuchmanufactur in dem von seinem Vater gegründeten Lagerhause, eine Porzellanmanufactur. Da wurden mit königlicher Unterstützung und unter königlicher Aufsicht Pfeifen- und Dosen-, Lack- und Bleistift-, Papier- und Uhrenfabriken angelegt. Da wurden durch Prämien dem rauhen Klima Seidenzucht und Tabakscultur aufgenöthigt. Ein Fachmann wurde nach England geschickt, um hier Maschinen und neue Werkzeuge zu studiren. Verschiedene Gelehrte mußten sich mit der Untersuchung technisch vortheilhafter Fabrikationsweisen beschäftigen.

Unsägliche Mühe ließ der König es sich kosten, sein Land in Blüte zu bringen; und doch, was waren die Ergebnisse aller dieser Bemühungen?

Die Lage der großen Mehrzahl der preußischen Unterthanen, der Bauern, blieb eine sehr traurige. Ein hoher preußischer Beamter, der Geheime Oberfinanzrath und erste Präsident der Rechenkammer, Roden, gewiß ein unverdächtiger Zeuge, schildert

Digitized by Google

sie 1775 so in seinen Vorträgen an den Prinzen von Preußen, mit denen Friedrich selbst ihn beauftragt hatte. Der Bauer in der Kurmark kann nur mit äußerstem Fleiß kümmerlich bestehen; tritt aber ein Unglücksfall irgendeiner Art ein, wie Miswachs, Hagelschaden oder dergleichen, geht er zu Grunde. In Minden und Ravensberg gibt es viele Bauernhöfe, auf denen mehr Abgaben ruhen, als jene auch in den besten Jahren aufbringen, sodaß nur die Garnspinnerei den Landleuten einen geringen Ueberschuß abwirft. In Kleve stehen viele Höfe leer, weil die Besitzer wegen der übermäßigen Steuern davongehen. Und ähnlich in den übrigen Provinzen!

Aber selbst die auf Kosten des Ackerbaues gehegte Industrie war keineswegs in glänzender Lage. Man rechnete zwar einen jährlichen Ueberschuß des Exports über die Einfuhr heraus; allein diese Zahlen sind sehr unzuverlässig, und dann vergaß man, die sehr bedeutenden Mengen fremder Waaren zu erwähnen, welche der an den ungeheuer ausgedehnten Grenzen lustig blühende allgemeine Schmuggel in das Land brachte. Das meiste, was von Staats wegen gegründet war, ging nach kurzer Zeit wieder unter. Denn zum Theil fehlten die nothwendigen Kenntnisse oder die natürlichen Vorbedingungen; überall aber verließ man sich auf die Unterstützung von oben und den Ausschluß der Concurrenz und verkam deshalb in Trägheit, Ungeschicklichkeit und Selbstsucht, während tüchtige und unternehmende Leute, die auf die eigene Kraft sich verlassen mußten, von vornherein abgeschreckt wurden und auch nicht mit den vom Staate Unterstützten zu concurriren vermochten. Die Splittgerber'sche Zuckerfabrik, die in den meisten Provinzen ein ausschließendes Monopol besaß, blieb freilich bestehen, aber nur indem sie den Unterthanen enorme Kosten auferlegte. Dagegen verschwanden die mehrfachen, von Friedrich angelegten und mit Monopol ausgerüsteten Handelsgesellschaften alle wieder nach kurzem Bestande, mit Ausnahme der Bank und Seehandlung, die beide in Staatsinstitute verwandelt wurden.

Den innern Handel hemmten die Barrièren, die sich zwischen den rheinisch-westfälischen Provinzen auf der einen, den alt-

Digitized by Google

ländischen auf der andern Seite, sowie zwischen diesen und Schlesien erhoben. Die krefelder Sammte z. B. durften wol im Auslande, nicht aber in Preußen rechts der Weser abgesetzt werden. So war der Staat in drei einander feindlich gegenüberstehende Productionsgebiete geschieden. Und der ganzen künstlichen und doch kränkelnden, kapitalarmen Industrie zu Liebe wurde der internationale, der Transithandel, zu dem Preußen durch seine weiten Grenzen, durch seine Lage an zwei Meeren und durch seine zahlreichen großen Ströme berufen war, infolge der enormen Eingangs-, Ausgangs- und Durchgangsabgaben, Verbote und Zollplackereien gänzlich vernichtet. Die Waarenzüge machten weite und kostspielige Umwege, um das preußische Gebiet zu vermeiden; die Flüsse verödeten. Das unbedingt protectionistische System trug für Handel und Industrie ebenso wenig wie für die Landwirthschaft heilsame Früchte.

Man hat neuerdings vielfach eingewendet, wie Friedrich es selbst that, daß die junge Industrie seines Landes dieses Schutzes unbedingt bedurft hätte. Nun soll auch nicht verneint werden, daß mäßige Zölle dem preußischen Gewerbfleiß damals, gegenüber den entwickeltern Culturstaaten, wol hätten zu Hülfe kommen müssen. Aber sie hätten auch vollkommen genügt, eine wirklich lebenskräftige Industrie, zumal in den mit der Landwirthschaft verbundenen Gewerben, großzuziehen; denn wenn in Preußen die Kapitalmacht, die Erfahrung und die Geschicklichkeit geringer waren als in England, Frankreich oder selbst Sachsen, so waren doch andererseits die Rohstoffe und vor allem der Arbeitslohn sehr viel billiger als in jenen Ländern, und mußte dieser Umstand die Gleichheit nahezu herstellen. Das wahrhaft prohibitionistische System Friedrich's aber diente nur dazu, künstliche Anlagen herbeizuführen, die, mit dem Charakter des Landes und des Volkes nicht in Uebereinstimmung, schließlich doch einem unvermeidlichen Ende entgegensiechten, abgesehen davon, daß es die Landwirthschaft schwer beeinträchtigte und den Handel fast vernichtete.

Wenn dennoch der preußische Staat, freilich sehr langsam,

Digitized by Google

an Bevölkerung und Wohlstand zunahm, so lag das an dem Umstande, daß Friedrich's System ein festes und unveränderliches war und sich so die Menschen allmählich danach einrichteten; ferner an den natürlichen Vorzügen mancher Provinzen, an dem langen Frieden seit 1763 und endlich den großartigen öffentlichen Unterstützungen, die der König seinem knappen Budget durch eine peinliche Sparsamkeit abzunöthigen wußte. Nicht leicht war ihm hier eine Summe zu hoch, wenn es Urbarmachungen, Entwässerungen, Meliorationen der verschiedensten Art, Veranstaltungen zur Hebung des Landbaues galt. Hier, in der bewundernswerthen Freigebigkeit für das allgemeine Beste, liegt die eindringlichste Erklärung und Entschuldigung für die geizige Härte, die er oft den Einzelnen zeigte.

Da wurden die Netze-Ufer durch Abzugsgräben urbar und für nahe an 4000 neue Familien baufähig gemacht; da der Oderbruch ausgetrocknet, sodaß selbst der König in Freuden ausrief: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, worauf ich keine Soldaten zu halten nöthig habe!" An der Dosse und am Rhyn wurde durch Entwässerungsarbeiten Land für 330 Bauernfamilien gewonnen. Großartiger noch war die Trockenlegung des Drömlingbruches im Magdeburgischen, die 176852 Morgen anbaufähigen Landes ergab, und des Warthebruches, wo eine fast 123000 Morgen umfassende Culturfläche dem Sumpfe abgerungen ward. In Preußen und Litauen wurden 13000 neue Hauswirthe, in Niederschlesien 4000 angesetzt; Oberschlesien erhielt 213 neue Dörfer mit 23000 Einwohnern, und zwar, in durchaus richtiger Weise, nach der Bestimmung des Königs, nur deutschen, welche der zurückgebliebenen polnischen Bevölkerung zum Muster dienen und sie zugleich an das deutsche Staatswesen fesseln sollten. Zu dieser Art Geschäften fand Friedrich eine vorzügliche Kraft in Franz Balthasar von Brenkenhoff, dem Sohne eines pfälzischen Reiteroffiziers; er selbst war im dessauer Civildienst emporgestiegen; im Siebenjährigen Kriege hatte er für die Verpflegung der preußischen Heere so Vorzügliches geleistet, daß der König ihn als Wirklichen Geheimrath in seine Verwaltung zog. Scharfblick, Thatkraft, Begeisterungs-

Digitized by Google

fähigkeit und Opferfreude zeichneten ihn gleichsehr aus. Brenkenhoff ist es gewesen, der, mit Hingabe seines eigenen Vermögens, die Brandstätten, in welche die Russen Hinterpommern und die Neumark verwandelt hatten, wieder zu cultivirten und blühenden Gegenden machte, der erschöpften, verarmten und verringerten Bevölkerung aufhalf, die Ortschaften neu erbaute, die königlichen Einkünfte herstellte und zumal massenhafte Wollspinnereien gründete. Wir werden Brenkenhoff später bei der Einrichtung Westpreußens wiederfinden.

Im Jahre 1774 ließ Friedrich einen allgemeinen Meliorationsplan für seinen ganzen Staat ausarbeiten und allmählich ausführen. Im ganzen hat er in den dreiundzwanzig Jahren vom Hubertsburger Frieden bis zu seinem Tode nicht weniger als vierzig Millionen Thaler auf die Verbesserung des Landes verwendet: eine ungemein beträchtliche Summe für die geringfügigen Einkünfte Preußens, zumal bei den Anforderungen, welche an sie das Heer und der Kriegsschatz stellten.

Aber der König begnügte sich nicht damit, augenblicklichen Nothständen abzuhelfen; er gründete auch Einrichtungen, die dazu bestimmt waren, dauernd zunächst den Großgrundbesitz, die adeligen Güter, ihren Eigenthümern zu erhalten. Der Adel, besonders in Schlesien, war durch den Krieg tief verschuldet, die Subhastationen mehrten sich, und man konnte für die ausgebotenen Güter nur geringe Preise erhalten. Da ließ Friedrich einen von dem Kaufmann Büring entworfenen Plan zu einer „Leihbank auf liegende Gründe" durch den Justizminister von Carmer und den Professor, nachmaligen Minister, Struensee mit besonderer Rücksicht auf die schlesischen Verhältnisse umarbeiten. So trat, 1769, eine Schlesische Landschafts-Creditbank ins Leben, welche durch Pfandbriefe Gelder aufnahm, um dieselben auf die adeligen Güter, bis zur Hälfte von deren Werth, wieder auszuthun. Der Umstand, daß die gesammte schlesische Ritterschaft, die sich zu diesem Creditvereine verband, für die Pfandbriefe haftete und daß dieselben den Vorzug vor allen sonstigen Gläubigern hatten, hob den Credit des schlesischen Adels derart, daß er die Pfandbriefe zu ver-

Digitized by Google

hältnißmäßig niedrigen Zinsen begeben konnte und ihr Curs dennoch bald über den Nennwerth stieg. Die Erhaltung des adeligen Grundbesitzes und ein weit höherer Werth der Güter waren die Folgen dieser segensreichen Maßregel. Bald folgte die Ritterschaft der übrigen Provinzen östlich der Weser dem Beispiele Schlesiens, und das landschaftliche Creditsystem umfaßte beinahe den ganzen Staat. Freilich sind später gerade diese adeligen Creditvereine die Herde der feudalen Reaction gegen die Justizorganisation Carmer's und besonders die Reformen Stein's und Hardenberg's geworden.

Wie dem Adel, kam der König auch dem Kaufmannsstande mit bewundernswerther Einsicht und sachlichem Verständniß durch eine ähnliche Maßregel zu Hülfe. Der Niedergang des preußischen Handels infolge des Siebenjährigen Kriegs und die durch die Münzveränderungen herbeigeführte Verwirrung hatten den preußischen Wechselcurs sehr ungünstig gestaltet und zugleich eine große Erschütterung des Credits herbeigeführt, sodaß die Geschäftsleute meist nur zu wucherischen Zinsen Geld erhalten konnten. Diese Uebelstände zu beseitigen, plante der König die Errichtung einer großen Preußischen Bank auf Actien. Indeß fand er bei den verarmten und beschränkten preußischen Kaufleuten wenig Anklang; sie scheuten sich, ihre Gelder in einer solchen Unternehmung zu riskiren. Da sprang der König selbst ein; zu einer so großartigen und nützlichen Einrichtung hatte er wiederum Geld genug übrig. Im Jahre 1765 gründete er die Preußische Bank mit einem Kapital von 8 Millionen Thalern, das der Staat hergab; und zwar sollte sie nicht sowol dem letztern, als vielmehr ganz besonders dem Publikum dienen. Deshalb wurde sie auch von allen Staatsbehörden unabhängig und nur unter directe königliche Oberaufsicht gestellt. Dieses Institut wirkte bald auf das segensreichste, zumal nachdem in den wichtigsten Provinzialstädten Zweigbanken errichtet worden waren. Erfahrungen, wie Friedrich sie in dieser Sache gemacht, mußten ihn freilich in seinen Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit der Staatsallmacht und allseitigen staatlichen Einmischung bestärken. Verkehrt aber wäre es, daraus für die grund-

Digitized by Google

verschiedenen Verhältnisse der Gegenwart, wo der Kaufmannsstand seine eigenen Angelegenheiten mindestens so gut versteht wie die Beamten, Schlußfolgerungen ziehen zu wollen.

Daneben bildete der König noch 1772 eine Seehandlungsgesellschaft, die besonders dazu bestimmt war, die östlichen Provinzen mit Salz zu versorgen und dafür das dort gewonnene Wachs auszuführen; später ist sie überhaupt in eine Art besondern Bankhauses für die Bedürfnisse des Staats umgewandelt worden. Auch zum Besten der Bauern war der König ökonomisch thätig. Er begann das segensreiche Werk der Gemeinheitstheilungen nach englischem und schweizerischem Vorbilde und führte dasselbe, in stetem Kampfe mit der Lässigkeit der Beamten und dem beschränkten Conservatismus der Bauern, mit unermüdlicher Zähigkeit, unter nicht unbedeutenden Kosten, ein gutes Stück weiter. Er verbreitete durch stete strenge Befehle den Anbau der Lupinen und zumal der Kartoffeln, in denen er mit Recht ein für die Aermern höchst wichtiges Nahrungsmittel erkannte. Hiermit nahm es dann auch in Preußen einen guten Fortgang.

Trotz der äußersten Anspannung der Steuerkräfte und aller sonstigen Zweige des öffentlichen Einkommens warf dasselbe in den Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege doch nur einen Nettoertrag von etwa zwölf Millionen Thalern jährlich ab. Diese Summe erschien Friedrich allzu gering für die schwere militärische Rüstung, die nun einmal seinem Staate unentbehrlich war, und für die mannichfachen Zwecke der Verwaltung und Landescultur. Er glaubte, daß das mangelhafte Ergebniß vor allem der Ungeschicklichkeit der preußischen Behörden in der Anlage, Verwaltung und Ausnutzung der indirecten Steuern zuzuschreiben sei, und beschloß, in diesen letztern eine tief einschneidende Umgestaltung durchzuführen. Gegen den Widerstand des Generaldirectoriums vertraute er im Jahre 1766 deren Verwaltung französischen Beamten, der sogenannten Regie an. In der Sache selbst waren Friedrich's Absichten durchaus richtige und lobenswerthe: er wollte die Abgaben auf die den Armen unentbehrlichen Lebensbedürfnisse aufheben

Digitized by Google

und dafür solche auf den Consum der höhern Klassen verlegen. Deshalb wurden die Auflagen auf Getreide abgeschafft; der König versah es nur, indem er nicht allein Tabak, Kaffee und Wein, sondern auch Fleisch — mit Ausnahme des Schweinefleisches, das er irrthümlich für die einzige animalische Nahrung der untern Klassen hielt — Bier, Branntwein, mit immer steigenden Steuern belastete. Tabak und Kaffee gar wurden für Staatsmonopole erklärt. Das Salz, gleichfalls Monopol, gewiß ein jedem unentbehrlicher Artikel, wurde zu fast vierfachem Preise der Productionskosten verkauft, und zwar mußte, zur Verhütung des Schmuggels, jeder Unterthan eine bestimmte Menge Salz abnehmen, worüber besondere Inspectoren wachten, ganz wie in Frankreich. Nicht minder verhaßt war die Kaffeeregie. Gegen die allgemeine Verbreitung dieses Getränkes, das er doch für seine Person sehr liebte, hegte Friedrich eine große Abneigung, weil er es für entnervend hielt und fürchtete, daß durch dasselbe viel Geld aus dem Lande gehen werde. „Höchstdero einzige Absicht ist", hieß es in einer Cabinetsordre vom 12. Januar 1781, „daß nicht alle Maurer, Mägde und dergleichen von ihrer Hände Arbeit sich nährende Personen Kaffee trinken sollen." Und die hinterpommerschen Stände erhielten auf ihre Vorstellung den Bescheid: „Seine Königliche Majestät sind Höchstselbst in der Jugend mit Biersuppe erzogen, mithin können die Leute dorten ebenso gut mit Biersuppe erzogen werden. Das ist viel gesunder als der Kaffee." Derselbe wurde also mit einer bis zu 250 Procent seines Werthes sich erhebenden Abgabe belegt; gleichfalls um den Schmuggel zu verhüten, durfte der Kaffee nur von den königlichen Verkaufsstellen gebrannt werden. Sogenannte Kaffeeriecher gingen überall umher, um etwa gesetzwidriges Brennen von Kaffee am Geruche zu entdecken. Indeß da in Wahrheit Kaffee sowol wie Tabak gerade für die ärmern Stände unentbehrliche Genußmittel geworden, waren des Königs beschränkende Maßregeln sehr drückend und für die Staatskasse zum großen Theile nutzlos. Es wuchs durch dieselben nur der Schmuggel, der überhaupt bei den hohen Abgabesätzen der Regie und der Ausdehnung der

Digitized by Google

Grenzen — vor der Einverleibung von Westpreußen war kein kurmärkischer, pommerscher, magdeburgischer Ort mehr als vier Meilen von der nächsten Grenze entfernt — furchtbar überhandnahm, in einer Weise, die mehr noch für die Moral als für das Staatseinkommen die traurigsten Folgen hatte. Vom Kaffee z. B. wurden mehr als zwei Drittel des zum Consum erforderlichen Quantums eingeschmuggelt. Die Gefängnisse und Zuchthäuser füllten sich mit den ertappten Paschern; das Rechtsgefühl und die Achtung vor dem Gesetz litten in der ganzen, besonders aber in der Grenzbevölkerung in unsagbarer Ausdehnung. Es fanden förmliche Schlachten statt zwischen den Schmugglern und den Zollbeamten. Mordthaten gegen die letztern kamen nur allzu häufig vor. Die Höhe des Gewinnes reizte immer wieder, Betrug und Unterschleif, trotz aller Gefahr, dem redlichen Verdienste vorzuziehen. Unbotmäßigkeit gegen das Gesetz erschien als etwas moralisch Zulässiges und dem einzelnen Nützliches. Ja, die heimische Industrie litt gerade durch die strengen Sperrmaßregeln, da jeder das verbotene Fremde für besser hielt als das durch verhaßte Gesetze geschützte Einheimische; denn weshalb hätte man sonst jenes verboten?

Und dabei war der Reinertrag der Regie verhältnißmäßig ein geringer: außer der gewaltigen Ausdehnung des Schmuggels trugen hierzu die übermäßige Menge der Beamten, zum größten Theile französische Abenteurer, die dem preußischen Volke auf das tiefste verhaßt waren, und die Höhe der Gehalte der Oberbeamten sowie der Gratificationen bei. Jeder der vier Generalregisseure zog an festem Gehalt allein jährlich 15000 Thaler, während das Diensteinkommen eines Staatsministers nur 4000 Thaler betrug. Die gesammte durch die Regie bewirkte reine Mehreinnahme machte, wenn man die neueingeführten Steuern und die Einkünfte des inzwischen annectirten Westpreußen abzieht, in 21 Jahren nur 16 Millionen aus, also 762000 Thaler aufs Jahr. Ein so geringer Gewinn war offenbar durch die endlosen Bedrückungen und Prellereien, welche die Fremdlinge über das Volk gebracht, viel zu theuer erkauft.

Digitized by Google

Sicherlich würde in den 21 Friedensjahren, welche die Zahl und den Wohlstand der Bevölkerung anwachsen ließen, eine Verwaltung durch die altbewährten preußischen Beamten und nach den altbewährten preußischen Grundsätzen günstigere Ergebnisse erzielt haben.

Friedrich selbst war mit ihnen keineswegs zufrieden. Er sprach zu wiederholten malen sein Misfallen über die enormen Gratificationen aus, welche die französischen Beamten in die Tasche steckten. „Diese Verwaltung", schreibt er an den Generaladministrator de Launay, „ist auf französische Weise eingerichtet. Da gibt der König viel Geld für die Spitäler, die Unternehmer stecken es in die Tasche und lassen die Kranken sterben. Das mag dort so hingehen; aber bei mir will ich Ordnung, Pünktlichkeit und dabei die besonnenste Sparsamkeit." Er beförderte bald, selbst bei der Regie, nur noch Inländer. „Ich will keine Franzosen mehr", bemerkte er schon 1776, „sie seind gar zu liederlich und machen lauter liederliche Sachen." 1784 nannte er sie sogar „lauter Schurken-Zeug". Und doch ließ er sie gewähren!

Diese Regie mit ihrem entwickelten Spür- und Denunciantenwesen, mit ihren traurigen moralischen Folgen, mit ihren von dem Könige selbst verurtheilten fremdsprachlichen Beamten, hat dem großen Friedrich die Zuneigung seines Volkes geraubt. Der Haß gegen die Regiebeamten war so groß, daß dieselben sogar von den Bauern, die ihnen bei Dienstreisen Vorspann leisten mußten, mit allen erdenklichen Beschimpfungen überhäuft wurden; in den kleinen Städten gewährte kein Gasthof ihnen Aufnahme. Selbst der treffliche und in Preußen wohlbekannte Marquis d'Argens hatte unter dieser grimmigen Abneigung gegen die Franzosen zu leiden. In Berlin kam es gegen sie zu Unruhen und Tumulten. Als der orthodoxen Landbevölkerung ein neues freisinniges Gesangbuch aufgenöthigt werden sollte, meinte sie, dasselbe rühre sicher von den Franzosen der Regie her. Ein Theil dieses Widerwillens und der Unzufriedenheit wurde selbstverständlich auf den König übertragen, der jene Fremdlinge herbeigerufen hatte und schützte, für den sie arbeiteten.

Digitized by Google

Wenn wir schließlich ein Facit aus Friedrich's Bemühungen um die Industrie ziehen, so ist allerdings ein Aufschwung derselben in einzelnen Zweigen, zumal in der Leinwand-, Woll- und Seidenmanufactur und in den Erzeugnissen des Berg- und Hüttenwesens zu constatiren: indeß war derselbe weit davon entfernt, den Erwartungen des Königs zu genügen. Die gesammte Production des Gewerbfleißes wird amtlich am Ende seiner Regierung auf etwa 30 Millionen Thaler jährlich geschätzt, von denen die kleinere Hälfte, 14 Millionen, ausgeführt, die etwas größere im Lande verbraucht wurde; 160000 Arbeiter waren in demselben beschäftigt. Die Gesammtbevölkerung des preußischen Staats betrug im Todesjahre Friedrich's rund $5^1/_2$ Millionen; im Jahre 1744 hatte sie $4^1/_3$ Millionen umfaßt. Um eine Vergleichung herzustellen, muß man aber das inzwischen neu hinzugekommene Westpreußen mit einer halben Million Seelen von der ersten Summe abziehen. Die Einwohner der preußischen Provinzen, ohne Westpreußen, hatten sich also in 42 Jahren von $4^1/_3$ auf 5 Millionen, folglich um etwa 750000 vermehrt. Das macht jedes Jahr 18000, oder vier auf das Tausend, während in dem heutigen Deutschland, trotz stellenweiser Uebervölkerung und trotz der bedeutenden Auswanderung, die Zunahme verhältnißmäßig mehr als das Doppelte beträgt. Von einem starken Anwachsen der Bevölkerung des preußischen Staats kann also während der Regierung Friedrich's nicht die Rede sein; und das ist um so auffallender, als die damals so dünn bewohnten Länder ein solches leicht zugelassen hätten. Man erinnere sich nur, wie in einem entsprechenden Zeitraume, nach den Befreiungskriegen, von 1815 bis gegen 1860, die durch die furchtbarsten Kämpfe verarmte und ökonomisch erschöpfte Bevölkerung des preußischen Staats sich, unter der Herrschaft einer vernünftigen Gewerbe- und Handelsfreiheit, von 10 auf 18 Millionen, das heißt um 80 Procent vermehrt hat, während unter Friedrich die Zunahme nur $17^1/_3$ Procent betrug. Ich glaube, diese Nebeneinanderstellung ist beredt genug, um diejenigen zu widerlegen, die heute noch das ökonomische

Digitized by Google

System Friedrich's als ein angemessenes und heilsames, selbst nur für seine Zeit, anpreisen.

Um so glänzender und reiner strahlt des großen Königs Ruhm in der Weise, wie er eine neuerworbene, und noch dazu meist von einer fremden Nationalität bewohnte Provinz aus tiefster Uncultur zu erheben und dabei dem Staatsganzen möglichst zu amalgamiren bestrebt war.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die äußere Politik Friedrich's seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges zu verfolgen. Sie war im ganzen eine eminent friedliche, auf die Erhaltung des Bestehenden gerichtete, soweit es die Wahrung von Preußens Würde und Interesse irgend zuließ. Das kleine und arme Land vor den Gefahren und Opfern eines großen europäischen Kriegs zu schützen, war des Monarchen stetes Bemühen. Nur eine, aber freilich sehr wichtige Erwerbung hat Friedrich noch gemacht. Sie entsprach einem alten Wunsche oder vielmehr der Nothwendigkeit. Schon in dem Aufsatze von 1731 hatte er eine Verbindung des Haupttheils seiner Länder mit dem östlichsten abgesonderten Gliede, dem eigentlichen Preußen, gefordert. Im Politischen Testament von 1752 hatte er die Herstellung des Zusammenhangs von Pommern und Preußen, durch Erwerbung des dazwischenliegenden polnischen Gebiets, als unerläßlich für die Sicherheit des Staates bezeichnet. Zwanzig Jahre später, 1772, glückte ihm die Verwirklichung: Westpreußen und der Netzedistrict, mehr als sechshundert Quadratmeilen mit etwa einer halben Million Seelen, waren gewonnen.

Aber in welchem Zustande befanden sich Land und Volk, „Das Land ist wüst und leer", klagt eine preußische Behörde „die Viehrassen sind schlecht und entartet, das Ackergeräth höchst unvollkommen, die Aecker ausgesogen, voll Unkraut und Steine, die Wiesen versumpft, die Wälder, nur um das Holz zu verkaufen, unordentlich ausgehauen und gelichtet. Die festen Schlösser liegen in Schutt und Trümmern, ebenso die meisten kleinen Städte und Dörfer. Die Mehrzahl der vorhandenen

Digitized by Google

Wohnungen scheint kaum geeignet, menschlichen Wesen zum Aufenthalt zu dienen; die roheste Kunst, der ungebildetste Geschmack, die ärmlichsten Mittel haben aus Lehm und Stroh elende Hütten zusammengestellt. Durch unaufhörliche Kriege und Fehden, durch Feuersbrünste und Seuchen, durch die mangelhafteste Verwaltung ist das Land entvölkert und entsittlicht. Die Justizpflege liegt ebenso im Argen wie die Verwaltung. Der Bauernstand ist ganz verkommen. Ein Bürgerstand existirt gar nicht. Wald und Sumpf nehmen die Stätten ein, wo vordem eine zahlreiche Bevölkerung Platz gefunden hatte."

Mit jenem reiflichen Nachdenken und jenem durchdringenden Blicke, die Friedrich bei aller seiner Thätigkeit auszeichneten, hatte er sich sofort ein umfassendes Programm gebildet, wie dieses materiell und sittlich verkommene Land zu behandeln sei: Einführung der strengen und bewährten preußischen Einrichtungen, ohne Schonung unberechtigter Eigenthümlichkeiten; Vernichtung der Macht des Adels und der Geistlichkeit; Hebung des Bürger- und Bauernstandes, zumal durch Mischung mit deutschen Elementen. Friedrich wollte auch die neue Provinz dem Staatsganzen nutzbar machen, aber er sah ein, daß man zu diesem Behufe ihr zunächst pecuniär zu Hülfe kommen müsse. Dieser geizige Staatswirth, der sich und andern oft den gerecht zukommenden Thaler verweigerte, zögerte nicht, Jahr für Jahr mit ebenso großartiger wie weiser Freigebigkeit Millionen auf Westpreußen zu verwenden.

Den besten und einsichtigsten Beamten, die man finden konnte, wurde die Einrichtung und Verwaltung des Landes übergeben. Die geistlichen und Domanialgüter wurden sofort eingezogen, um die gutsherrliche Gewalt des Klerus und der vornehmen polnischen Herren zu brechen; die Geistlichen wurden durch eine jährliche Rente von 50 Procent des Reinertrags ihrer bisherigen Güter entschädigt. „Unsere Bischöfe behalten 24000 und die Aebte 7000 Thaler", schrieb Friedrich scherzend an Voltaire; „so viel haben die Apostel nicht gehabt." Die Provinz wurde zur bessern Fürsorge in kleine Kreise getheilt, jeder mit einem Landrathe an der Spitze, der für das Wohl

Digitized by Google

desselben zu arbeiten hatte, und mit Post, Gericht und Sanitätspolizei versehen. Die unparteiische preußische Justiz mit ihrem gleichen Rechte für alle, ohne Berücksichtigung der Standesverschiedenheit, trat sofort in Wirksamkeit. „Die Unterthanen werden vor freie Leute deklarirt und die Leibeigenschaft aufgehoben, auch dergestalt gesetzet, daß kein Bauer die Woche hindurch mehr als drei Tage Hofdienst thut", hatte Friedrich schon am 2. März 1772 anbefohlen. Wenn irgendwo, so war hier die Ansiedelung auswärtiger, d. h. deutscher Colonisten angezeigt, zum Besten der Polen selbst. „Das beste Mittel", heißt es in einer Cabinetsordre vom 1. April 1772, „um diesen sklavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutschen zu meliren, und wenn es auch nur anfänglich mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann." Dieselben „sollen alle als freie Leute, nämlich daß sie keine Sklaven sind, angesetzt werden. Und wenn sie Dienste thun müssen, so muß das nicht mehr als zweimal in der Woche geschehen." Aber nicht nur deutsche Landleute wurden mit großen Kosten herbeigeschafft, sondern auch geschickte Handwerker für die Städte, zur Hebung des Gewerbfleißes, des Bürgerthums. „Schneider und Schuster", schreibt Friedrich selbst, „sind Virtuosen, die in diesem Lande eifrig gesucht werden." Da Friedrich den Städten überdies ansehnliche „Retablissementsgelder" gewährte, so erhoben sie sich allmählich aus Trümmern und Schmuz und nahmen ein reinliches und blühendes Aussehen an. Etwa 1000 städtische und 1300 ländliche Colonistenfamilien setzte Friedrich in Westpreußen an, kein Pole durfte darunter sein, nur Deutsche. Und endlich stellte man zahlreiche polnische und deutsche Schulmeister an, „um den gemeinen Mann desto eher von der polnischen Sklaverei zurückzubringen und zur preußischen Landesart anzuführen". Dieser letztere Gesichtspunkt kehrt immer wieder in den Verfügungen des großen Königs. Golden sind die Vorschriften in der Cabinetsordre vom 7. Juni 1772: „Bei Administration derer Aemter muß die Kammer sehr aufmerksam sein, und dahin ernstlich sehen, daß die Administratores mit denen Unterthanen nicht auf dem

Digitized by Google

harten polnischen Fuß umgehen, weil Se. Königliche Majestät alle Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschaffet und die Unterthanen als freie Leute angesehen und behandelt wissen wollen. Unter denen katholischen und evangelischen Unterthanen muß nicht der allermindeste Unterschied gemachet werden; sondern selbige müssen bei der Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichem unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden!" Emancipation der Bauern und völlige Gewissensfreiheit, das waren die ersten Ergebnisse der Fridericianischen Herrschaft in Westpreußen.

Mit aufopferndem Fleiße war der König für die Hebung des unglücklichen Landes, „seines Canada", wie er scherzhaft sagte, thätig. Da wurden auf königliche Kosten Häuser errichtet, Fabriken gegründet, Wüsteneien angebaut. Da wurde mit fieberhafter Eile der Bromberger Kanal angelegt, der Weichsel und Oder miteinander verband, dadurch den Handel belebte, den Producten leichtern Absatz und höhern Preis sicherte, das neue Land an die alten Provinzen fesselte und die deutsche Einwanderung erleichterte. Andere Wasserbauten, wie die Senkung des Goplo-Sees, und zumal die Schiffbarmachung mehrerer Flüsse wurden gleichfalls vollendet. Man richtete Musterwirthschaften ein; Wälder und Torfmoore unterlagen rationeller Ausnutzung. Sieben und dreiviertel Millionen hat der König für alle diese Unternehmungen der Provinz zugewiesen. Dabei verzichtete er für zwölf Jahre auf die Einrichtung der Regie in derselben. Aerzte, Feldscherer und Apotheker wurden über das ganze Land vertheilt.

Aber auch moralische Mittel wandte dieser als materialistisch verschriene Herrscher zur Besserung der westpreußischen Zustände an. Der Geistlichkeit wurde aufgetragen, weniger auf den Ceremonienkram und mehr auf die sittliche Besserung der Bevölkerung hinzuarbeiten. Vor allem sollte für die Bildung der gesammten Einwohnerschaft gesorgt werden. „Ihr müßt darauf sehen", verfügte er an die westpreußischen Behörden, „daß die Söhne von denen Bauern ein bischen besser instruirt werden; denn wo das nicht auf eine vernünftige Art geschiehet, so bleiben solche zu roh und werden halbwilde Menschen daraus.

Digitized by Google

Dieses nun ist es, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu wenden und darauf sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie darin auch gehörig und ordentlich unterrichtet werden." Das Schlemmen am Sonntag, wo, zum Besten der herrschaftlichen Brennereien und Kneipen, sich die gesammte Bauernschaft bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken pflegte, wurde durch strenge Verordnungen eingeschränkt. Ueberhaupt sollte die alte Zuchtlosigkeit und Liederlichkeit, die nur den herrschenden Klassen zugute kam, aufhören: „Man muß mit den Polen keine Complimente machen, denn dadurch werden sie nur noch mehr verdorben, sondern scharf darauf halten, daß sie denen Ordres gehörig nachleben, ihre Prästanda zur gesetzlichen Zeit richtig und prompt abführen, und ihnen nicht die geringste Nachsicht gestatten." Damit das Land um so eher in den Besitz Deutscher käme, ließ er hier, seinen sonstigen Grundsätzen zuwider, die Veräußerung adeliger Güter an Bürgerliche völlig frei (Januar 1776). Andererseits suchte der König den polnischen Adel der Provinz zu gewinnen, indem er in Kulm ein Cadettenhaus zur unentgeltlichen Aufnahme von 56 adeligen Junkern eröffnete. So suchte er jenen durch sein Interesse an den Dienst des neuen Vaterlandes zu fesseln.

Um 290000 Seelen soll sich in drei Jahren, von 1772 bis 1786, die Bevölkerung in Westpreußen vermehrt haben; die Staatseinnahmen aus der Provinz vergrößerten sich um Millionen.

Wirklich gelang es, durch solche Wohlthaten die Westpreußen an die neue Ordnung der Dinge zu gewöhnen und sie bald zu patriotischen Preußen zu machen. Jedes Jahr erschien Friedrich persönlich in dem Lande, dessen Beglückung er selbst für eine seiner Lieblingssorgen erklärt hatte, und überzeugte sich von dessen Fortschritten. Er betrachtete die neue Erwerbung eben nicht als eine Bereicherung, als ein Geschenk, sondern als eine neue Pflicht. Das war nun einmal der Grundzug dieses wahrhaft königlichen Charakters!

Nicht minder eifrig und ernst faßte er seinen Beruf auf in der strengen und unparteiischen Pflege der Gerechtigkeit, zu

Digitized by Google

einer Zeit, wo in allen Ländern Fürsten oder Parlamente willkürlich in den Lauf der Justiz eingriffen. „Jeden Machtspruch verabscheue ich", diesen Grundsatz, mit dem der absolute König seiner Gewalt selber Schranken setzte, hat Friedrich nicht nur ausgesprochen, sondern auch verwirklicht. „In einer Rechtssache kann Ich nichts unmittelbar decidiren", beschied er einen vornehmen Bittsteller; oder auch: „Die Justizverfassung im Lande kann auf keine Art geändert werden, weil die Gesetze regieren müssen"; oder endlich: „Ich kann Euch nicht durch unmittelbare Verfügungen in Euerer Rechtssache aushelfen. Dieses ist offenbar gegen Meine so oft bekannt gemachten Gesinnungen, nach welchen Ich alle Rechtspflege dem pflichtmäßigen Ermessen meiner Justiz-Collegiorum überlasse."

Diese aber waren zur Unparteilichkeit, ohne Ansehen der Person, auf das strengste angewiesen. Noch 1784 legte das der König dem neuen Regierungs-(Oberlandesgerichts-)Präsidenten von Massow an das Herz: „Er muß durchaus unparteiisch und ohne Ansehen der Person richten; es sei Prinz, Edelmann oder Bauer. Hört Er, das sage Ich Ihm, sonst sind wir geschiedene Leute." Er selbst gab dafür das Beispiel. Als einer seiner Verwandten, der Markgraf Friedrich, sich in der Streitsache mit einem Juden direct an den König wandte, nahm dieser auf die außerordentliche Verschiedenheit des Ranges der beiden Gegner durchaus keine Rücksicht, sondern zeigte dem „Durchlauchtigen Fürsten" an, daß er dessen Schreiben der Justizbehörde überwiesen habe. Ebenso wurde der Generalmajor Prinz Georg Ludwig von Holstein-Gottorp dazu angehalten, seine bürgerlichen Gläubiger mit Zinseszinsen zu befriedigen. Graf von Reder auf Hohenstein bat, ihn gegen den Ausspruch der Justiz im Besitz der Lehngüter zu schützen; er erhielt darauf zur Antwort: „Er kann keine violence von mir fordern; meine Schuldigkeit ist, die Gesetze zu unterstützen, aber nicht umzuwerfen." „Die Gesetze seind vor alle Leute, sie mögen von Marschall heißen, oder nicht; wenn Ihm das nicht paßt, mag Er außer Landes gehen" — heißt es bei einer ähnlichen Gelegenheit. Diese Unparteilichkeit bewies er selbst in

Digitized by Google

Fällen, wo sein eigenes Interesse auf dem Spiele stand: er unterwarf sich durchaus den Entscheidungen seiner Gerichte. Es ist vorgekommen, daß das Kammergericht gegen königliche Beamte, die sich auf allerhöchste Cabinetsordres berufen konnten, Gewalt gebrauchte, um sie zum Gehorsam gegen seine eigenen Urtheile zu zwingen. „Die Gesetze müssen sprechen, und der Souverän muß schweigen", sagte Friedrich schon in seinem politischen Testament vom Jahre 1752. Gab es damals noch einen andern Herrscher, der ähnlich verfuhr? Und diese grundsätzliche Enthaltsamkeit der Justiz gegenüber ist doppelt bewundernswerth bei den absolutistischen Neigungen seines selbstbewußten, thatkräftigen Charakters.

Freilich gab er es deshalb nicht auf, den prompten und unparteiischen Gang der Gerechtigkeitspflege zu überwachen: dazu hielt er sich verpflichtet als der eigentliche und höchste Richter seiner Unterthanen. Er war, wie sein eigener Minister des Auswärtigen und des Kriegs, auch sein eigener Justizminister. Zumal seit dem Siebenjährigen Kriege war seine Anschauung von den Menschen eine entschieden pessimistische: er mistraute jedem und allen, und deshalb glaubte er auch bei seinen trefflichen Richtern häufig genug strafbares persönliches Interesse oder wenigstens Hang zu juristischen Kniffen und Weitläufigkeiten voraussetzen zu müssen. So beklagte er sich bei dem Großkanzler von Jariges 1767, daß der Proceß wegen Entschädigung einiger Abgebrannten in Frankfurt a. d. O. seit drei Jahren gar nicht von der Stelle rücke. „Es ist ganz unverantwortlich, wenn dergleichen arme Leute, die inzwischen von ihrem abgebrannten Hab und Gut nicht leben, noch weniger deren Retablissement veranstalten können, durch processualische Weitläuftigkeiten noch vollends an den Bettelstab gebracht werden. Es ist dieses nicht der einzige cas verzögerter Rechtspflege; Mir sind schon mehrere bekannt geworden, und Ihr werdet dahero sehr wohl thun, wenn Ihr auf den prompteren Betrieb der Processe besonders bedacht seit, die Collegia deshalb recherchiren, und an einem und andern Rathe, der sich dergleichen Nachläßigkeit zu Schulden kommen lassen, Exempel

Digitized by Google

statuiren lasset." Am bekanntesten ist die Sache des Müllers Arnold, der, rechtskräftig zur Zahlung seiner Pacht verurtheilt und schließlich seiner Mühle beraubt, bei dem König selbst Beschwerde führte, daß er nicht habe zahlen können, weil der Landrath von Gersdorff ihm durch Anlegung eines Karpfenteiches oberhalb der Mühle das Wasser entzogen habe. Friedrich sandte zur Untersuchung der Sache den Obersten von Heucking ab. „Denn", schrieb er später, „das Federzeug verstehet nichts. Wenn Soldaten was untersuchen und dazu Ordre kriegen, so gehen sie den geraden Weg und auf den Grund der Sache, einem ehrlichen Offizier, der Ehre im Leibe hat, glaube ich mehr als all Euren Advocaten und Rechten." Heucking, der wohl sah, daß der König schon für den Müller Partei genommen, erstattete einen Bericht, der ganz für letztern sprach. Aber die neumärkische Regierung und das Kammergericht als Revisionsinstanz blieben bei ihrer Meinung, daß Arnold durch den Gersdorff'schen Karpfenteich keinen Schaden erlitten habe und seine Beschwerden ganz grundlos seien. Da entbrannte des Herrschers Zorn; er meinte, daß die Richter nur dem vornehmen Landrathe zu Liebe ein ungerechtes Urtheil gesprochen, seinen „Namen cruel gemißbraucht" hätten. Der Großkanzler von Fürst, Jariges' Nachfolger, wurde in höchster Ungnade sofort entlassen, drei Regierungs- und zwei Kammergerichtsräthe abgesetzt, auf die Festung Spandau abgeführt und überdies zum Schadenersatz an den Müller condemnirt. Auch der Landrath von Gersdorff und der Präsident der neumärkischen Regierung wurden ihrer Stellungen beraubt.

Das war nun allerdings ein ebenso grausamer wie ungerechter Spruch; aber der Beweggrund, aus dem er hervorging, war ein edler und schöner. Friedrich betrachtete sich eben als den König der armen Leute, der durch seine Stellung berufen sei, überall dem geringsten seiner Unterthanen zu dem Seinigen zu verhelfen. „In meinen Augen", bemerkte er 1777 seinen Justizministern, „gilt ein armer Bauer ebenso viel wie der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und ist das Recht sowol für vornehme als geringe Leute." Und ebenso

Digitized by Google

schreibt er 1775 an Voltaire: „Ich für meinen Theil suche in meinem Vaterlande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke. Dies ist zum Theil meine Beschäftigung, wenn ich die Provinzen durchreise. Jedermann hat Zutritt zu mir; alle Klagen werden entweder von mir selbst oder von andern untersucht, und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Existenz ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision macht die Richter aufmerksam und verhütet zu hartes und strenges Verfahren." Schon unmittelbar nach seinem Regierungsantritt ließ er, bei eintretender Fleischtheuerung, in privaten wie öffentlichen Forsten das Wild abschießen und zu billigen Preisen verkaufen; selbst Leopold's von Dessau preußische Waldungen wurden, trotz seiner Proteste, nicht davon ausgenommen. Man beachte doch, daß die erwähnten Eingriffe in die Justizpflege nirgends im Interesse des Fiscus oder zu Gunsten der Kronrechte stattfanden, sondern stets nur, um die Dürftigen und Kleinen gegen vermeintliches Unrecht zu schützen. So wenig sie auch an sich zu billigen sind, waren sie doch die Folge einer großartigen und rühmlichen Auffassung von den Pflichten eines Königs. Bald nach dem Hubertsburger Frieden hatte er bekannt gemacht: „Wie es zwar sein landesväterlicher Wille sei, daß jedermann, wie bisher, sich in Justiz-, Finanz- und andern Sachen an die vorgesetzten Collegia wenden und von diesen Recht und Gerechtigkeit erwarten solle; wie jedoch aber auch jeder, wenn er von dem ihm widerfahrenen Unrecht überzeugt sei, sich geradeswegs an Seine Person wenden könne, um von derselben Gerechtigkeit zu erbitten." Unermüdlich war er in der Anhörung der Beschwerden. Auf den Antrag des Großkanzlers, daß einige Bauern, die wiederholt ganz unbegründete Beschwerden vorgebracht hatten, bestraft werden sollten, entschied der Monarch: „Es ist meinen Gesinnungen zuwider, dergleichen arme Leute gleich ins Gefängniß werfen zu lassen; und ob sie schon öfters Unrecht haben, kann ich ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." Es kam vor, daß er Bauern, welche ihre Beschwerden vorzutragen den Muth verloren hatten, Feldjäger nachschickte, um sie nach Potsdam zurück-

Digitized by Google

zuholen. Er war nur zu sehr geneigt, diesen Leuten, die oft thörichte oder übelwollende Querulanten waren, Glauben zu schenken. „Ich werde künftig Jahr hinkommen", schrieb er einst bei ähnlicher Veranlassung an einen Gerichtshof; „Ich spreche alle Leute, und Ich werde nicht fünf gerade sein lassen, und gnade Gott demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfährt, quod bene notandum." Aber Friedrich war kein sinnloser Tyrann, und wenn ihm die Behörden bewiesen, daß sie recht gehabt, so ertheilte er ihnen beruhigenden und lobenden Bescheid. Als er gegen den Justizminister von Münchhausen eine ähnliche Beschuldigung erhoben und ihm dieser in würdigster und überzeugendster Weise geantwortet hatte, zeigte der König ihm auf jede Art wieder sein Vertrauen.

Der Müller Arnold'sche Proceß hatte übrigens die segensreiche Folge, daß die Angelegenheit einer umfassenden und bleibenden Justizreform wieder aufgenommen wurde. Cocceji's Allgemeines Gesetzbuch war nur Entwurf geblieben und selbst seine vortheilhaften Aenderungen des processualischen Verfahrens waren mehr und mehr verlassen worden. Jariges, sein Nachfolger im Amte des Großkanzlers, gab dem Zuge der Richter und Advocaten zum schriftlichen Verfahren nach und ließ das mündliche fallen, das nur bei fortschreitender Vereinfachung des materiellen Rechtes hätte gedeihen können. Er führte wieder schriftliche Verhandlungen ein, und zwar auf Stempelbogen, sodaß er sie zur Quelle staatlichen Einkommens machte, dem Zweck einer allgemein zugänglichen Rechtspflege ebenso zuwider wie den Absichten Cocceji's und des Königs selbst. Er änderte beständig durch Rescripte und Edicte an seines Vorgängers Werk und leistete dem schwerfälligen und schleppenden Rechtsgang Vorschub; so unterlag Cocceji's glückliche und verheißende Reform der Reaction eines berufsmäßigen Banausenthums.

Jariges' Nachfolger, Fürst, wandelte dieselben Bahnen wie jener. Des schlesischen Justizministers Carmer Entwurf zu einer Justizverbesserung, im Jahre 1774 eingereicht und im folgenden wiederholt, bekämpfte Fürst vor dem Monarchen, der deshalb keinen bestimmten Beschluß faßte. Doch konnte der klaren Ein-

Digitized by Google

sicht des großen Königs nicht verborgen bleiben, daß es mit der Rechtspflege im preußischen Staate zurückgehe. Diesem unbehaglichen Gefühle, und dem Mistrauen gegen Fürst entsprangen dann auch die gerade in den Jahren 1774 bis 1779 häufigen Einmischungen des Herrschers in die Justiz, sein Eingreifen in die Arnold'sche Angelegenheit und die schnelle Entlassung des Großkanzlers. Aber Friedrich war eben ein energischer Charakter und ein hoher Geist; er ließ es nicht bei einem einmaligen Zornausbruch bewenden, sondern schöpfte aus demselben den festen Entschluß einer gründlichen Besserung der Rechtspflege. Sofort, es war im December 1779, berief er jenen Carmer, dessen schöpferisches Talent er zu würdigen Gelegenheit gehabt und der sich überdies in zwölfjähriger musterhafter Amtsführung in Schlesien bewährt hatte, in die wichtige Stellung des Großkanzlers, mit der ausgesprochenen Absicht, die Justizreform „in die Wege zu bringen". Am 11. April 1780 ertheilte er dem neuen Kanzler den ausdrücklichen Befehl zur Herstellung eines allgemeinen Gesetzbuches für die gesammten preußischen Staaten. Durch eine weitere Cabinetsordre wurde Carmer beauftragt, den Schwerpunkt der processualischen Verhandlungen von den Schriftsätzen der Advocaten in das mündliche Verfahren vor dem Richter zu verlegen. In diesem Sinne ist die neue Proceßordnung abgefaßt, die schon im Frühjahr 1781 veröffentlicht werden konnte; sie war ein sehr bedeutsamer und wichtiger Fortschritt, der zum größten Theile der persönlichen Initiative des Königs zu danken war.

Langsamer ging es mit dem Gesetzbuch selbst voran, das mit der größten Umsicht, aber ebendeshalb auch nur sehr allmählich gefördert wurde. Es zeugt von der großartigen Auffassung des Königs sowol wie Carmer's, daß letzterer von dem Herrscher die Erlaubniß erhielt, die einzelnen Theile des Gesetzbuches, wie sie im Entwurfe fertig wurden, dem Publikum zur Begutachtung vorzulegen und die Bemerkungen aller, die sich dazu berufen glaubten, entgegenzunehmen. Hervorragende praktische und theoretische Juristen sowie Philosophen erhielten directe Aufforderungen zur Beurtheilung; zugleich setzte man

Digitized by Google

Preise für die besten Schriften über den jedesmal erscheinenden Theil des Entwurfs aus. Vieles ist daraus zur Verbesserung des Projects benutzt worden. Es wäre überflüssig, eine so weitherzige und freisinnige Art der Arbeit in jener Zeit einer hochmüthigen und kastenartig abgeschlossenen Bureaukratie noch besonders loben und rühmen zu wollen. Friedrich und sein Großkanzler verzichteten auf das ihnen rechtlich zustehende Monopol der Gesetzgebung, um das Volk selbst, ja die ganze gebildete Welt — sogar aus Frankreich liefen Vorschläge ein — an jener mitarbeiten zu lassen. Das neue Gesetzbuch wurde nicht von einigen Beamten am grünen Tisch willkürlich zusammengestellt: es war vielmehr der reinste Ausdruck der damaligen, zumal der nationalen Rechtsbegriffe! Der Codex juris Fridericiani, später Allgemeines Landrecht genannt, war eine Schöpfung, wie sie bis dahin noch in keinem Staate versucht worden war, diese Codificirung des gesammten Rechts auf den Grundlagen der Ueberlieferung, der nationalen Anschauungen und der Vernunft.

Noch rühmenswerther ist, wie Friedrich in der „Einleitung" die königliche Gewalt selbst definirt und begrenzt, ihr bestimmte Schranken setzt, die er theoretisch während seiner ganzen Regierung anerkannt hatte, ihr nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten zudictirt. Deutlich und klar war in diesen denkwürdigen Paragraphen ausgesprochen, daß das Oberhaupt des Staats nur für das Wohl des letztern und seiner „Einwohner" da sei, daß es „die natürliche Freiheit und Rechte der Bürger nicht weiter einschränken dürfe, als es der gemeinschaftliche Endzweck erfordere". Deutlicher konnte man es nicht aussprechen, daß nicht der Staat dem Fürsten als nutzbares Besitzthum gehöre, sondern der Staat Selbstzweck sei, dem der Fürst zu dienen habe. Es war der Triumph der modernen Staatsanschauung über die mittelalterliche, und zugleich die großartigste freiwillige Selbstbeschränkung, die ein Fürst sich je auferlegt hat. „Machtsprüche", heißt es da, „oder solche Verfügungen der obern Gewalt, welche in streitigen Fällen ohne rechtliche Erkenntniß ertheilt worden sind, bewirken weder Rechte noch Verbindlichkeiten."

Digitized by Google

Dieser freien Auffassung von der Natur der königlichen Gewalt entsprach auch Friedrich's Verfahren gegenüber dem gedruckten Worte. Um jenes unparteiisch würdigen zu können, darf man nicht vergessen, daß damals in ganz Europa, England nicht ausgenommen, die periodische Presse und selbst Bücher den strengsten beschränkenden Gesetzen und scharfen Strafbestimmungen unterlagen. Wie viele Werke wurden in Frankreich von der Hand des Henkers verbrannt, wie viele Schriftsteller wanderten in die Bastille! Friedrich aber verkündete sofort nach seinem Regierungsantritte vollkommene Censurfreiheit: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, müssen nicht genirt werden." Diesem Grundsatze blieb er nun freilich nicht getreu, vielmehr ging es den preußischen „Gazetten" ziemlich übel: damit nicht seine eigenen Absichten vorzeitig verrathen oder fremde Höfe beleidigt würden, schrieb er schon im December 1741 vor, daß „in publicis nichts ohne höhere Erlaubniß gedruckt werden dürfe". Und 1772 spricht er gegen d'Alembert die Meinung aus: man müsse alles unterdrücken, was gegen die allgemeine Sicherheit sowie gegen das Wohl der Gesellschaft verstoße. Allein in Büchern sowie literarischen und gelehrten Zeitschriften konnte man sagen, was man wollte. Von Zeit zu Zeit, 1746, 1749, 1763, 1772, erschienen Censuredicte; aber sie waren nur der Form halber erlassen und wurden so wenig eingeschärft, daß fast niemand eine Schrift zur Censur einreichte und die Censoren selbst am meisten verwundert waren, wenn ihnen von einem überloyalen Autor ein Manuscript vorgelegt ward. Gelegentlicher Eifer eines Censors oder des Generalfiscals wurde von dem philosophischen König wiederholt zurückgewiesen. „Ohne die Freiheit, zu schreiben, bleiben die Geister in der Finsterniß", bemerkt Friedrich noch 1771.

Zumal auf religiösem und philosophischem Gebiete herrschte die größte Schreibfreiheit. So wurde Berlin der Mittelpunkt der deistischen „Aufklärung", das Hauptquartier jener rationellen Auffassung, deren vornehmste Vertreter Garve, Nicolai, Biester, Gedike, Mendelssohn waren, und der auch ein Lessing nicht

Digitized by Google

fern stand, wenngleich er weit über sie hinausging. Die protestantische Kirche drohte einer völligen Zersetzung durch diese „Aufklärung" zu verfallen, da alle maßgebenden Theologen der bequemen „Philosophie" dieser Richtung huldigten. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieselbe, zumal während der Verwaltung Zedlitz', ein förmliches Parteiregiment führte, nur Männer ihrer Anschauung in kirchliche und Lehrämter beförderte, den lutherischen Gemeinden ein neues freisinniges Gesangbuch geradezu aufzwingen wollte. Friedrich selbst schritt einmal in demselben Sinne ein, als er, gegen den Willen des Oberconsistoriums, den pietistischen Abt Hähne von Kloster-Bergen bei Magdeburg absetzte.

Indeß im allgemeinen ließ Friedrich die kirchlichen Sekten jeder Art gewähren. Da sah man Schwenckfelder, Unitarier, Rosenfelder, Mennoniten, Herrnhuter in gleicher Weise Schutz und Duldung empfangen. Andererseits wurde vielen lutherischen Gemeinden, die sich das neue rationalistische Gesangbuch nicht gefallen lassen wollten, vollkommen freigestellt, bei dem alten zu bleiben. Nicht ohne Spott äußerte Friedrich, es möge ein jeder so viel dummes und thörichtes Zeug singen, wie er wolle. Als ein berliner Zimmermann, Bürgel, in seinem Hause pietistische Betstunden hielt und deshalb von den Ministern mit Verhaft bedroht wurde, entschied der König: „Wofern der Bürgel nichts wider die Gesetze thut, so sollen sie ihn gehen lassen." So vertheidigte er auch die Gewissensfreiheit der Orthodoxen gegen die Aufklärer. In unzähligen Briefen führt er seine Anschauung aus, daß die Mehrzahl der Menschen von Vorurtheilen und Aberglauben nun einmal nicht geheilt werden könne, und deshalb der Staatsmann mit dergleichen Dingen Nachsicht haben müsse. „Man muß Schonung gegen das hegen, was das Publikum verehrt, und niemandem Aergerniß geben. Hält man sich auch für weiser als andere Leute, so darf man doch aus Gefälligkeit oder aus Mitleid mit ihren Schwächen ihre Vorurtheile nicht antasten." Deshalb misfiel ihm die Religionsstürmerei der jüngern französischen „Philosophen" auf das höchste. Es ist bekannt, wie er nach der Aufhebung der

Digitized by Google

Gesellschaft Jesu durch Papst Clemens XIV., im Jahre 1773, den Orden in seinen Staaten beibehielt, weil er in ihm treffliche und zugleich wohlfeile Lehrer und Professoren für seine katholischen Unterthanen zu finden glaubte. Doch mußten die Jesuiten bald ihren Namen und ihre Ordenstracht ablegen, wurden „Priester des königlichen Schulinstituts" genannt und in ihrer Thätigkeit auf den höhern Jugendunterricht beschränkt.

Dem Volksschulwesen hat Friedrich, trotz theoretischer Proclamirung der allgemeinen Schulpflicht, ein thätiges Interesse nicht entgegengebracht. Besser erging es dem höhern Unterricht, für den er sich in dem schlesischen Freiherrn Karl Abraham von Zedlitz einen trefflichen Helfer erkor. Allein auch dessen Bemühungen unterstützte er nur, soweit sie nicht gerade bedeutende Geldmittel erforderten. Ferner suchte er durch persönliche Gunstbeweise die damals noch sehr niedrige sociale Geltung des Lehrerstandes zu erhöhen: in einem Staate, wo alles auf den Monarchen blickte und von ihm abhing, mußte es die Achtung für die Lehrer erhöhen, daß der König öfters einige derselben zu seinem persönlichen Umgang heranzog. Die Professoren der Gymnasien wurden in vielen Beziehungen mit den Vorrechten der höhern Staatsbeamten begabt. Nur Geld hat der König zu Unterrichtszwecken fast ausnahmlos verweigert: die Kehrseite seiner stark materialistisch angehauchten Anschauung von den Bedingungen der Macht und Kraft der Staaten!

Gehindert wurde die literarische und gelehrte Entwickelung in Preußen endlich durch Friedrich's Abneigung gegen die deutsche Sprache. Freilich ist der oft gehörte Vorwurf, der große König sei ein Franzosenfreund, ein Verächter des Deutschthums gewesen, durchaus unrichtig. Vielmehr spricht sich in zahllosen Stellen seiner Schriften ein starkes Gefühl preußischen und allgemein deutschen Patriotismus aus. Die Franzosen als Nation in ihrem damaligen Zustande hat er eher zu gering geschätzt. Aber, wie er selbst eingesteht, er hatte in seiner Jugend nur einen unvollkommenen Begriff von der deutschen Sprache erhalten; seine Lektüre in derselben beschränkte sich auf gelehrte Bücher des 17. Jahrhunderts mit ihrem schrecklichen Gemenge fremder

Digitized by Google

Wörter aus allen Idiomen, mit ihrem schwerfälligen und verwirrten Stil. Beides schreckte seinen Schönheitssinn, seinen klaren und scharfen Geist ab. Die zahllosen Mundarten der Deutschen ließen ihm dann deren Sprache als eine Sammlung von Dialekten erscheinen, denen jede literarische Gleichheit und Bestimmtheit fehlte. Nur mit Schmerz bildete er sich diese Ueberzeugung; aber, einmal gefaßt, setzte sie sich bei ihm fest und verhinderte ihn, dem glänzenden Aufschwung der deutschen Literatur, wie er sich während seiner Regierung und nicht am wenigsten infolge der Anregung durch seine großartige Persönlichkeit vollzog, zu folgen. Zur Zeit eines Wieland, Lessing, Goethe und Schiller suchte er noch immer in einem Garve, Gottsched, Gellert die Hauptvertreter des deutschen Schriftthums! „Wie kann man von einem Könige", sagt Goethe, „der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?" Friedrich selbst hat sich über diesen Gegenstand in einem Briefe an Voltaire vom 8. September 1775 weitläufig ausgesprochen. „Sie behaupten mit Recht", heißt es darin, „daß unsere guten Deutschen erst die Morgenröthe ihrer Kenntnisse haben. Die schönen Wissenschaften stehen jetzt bei ihnen auf demselben Punkte, wo sie in Frankreich unter Franz I. standen. Man liebt sie, sucht sie auf, und sie werden von Fremden zu uns verpflanzt, aber der Boden ist noch nicht hinlänglich vorbereitet, daß er sie selber hervorbringen könnte. Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann.... Ich für meinen Theil werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem Entstehen etwas beigetragen; aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Drittel seines Lebens hindurch von unaufhörlichen Kriegen geplagt ward oder die Uebel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte?" Friedrich stand also der deutschen Literatur, wenn auch mit großer Unkenntniß, doch keineswegs gleichgültig gegenüber. Indeß es mußten alle noch so gut gemeinten Bemühungen des Herrschers, auf die Ent-

Digitized by Google

wickelung der deutschen Sprache einzuwirken, mislingen, da sie von ganz irrigen Voraussetzungen ausgingen. Seine Versuche, die deutsche Literatur aufzumuntern, schlugen ebendeshalb völlig fehl. Sein Irrthum ebenso wie sein patriotischer Eifer werden unwiderleglich bewiesen durch seine im Jahre 1780 verfaßte Schrift „Ueber die deutsche Literatur, über ihre Gebrechen und die Mittel zu ihrer Verbesserung". Hier sprach er die Hoffnung aus: „Wir werden einst unsere classischen Schriftsteller haben; ein jeder wird sie lesen, um sich daran zu bilden; unsere Nachbarn werden Deutsch lernen, an den Höfen wird man es mit Entzücken sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, wenn sie vollkommen gebildet ist, durch die Gunst, die unsern guten Schriftstellern zutheil wird, von einem Ende Europas zum andern sich verbreitet." Aber er ahnte nicht, daß diese Schriftsteller schon erschienen waren; er hielt die Idyllen Geßner's und des Johann Götz klägliche Elegie „Die Mädcheninsel" noch immer für die Meisterstücke der deutschen Dichtkunst! Er umgab sich ausschließlich mit französischen Schriftstellern und Gelehrten; französisch war sein Theater, französisch seine Akademie. Das schmerzte und entmuthigte das den eigenen Werth immer lebhafter empfindende Selbstgefühl aller denkenden Deutschen.

Als Schriftsteller war der König noch bis in seine letzte Lebenszeit thätig, aber immer in französischer Sprache. Freilich dürfte man nicht behaupten, daß die Arbeiten seines Alters den Werken seiner Jugend und ersten Manneszeit gleichwerthig sind. Seine „Geschichte des Siebenjährigen Kriegs", in wenigen Monaten ziemlich flüchtig zusammengestellt, nachdem eine erste sorgfältigere Bearbeitung durch die Nachlässigkeit eines Bedienten verbrannt war, ist weder an geistreicher Fülle der Anschauungen, Gedanken und Bemerkungen noch an sorgfältiger Feile des Stils mit den frühern historischen Schriften des königlichen Autors zu vergleichen. Er fühlte dies wol selber und hat jene nie einer neuen Redaction unterzogen, wie er es mit der Darstellung der beiden ersten schlesischen Kriege gethan. Später hat er auch die Verhandlungen, die zur Theilung Polens

Digitized by Google

führten, sowie die Geschichte des Bairischen Erbfolgekriegs geschrieben. So sehr auch der Autor die Dinge, selbstverständlich, von seinem eigenen Gesichtspunkte darstellt, muß man doch anerkennen, daß er sich nie absichtliche Unwahrheiten zu Schulden kommen läßt; viele seiner Angaben, die man früher bezweifelt hat, sind durch die umfassenden neuern Forschungen über jene Zeit vollkommen bestätigt worden.

Mit den historischen Schriften steht die politische Satire im Zusammenhang, deren sich Friedrich stets mit Vorliebe und Meisterschaft bedient hat. Die schwachen Seiten seiner Gegner herauszufinden und schonungslos dem Gelächter der Welt preiszugeben, war seinem durchdringenden Blicke, seiner scharfen Beobachtungsgabe, seiner lebhaften Einbildung und seiner gewandten Feder eine leichte und angenehme Aufgabe. Als er im Herbst 1771 durch die Gicht an den Sessel gefesselt war, beschäftigte sich sein nie ruhender Geist mit einem komischen Heldengedichte in sechs Gesängen über die Thaten der polnischen Conföderirten von Targowitz, die zugleich für Junkerherrschaft und Bigoterie ins Feld gezogen waren. Auch Choiseul, die Marquise von Pompadour, ja selbst Voltaire und d'Alembert entgingen nicht dem Spotte seiner Muse. Eine andere Dichtung, „Die Träume", bezieht sich nicht auf bestimmte Personen oder Ereignisse, sondern macht überhaupt die menschlichen Thorheiten und Verkehrtheiten lächerlich.

Bewundernswerth aber ist, wie der König, bei seiner unausgesetzten Arbeit für alle Zweige der Politik, der Staats- und Heeresverwaltung, bei seiner umfassenden Correspondenz als Herrscher und Privatmann, in der jede Zeile genau durchdacht und mit dem Stempel von Friedrich's Geist bezeichnet ist, daneben noch die Muße und Frische fand, auch abstracten Problemen seine Aufmerksamkeit zu schenken und sie zum Gegenstande seines Nachdenkens zu machen. Man erkennt hieraus wieder seinen unversiegbaren Reichthum, die unvergleichliche Ausdehnung seiner Genialität. Die Erziehung war einer der Lieblingsgegenstände seiner Betrachtung. Dahin gehören das „Moralische Gespräch zum Nutzen der adeligen

Digitized by Google

Jugend" und besonders der „Brief über die Erziehung", beide aus den Jahren 1770. Die letztere Schrift faßt zumal den höhern Unterricht ins Auge und predigt, anstatt des bloßen Gedächtnißkrams, Anleitung zum Selbstdenken und zur Uebung des Urtheils, gründliches Eindringen in den Kern der Wissenschaften und Anlehnung an die Antike: vortreffliche Grundsätze, die dann sein Unterrichtsminister Zedlitz zu verwirklichen suchte.

So sehr auch der König die Principien der ersten Schule der französischen sogenannten „Philosophen" getheilt hatte, die ihre Angriffe allein gegen die religiösen Vorurtheile kehrte, aber dabei royalistische Gesinnung bewahrte, war er doch ein entschiedener Gegner der jüngern, radicalern Richtung, die nicht nur alle Religion und jeden Idealismus bekämpfte, sondern auch dem Königthum und überhaupt dem überlieferten politischen System den Krieg erklärte. Gegen ihren Materialismus war die „Kritische Prüfung des Systems der Natur von Baron Holbach" gerichtet; gegen die revolutionäre Propaganda die „Prüfung der Abhandlung über die Vorurtheile", welche letztere den pariser Advocaten du Marsais zum Verfasser hatte. Beide Schriften, die beweisen, daß Friedrich trotz aller Skepsis doch weder philosophischem noch politischem Radicalismus zu huldigen gedachte, verdanken gleichfalls der Gicht und seiner langsamen Reconvalescenz im Winter und Frühjahr 1770 ihre Entstehung. Neun Jahre später zog Friedrich von neuem gegen die „Diderot, Jean-Jacques und die sogenannten Philosophen zu Felde, die eine Schande für die Literatur sind", in den „Briefen über die Liebe zum Vaterlande". Hier bleibt der König schon nicht mehr bei der Verneinung, sondern legt in edler und schöner Sprache die Verpflichtung des Bürgers und zumal des Herrschers dem Vaterlande gegenüber dar. Diese Schrift wie der zwei Jahre früher verfaßte „Versuch über die Regierungsformen und die Pflichten der Fürsten" wird stets ein herrliches Zeugniß für Friedrich's großartige und edle Gesinnung bleiben, die selbst im Alter Menschenhaß, Isolirung und immer stärker ausgeprägter Eigenwille nicht ganz haben

Digitized by Google

verdunkeln können. Es ist vielmehr merkwürdig, zu beobachten, wie sehr die in diesen Büchern niedergelegten Anschauungen und Gefühle den Meinungen entsprechen, die der König vierzig Jahre früher, in jugendlichem Enthusiasmus, im „Anti-Macchiavell" geäußert hatte. So blieb, trotz der Entwickelung im einzelnen, im großen dieser mächtige Charakter sich gleich durch ein ganzes langes bewegtes Leben.

Zu allen den mannichfachen literarischen Erzeugnissen kommen dann noch die politischen „Testamente", die Friedrich wiederholt ausarbeitete, und seine zahlreichen militärischen Schriften, deren Preuß, ohne vollständig zu sein, nicht weniger als zweiunddreißig aufzählt. Wo findet man noch das Beispiel eines gekrönten Schriftstellers von gleicher Vielseitigkeit und geistiger Schöpferkraft, um so bewundernswerther, als die Thätigkeit des Autors doch zugleich, und zwar in viel höherm Grade, anderweitigen anstrengenden und zeitraubenden, das Denken und den Willen durchaus fesselnden Beschäftigungen angehörte?

Allein, wie es bereits die Behandlung der Zeitungen erweist, im Staate Friedrich's konnte nur von Denk-, aber nicht von politischer Freiheit die Rede sein. Wie der Adel in den Staatsdienst, der Bauer in die Unterthänigkeit, so war der Bürger in seine Gewerbthätigkeit eingepfercht: irgendwelche bürgerliche Selbständigkeit oder städtische Selbstverwaltung durfte nicht stattfinden. Im Gegentheil machte Friedrich dem letzten Reste der Unabhängigkeit und Bewegungsfreiheit der städtischen Magistrate ein Ende. Er unterwarf nicht allein den wichtigsten Theil ihrer Functionen, die finanzielle Gebarung, der strengsten Aufsicht durch königliche Beamte, sondern er ließ auch schließlich die Magistrate durch die Kammern einfach ernennen. Dabei mischte sich der Herrscher in alle Einzelheiten der städtischen Administration, z. B. ob die Häuser hübsch abgeputzt und reinlich gehalten seien. Und wie die Beamten, so wurde nicht minder das Vermögen der Städte königlich: der Ueberschuß ihrer Einkünfte floß alljährlich in die königlichen Kassen. Selbstverständlich suchten die bureaukratischen Stadtobrigkeiten sich durch Ablieferung möglichst großer Beträge bei ihren Vorgesetzten und

Digitized by Google

dem Monarchen selbst zu insinuiren, und ließen darüber alle städtischen Einrichtungen kläglich verfallen. Aber das war nicht das Schlimmste: unheilvoller noch war die gänzliche Zerrüttung des Gemeingeistes, das Erlöschen des letzten Restes von Bürgersinn bei dem intelligentesten und betriebsamsten Theile des Volks. Alles für das Volk, nichts durch das Volk: das war der Wahlspruch des aufgeklärten Despotismus. In steter Einmischung in die kleinsten und engsten Verhältnisse des Lebens, in rücksichtsloser Bevormundung aller Stände und Individualitäten, dabei in starrer Sonderung der Geburtskasten suchte diese Regierung ihr Heil.

Auf finanziellem Gebiete vermochte sie freilich sich glänzender Ergebnisse zu rühmen. In dem letzten Jahre Friedrich's beliefen sich die reinen Staatseinnahmen auf beinahe zwanzig Millionen Thaler und hatten sich demnach gegen sein erstes Regierungsjahr fast verdreifacht. Davon konnten nicht weniger als $12^1/_2$ Millionen auf das Heer verwendet werden. Und trotzdem hinterließ der große König seinem Nachfolger einen seit dem Siebenjährigen Kriege ersparten Schatz von 55 Millionen. Eine solche Finanzverwaltung war ein Unicum zu einer Zeit, wo die übrigen, unvergleichlich fruchtbarern und reichern Staaten fast ausnahmslos mit chronischem Deficit und stetem Schuldenmachen wirthschafteten und zum großen Theil am Rande des Bankrotts standen.

Aber mit welchem Eifer, ja mit welchem Geiz, oft mit wie ungerechter Härte wachte nicht auch Friedrich über die öffentlichen Gelder! „Ich habe kein Geld", „non habeo pecuniam", „auf dem Ohre höre ich nicht gut", „je n'ai pas le sol", hieß es bei Bitten um Unterstützung, um Pension, ja um Erfüllung wirklicher staatlicher Verpflichtungen. Als ein Prediger ersuchte, ihm 150 Thaler jährlich zuzulegen, da er von einem Gehalt von 186 Thalern (!) nicht leben könne, erhielt er die Antwort: „Die Apostel seind nicht gewinnsüchtig gewesen, sie haben umsonst gepredigt; der Herr hat keine apostolische Seele und denkt nicht, daß er alle Güter in der Welt vor nichts ansehen muß." Auf Petitionen um Ersatz des

Digitized by Google

von den Russen verursachten Schadens verfügte der König: „Ob man ihnen auch den Schaden von der Sündflut vergütigen soll"; und: „Am Jüngsten Tage kriegt ein jeder alles wieder, was er in diesem Leben verloren hat." Schlimmer aber war, daß auch der Gesandte in Madrid, trotz aller Befürwortung durch die Cabinetsminister und ungeachtet er selber kein Vermögen hatte, keine Entschädigung für seine baaren Auslagen erhalten konnte, und daß andere Diplomaten auf ihre Bitten um Vergütung ihrer Reisekosten mit dem Bescheid fürliebnehmen mußten: „Toujours de l'argent? je n'ai rien." Diese Härte gegen einzelne ist eben die traurige Kehrseite von Friedrich's großartiger Sorge für das Staatsganze.

Es wird von Interesse sein, ein getreues Bild des großen Monarchen gegen Ende seiner Regierung zu erhalten, wie es von einem scharfblickenden und einsichtigen Beobachter entworfen ist. Der damals weitberühmte englische Arzt Dr. Moore kam 1775 in Begleitung des Herzogs von Hamilton nach Berlin und Potsdam und wurde mit demselben in Friedrich's Gesellschaft gezogen. Er schreibt:

„Der König ist unter mittlerer Statur, für sein Alter ungemein thätig. Er hat sich durch Leibesübungen und ein arbeitsames Leben abgehärtet und gestählt; denn seine Constitution scheint von Natur keine der stärksten gewesen zu sein. Sein Blick verräth Muth und einen durchdringenden Geist. Er hat schöne blaue Augen, und meines Erachtens ist seine Gesichtsbildung und Miene, im ganzen betrachtet, angenehm. Wenn er sich unterhält, werden seine Züge erstaunlich belebt. Er ist ziemlich gebückt und hängt den Kopf fast immer auf eine Seite. Der Ton seiner Stimme ist im Gespräch der reinste und ansprechendste, den ich je gehört. Er spricht viel, und doch bedauern, die ihn hören, daß er nicht noch mehr redet. Seine Bemerkungen sind allezeit lebhaft, sehr oft richtig, und wenige Menschen besitzen in größerer Vollkommenheit das Talent schlagfertiger Antwort. In seiner Kleidung wechselt er fast niemals. Sie besteht in einem blauen Rock mit rothen Auf-

Digitized by Google

schlägen und Futter, sowie einer gelben Weste und gelben Beinkleidern. Er trägt beständig Stiefeln mit Husarenklappen, die in Falten um seine Knöchel fallen und öfter dunkelbraun als schwarz sind. Seinen Hut würde man in England für übermäßig groß halten; er ist aber nicht umfangreicher als die gewöhnliche Kopfbedeckung der preußischen Cavalerie. Meist trägt er die eine große Seitenkrämpe über Stirn und Augen, und die andere Stulpe auf einer Seite.

„Sein Haar hat er hinten in einem Zopf und auf jeder Seite in einer Locke frisirt. Daß diese Locken sehr nachlässig aufgerollt und ungleich gepudert sind, bringt uns zu dem Schluß, daß der Friseur in seinem Geschäft sehr übereilt wird.

„Er bedient sich einer sehr großen goldenen Schnupftabacksdose, deren Deckel mit Diamanten besetzt ist, und schnupft übermäßig viel Tabak, dessen Spuren sehr oft auf Weste und Beinkleidern sichtbar sind. Dieselben werden auch manchmal von den Pfoten zweier oder dreier italienischer Jagdhunde beschmuzt, die er häufig liebkost." (Je älter Friedrich wurde, desto mehr vernachlässigte er seinen Anzug. Nach seinem Tode wurde seine ganze Garderobe für vierhundert Thaler an einen Trödler verkauft!)

„Sobald er des Morgens aufsteht, kleidet er sich an. Dies erfordert nur wenige Minuten und dient für den ganzen Tag. Alle Angelegenheiten des Königs werden schriftlich betrieben. Sein erstes Geschäft ist das Lesen der an ihn gerichteten Schriftstücke.

„Genau zur Mittagsstunde setzt er sich zum Essen nieder. Seit einigen Jahren widmet er diesem Mahle mehr Zeit als vordem. Sehr oft hebt er die Tischgesellschaft erst nach 3 Uhr auf. Meist werden acht bis neun Offiziere zum Mittagsmahl mit eingeladen. Seit unserer Ankunft in Potsdam waren zwei Gelehrte, Graf Nesselrode und der Abbé Bastiani, die einzigen Gäste, die, an gewöhnlichen Tagen, nebst den Offizieren mit dem Könige im alten Schlosse zu Sanssouci dinirten; diese beiden waren aber damals fast jeden Tag an seiner Tafel. Ueber

Digitized by Google

Mittag verlangt er, daß alle Gäste auf gleichem Fuße zu stehen scheinen und das Gespräch ein völlig freies sei. Dies ist nun freilich, im Vorübergehen gesagt, etwas Unmögliches. Eine vertrauliche und uneingeschränkte Herzensergießung, wie sie in einer Vereinigung von Personen gleichen Ranges stattfindet, ist ein Vergnügen, das ein absoluter Fürst niemals genießen kann. Allein Se. Majestät will es nun einmal so haben, und da thun sie ihr Möglichstes. Wiewol die Herzlichkeit der Freundschaft und die vollen Reize eines Umganges ohne Zurückhaltung dort nicht stattfinden können, wo das Glück eines jeden andern von dem Belieben eines einzigen Mitgliedes der Gesellschaft abhängt, bestrebt sich doch der König, soviel es die Natur der Sache gestattet, allen die möglichste Freiheit zu gewähren."

Man ersieht aus dieser Schilderung, wie der König wol Gesellschafter hatte, aber keine Freunde, wie kein Verwandter, kein Nahestehender ihm den Lebensabend verschönte. „Meine Heiterkeit", hatte er schon zwanzig Jahre früher geschrieben, „ist längst mit all den lieben Freunden begraben, an denen mein Herz so fest hing. Traurig und voller Schmerz ist das Ende meines Lebens." Er war nicht stets so liebenswürdig, wie er sich dem wackern Dr. Moore zeigte. Andere Reisende schildern ihn als ungleich, launenhaft, vorgefaßten Meinungen zugänglich, spöttisch, auf boshafte Weise pikant gegen den, gegen welchen er eingenommen war, oder gegen die, welche, ohne es zu wissen, den Moment sich ihm zu nahen unglücklich gewählt hatten. Der Grund dieser Stimmung und der zunehmenden Vereinsamung lag in der Geringschätzung der Menschen im allgemeinen, die sich immer mehr der Seele des alternden Weisen von Sanssouci bemächtigte. Früher hatte er sehr vernünftige und gerechte Anschauungen über die menschliche Natur gehegt; jetzt rief er einst dem wackern Sulzer zu: „Ach, mein Lieber, Sie kennen nicht genügend die verwünschte Rasse, zu der wir gehören!" Diese Stimmung sprach sich deutlich in dem Gedichte „Die Bosheit der Menschen" aus, das er schon im November 1761 verfaßt hatte. „Der Mensch ist ein boshaftes Geschöpf", schreibt er auch 1777, „und hat allenthalben

Digitized by Google

Einschränkungsmittel nöthig, wenn die in ihm liegende Bosheit nicht alle Grenzen der Rechtschaffenheit und selbst des Anstandes überschreiten soll." Sein kräftiger, auf Thätigkeit gerichteter Geist, sein lebhaftes Pflichtgefühl ließen nicht zu, daß er aufhörte, für diese „verwünschte Rasse" mit nie ruhendem Eifer zu arbeiten: aber seine trübe Anschauung von der Welt vergällte ihm die Freude an seiner großartigen Wirksamkeit und machte ihn ungerecht gegen den Einzelnen. Zumal seine höchstgestellten Diener hatten bitter darunter zu leiden. Dem Gesandten Grafen Görtz in Petersburg, der sich über manche kränkende Depesche beschwerte, beruhigte (December 1784) Friedrich's vertrautester Cabinetsminister, Hertzberg, mit den Worten: „Eure Excellenz würden getröstet sein, wenn Sie die Antworten lesen könnten, die ich auf alles erhalte, was ich in der besten Absicht vorschlage, und was dann doch öfters einige Tage später befolgt wird." Des Königs trefflichste Beamte, wie der unvergleichliche Brenckendorff, der wackere Oberpräsident von Domhardt und viele andere mußten bittern Undank erfahren und starben zum Theil im Elend.

Dann aber brach die wahre Natur des großen Mannes sich immer wieder Bahn durch die Wolken des Alters. „Ich komme aus Schlesien zurück", schreibt er am 4. September 1777 an Voltaire, „und bin sehr zufrieden gewesen. Der Ackerbau macht dort merkliche Fortschritte und die Manufacturen gedeihen. Die Bevölkerung hat sich seit dem Jahre 1756, worin der Krieg ausbrach, um 180000 Seelen vermehrt. Kurz, alle Plagen, welche dieses arme Land zu Grunde gerichtet hatten, sind nun so gut als nicht dagewesen, und ich empfinde, offen gestanden, ein süßes Vergnügen darüber, daß ich eine so tief heruntergekommene Provinz wieder emporgebracht habe!" Und bei einer andern Gelegenheit, als er von seinen ökonomischen Bemühungen Nachricht gab: „Das sind meine Kinderklappern im Alter; denn solche Freuden kann der Geist noch immer genießen, wenn auch die Einbildungskraft erloschen ist."

Die trübe Laune wurde durch ein schmerzhaftes Uebel gesteigert, das den alternden Herrscher jedes Jahr mehr peinigte,

Digitized by Google

durch die Gicht, die bald hier bald dort im Körper auftrat und oft den Gebrauch der Füße oder auch der Hände ganz unmöglich machte. Friedrich hatte vor der Zeit das Aussehen des hohen Greisenalters; man kann sagen, nur sein rastloser Geist, seine stete Thätigkeit, seine unausgesetzten Reisen hielten den in der Anlage schwächlichen Körper so lange aufrecht. Das Schlimme dabei war, daß er bei zunehmendem Alter immer mehr gewürzte und schwer verdauliche Speisen liebte, sodaß seine beständigen Diätfehler seine Aerzte zur Verzweiflung brachten. Dem Tode sah er übrigens mit der heldenmüthigen Fassung entgegen, die ihn sein ganzes Leben hindurch auszeichnete. „Das ist meine geringste Sorge", schreibt er 1774 an Voltaire; „denn sobald die Bewegung der Maschine aufhört, sind sechs Jahrhunderte oder zehn Tage Existenz einerlei. Mehr kommt darauf an, ob man gut gelebt und sich keinen schweren Vorwurf zu machen hat." Und sechs Jahre später an d'Alembert: „Bald belustigt sich das Podagra, bald das Hüftweh und bald ein eintägiges Fieber auf Kosten meines Daseins, und sie bereiten mich vor, das abgenutzte Futteral meiner Seele zu verlassen. Man muß mit dem Kaiser Marc Aurel sagen: man unterwerfe sich allem, was die ewigen Gesetze der Natur uns zu ertragen auflegen, ohne Murren."

Dem theilnehmenden Beobachter erregt es ein aufrichtiges Gefühl des Mitleidens, den schmerzgeplagten greisen Regenten am Spätabend seines Lebens von allen Familiengliedern abgeschieden und völlig vereinsamt zu sehen. Das Verhältniß zu seiner Gemahlin hatte sich gänzlich gelöst, nachdem er mit ihr noch in Rheinsberg in verhältnißmäßiger Vertraulichkeit gelebt hatte. Seitdem wurde sie von ihm geflissentlich vernachlässigt und hintangesetzt. So war im Juli 1746 die ganze königliche Familie in Oranienburg und Rheinsberg vereinigt gewesen. Das einzige Mitglied, das dazu nicht eingeladen worden, war die regierende Königin. Der Prinz von Preußen sagte ihr offen, er wage nicht, sie ohne höhern Befehl aufzufordern. Bei einer ähnlichen Gelegenheit schrieb die Aermste ihrem Bruder Ferdinand: „Was mich betrifft, so muß ich hier in dem alten

Digitized by Google

Palast wie eine wirkliche Gefangene allein bleiben, während die andern sich vergnügen. Ich unterhalte mich mit Lesen, Handarbeit und Musik." Und am 1. Juli 1746: „Ich bin sehr froh, daß wenigstens kein anderer als ich zurückgelassen und genöthigt ist, sich Kränkungen zu unterwerfen." Den bleibenden Grund dieser vollständigen Trennung des Königs von seiner Gemahlin vermögen wir zu würdigen, wenn wir das Tagebuch ihrer Favoritin und Oberhofmeisterin, der Gräfin Voß, durchlesen. Da finden wir fortwährende Klagen über die stete Uebellaunigkeit der Fürstin, über ihre Rechthaberei, ihren Anspruch auf Schmeichelei und Unterwürfigkeit bei der größten Geistlosigkeit. Sie war taktlos im höchsten Grade und ihr Benehmen für eine Königin unschicklich. Sie verbreitete um sich die grausamste Langeweile. Alles das waren Eigenschaften, die einem Fürsten von dem scharfen Verstande, dem Witze und auch der persönlichen Unduldsamkeit eines Friedrich ihre Gesellschaft unerträglich machten. Sie residirte während des Winters im Schloß oder in dem Monbijou-Palast in Berlin, während des Sommers in Schönhausen, besaß ihren eigenen Hofstaat und genoß alle ihr zukommenden Ehren. Fremde von Distinction mußten ihr Aufwartung machen. Auch Feste wurden auf des Gatten Kosten bei der Fürstin veranstaltet; freilich fielen dieselben nicht sehr glänzend aus, und die hauptsächlichste Unterhaltung bei ihnen war das Spiel. Ihren Gemahl sah sie jedoch nur wenigemal im Jahre; an ihrem Geburtstage, wo er in Galakleidung bei ihr erschien, und während des Carnevals, wo er dann und wann bei ihr speiste und ein- und zweimal bei ihrer Cour anwesend war. Trotz ihres lebhaften Wunsches, Sanssouci zu sehen, hat sie niemals nach Potsdam kommen dürfen! Selbst wenn er krank war, wurde es ihr nicht gestattet, ihn zu besuchen.

Der Siebenjährige Krieg vergrößerte noch die Entfremdung zwischen den beiden Gatten. In jenen Jahren, wo Friedrich mit furchtbarer und oft hoffnungslos erscheinender Anstrengung wider die übermächtigen Gegner das Dasein des Staats und sein eigenes Ansehen vertheidigte, wo die Verzweiflung ihn

Digitized by Google

wiederholt bis an die Schwelle des Selbstmordes führte; in jenen Jahren, wo die Hauptstadt von den Feinden bedroht und selbst zeitweise besetzt war: führte die Königin in der Festung Magdeburg, wohin sie sich geflüchtet hatte, mit ihrem Hofe ein vergnügliches Leben. „Alles machte tausend Scherze", „Alles war sehr heiterer, übermüthiger Laune", heißt es immer wieder in den Aufzeichnungen der Gräfin Voß. Während mehr als die Hälfte des Staats unter den Erpressungen und Verheerungen der Oesterreicher, Russen, Schweden und Franzosen zu Grunde ging, wechselten in Magdeburg, unter der Aegide der „Landesmutter", große „Assembléen", Theateraufführungen, Concerte, Diners, Maskeraden und Bälle miteinander ab, als ob es keinen Krieg, als ob es keinen Gatten und König am Rande des Abgrundes gäbe. Und doch war hier für ein edles Herz und einen klaren Verstand die Möglichkeit gegeben, den verlorenen Platz als Frau und Königin wiederzugewinnen! Aber wenn je, so hat sich damals Elisabeth Christine desselben unwerth gezeigt.

Seitdem war das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin ein geradezu feindseliges geworden. Im Jahre 1763 kam er zum letzten mal zu ihrem Geburtstage nach Berlin. Wenn er im Winter zuweilen bei ihr zu Mittag speiste, sprach er dabei nicht ein Wort mit ihr, sondern machte ihr nur beim Kommen, beim Niedersitzen und beim Aufstehen die üblichen Verbeugungen, und setzte sich bei Tafel ihr gegenüber. Es erregte einmal nicht nur am Hofe, sondern in der ganzen Stadt das größte Aufsehen, als gegen Ende der siebziger Jahre sich der König bei seiner heftig an der Gicht leidenden Gemahlin einfand und sie nach ihrem Befinden fragte. Seitdem hat er niemals mehr, wie man behauptet, auch nur ein Wort mit ihr gewechselt. Und andererseits veranstaltete die Königin am 16. August, als man stündlich die Auflösung des Herrschers erwartete, Cour und Souper in Schönhausen.

Ein schwerer Verlust für den großen König, dieser Mangel einer liebevollen, tröstenden Lebensgefährtin, blühend heranwachsender Kinder!

Digitized by Google

Einst rief dem Könige der Brennen
Das Schicksal ernst und tröstend zu:
Es wird kein Sohn sich nach dir nennen,
Doch dein Jahrhundert heißt wie du!

Aber der Ruhm ist eine schlechte Entschädigung für das fehlende Familienglück.

Dagegen war Friedrich ein sehr liebevoller Bruder, der für die jüngern Mitglieder seines Hauses wahrhaft väterlich sorgte. Aus seinen schriftlichen und mündlichen Aeußerungen wie aus seinen Handlungen geht das bis zur Evidenz hervor. Alle Briefe an seine Verwandten sind eigenhändig von ihm geschrieben, nie unterhielt er sich mit ihnen durch einen Secretär. Dem ältesten Bruder, August Wilhelm, schenkte er Schloß Oranienburg und richtete ihm einen reichen Haushalt ein; dem zweiten, Heinrich, gab er sein theures Rheinsberg; dem dritten, Ferdinand, ließ er einen Palast in Neu-Ruppin bauen. So waren sie alle einander und zugleich den königlichen Residenzen nahe. Dem Prinzen August Wilhelm setzte er in der Widmung der „Denkwürdigkeiten des Hauses Brandenburg" ein öffentliches Denkmal seiner Liebe und Achtung. Allein er erntete damit nur Undank. Seine Brüder hegten gegen ihn den instinctiven Neid beschränkter Geister gegen ein ihnen nahestehendes und doch unendlich überlegenes Genie. Sie hatten Friedrich von dem Vater geringgeschätzt und mishandelt gesehen; so gewöhnten sie sich frühzeitig an den Gedanken, daß jener eigentlich der des Thrones am wenigsten würdige unter ihnen und daß der Staat in Gefahr sei, wenn sie nicht zu dessen Rettung thätig wären. Friedrich aber wollte ihnen die Mitregierung, die sie sich anzumaßen Lust hatten, selbstverständlich nicht gestatten. Daher die Abneigung, ja der förmliche Haß der Brüder gegen den Monarchen. Sie betrachteten ihn als eine Art von Tyrannen, als einen Verderber des Vaterlandes und der Dynastie, gegen den sie ein förmliches Complot stummer, aber deutlicher Opposition eingingen. Kaum die Schicklichkeit wurde gewahrt. Am weitesten ging hierin Prinz Heinrich, dessen Fähigkeiten ihm keineswegs das Recht gaben, mit der souveränen Verachtung,

Digitized by Google

wie er sie bei jeder Gelegenheit zeigte, auf Friedrich herabzusehen. Schon als er zwanzig Jahre alt war, hatte ihm der König seine unbrüderliche Kälte, sein feindseliges und abstoßendes Wesen vorzuwerfen; „und doch bin ich Ihr Bruder", schreibt er ihm voll Kummer. Mit Festigkeit, aber mit nie erschütterter Zärtlichkeit erträgt Friedrich die Launen und das Uebelwollen Heinrich's und ist unermüdet thätig, ihn wieder an sich zu fesseln.

Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges schien den Brüdern der beste Beweis, daß der König nicht viel besser als ein Tollhäusler sei, der in wilder Verwegenheit den Untergang des Staates riskire. „Alles", schrieb damals der Prinz von Preußen, „alles verkündet den Verfall unsers Landes. Wenn das im Schicksalsbuch geschrieben steht, so können wir freilich dem nicht entgehen. Wir sind in der Lage eines Schiffskapitäns, der, ehe er sich auf entehrende Bedingungen ergibt, das Feuer in die Pulverkammer wirft. Meine Kinder werden vielleicht die Opfer früherer Fehler sein."

Das klingt melancholisch genug. Aber was soll man zu dem wilden tückischen Hohn sagen, mit dem Prinz Heinrich nach dem Unglück von Kollin an seine Schwester Amalie schreibt: „Endlich ist Phaëton (Friedrich!) gefallen, und wir wissen nicht, was aus uns werden soll. Das Datum des 18. wird für immer verhängnißvoll für das Haus Brandenburg sein. Phaëton hat für seine Person Sorge getragen, und hat sich zurückgezogen, ehe der Verlust der Schlacht völlig entschieden war." Wie herrlich sticht gegen dieses kleinmüthige, egoistisch boshafte Verfahren die einfache Heldengröße des Königs ab, der im größten Unglück das Vertrauen zu seinem Volke und Staate nicht verlor, nie an sich, stets nur an sein Preußen dachte!

Prinz August Wilhelm wurde nach dieser Niederlage mit dem Befehle der Elbarmee betraut. Da er aber völlig Muth und Zuversicht verloren hatte, beging er eine Reihe der schwersten Fehler und zog sich so eilfertig zurück, daß dabei das Heer große Verluste erlitt. Der König war darüber höchst erzürnt

Digitized by Google

und gab seinem Aerger lauten und öffentlichen Ausdruck. Hierauf verließ, wie wir wissen, der Prinz sofort die Armee und ging nach Oranienburg, wo er schon im nächsten Sommer 1758 starb: wie man sagt, aus tiefem Kummer über die erlittene Kränkung.

Jedenfalls betrachtete Prinz Heinrich den König als den Mörder des Bruders. Vergebens hatte der Herrscher mit liebender Sorgfalt an der Krankheit desselben Antheil genommen, ihm mille tendresses sagen lassen, immer wieder, vom Feldlager aus, nach dessen Befinden gefragt. Vergebens spricht Friedrich in seinen Briefen an Heinrich seinen innigsten Schmerz auf das überzeugendste aus. „Bisweilen", schreibt er einmal, „entreißen mich meine Beschäftigungen unserm gemeinsamen Gram: aber dann kommt derselbe plötzlich mir wieder in Erinnerung, und mein Herz blutet, und ich werde furchtbar traurig. Jeder Brief von meinen Schwestern, der Anblick *seines* Regiments, alles erregt mich aufs tiefste." Vergebens hatte die Umgebung des Königs von dessen tiefem, ungeheucheltem Kummer bei Empfang der Trauerbotschaft zu erzählen, wie er Stunden in Thränen zubrachte, keines andern Gedankens fähig, als an den theuern Todten; noch einen Monat später sagte er seinem Vorleser de Catt: „Der Verlust dieses Bruders kommt mir nicht aus dem Sinn, und trotz aller Mühe, die ich mir gebe, mich anderweitig zu beschäftigen, tritt sein Bild unabläßig vor meine Seele, um sie zu foltern." Prinz Heinrich fuhr fort, den Monarchen für einen herzlosen und dabei unfähigen Despoten zu halten. Wunderbar: während ganz Europa Friedrich's Genie bewunderte, konnte oder wollte dessen Familie allein dasselbe nicht verstehen. Heinrich, dem übervorsichtigen und gekünstelten Manövrir- und Postenkettensystem ergeben, sah in den kühnen und heroischen Schlägen, mit denen der König seine Feinde immer wieder einschüchterte und zurückwarf, nur Ausgeburten eines Wahnsinns, der den Staat sicher verderben würde. Wie ein Kind, sprach er alle Augenblicke seinen Aerger und kleinlichen Verdruß dem ältesten Bruder aus und drohte mit seinem Abschied. Friedrich bewies

Digitized by Google

ihm dagegen eine wahre Engelsgeduld. Er antwortete stets auf das liebreichste, überhäufte den Prinzen über Verdienst mit Anerkennung und Lob, suchte ihn von der Richtigkeit seiner eigenen Handlungen zu überzeugen, setzte ihm die Pflicht dem Vaterlande gegenüber in eindringlichster Weise auseinander. Heinrich aber meinte, von dem König mit der größten Ungerechtigkeit behandelt zu werden, und suchte geflissentlich in der Familie, am Hofe und selbst im Offiziercorps eine gehässige Opposition gegen den König großzuziehen. Und als er nun gar über die klägliche Reichsarmee den wenig rühmlichen Sieg bei Freiberg davongetragen, hielt der Prinz sich für den bedeutendsten Feldherrn der Zeit und seinem Bruder weit überlegen.

Nach dem Friedensschlusse schlug Prinz Heinrich sein Hoflager in Rheinsberg auf, wo er nun vierzig Jahre lang fast ohne Unterbrechung residirte. Er blieb mit dem König in Briefwechsel, er besuchte ihn bisweilen und tauschte mit ihm Geschenke aus; allein er haßte ihn bitterer als je und verbarg dies keineswegs vor seiner Umgebung und selbst nicht vor Fremden. Alle Vorzüge Friedrich's bestritt er; seine Siege stellte er als Folgen von Zufälligkeiten oder als blutige und nutzlose Launen jenes dar. Daß Friedrich, der in der polnischen Successionsfrage sich gegen die russische Kaiserin Katharina zur Heeresfolge verpflichtet hatte, nicht erlauben wollte, daß einige polnische Magnaten den Prinzen als Throncandidaten aufstellten, verstimmte denselben aufs neue. Man weiß, daß Heinrich zum Andenken an die Helden des Siebenjährigen Krieges in Rheinsberg einen Obelisken errichtete, auf dem die Namen aller einigermaßen hervorragenden Offiziere prangten, nur Friedrich und dessen Günstling Winterfeldt fehlten in der Liste. Der Siebenjährige Krieg ohne Friedrich den Großen! Die Lächerlichkeit einer solchen Demonstration ist so groß, daß dieselbe offenbar nur auf ihren Urheber zurückfällt.

Friedrich's Schwester Ulrike, die Königin von Schweden, hat von ihm stets die lebhaftesten Beweise zärtlicher Zuneigung erhalten. Auf ihren Abschied vom Vaterlande dichtete er eine

Digitized by Google

Ode, welche die Braut bis zur Ohnmacht erregte. Nach dem Tode des Gemahls lud er sie auf das dringendste nach Berlin ein, und als sie kam, huldigte er ihr ritterlich und auf sinnige und geistvolle Weise. Monatelang blieb sie bei ihm; als sie neun Jahre darauf, 1782, auf fremder Erde starb, widmete ihr der greise Bruder bittere und häufige Thränen. Man sieht, sein Herz war nicht so steinern, wie es wol damals schon geglaubt wurde. Aehnlich war sein Verhältniß zu seiner Schwester Charlotte, der Herzogin von Braunschweig. Auch des Königs unvermählte Schwester, Amalie, Aebtissin von Quedlinburg, wurde von Friedrich auf liebevollste Weise ausgezeichnet, die sie freilich übel genug erwiderte. Schon in ihrer Jugend, ehe eine unglückliche Liebe ihr Herz vollends verbittert hatte, war sie wegen ihrer Bosheit gefürchtet; später war sie als „fée malfaisante" der Schrecken der Familie und des Hofes. Nur der König schien davon nichts zu merken. Er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten und Geschenken aller Art. Nie kam er nach Berlin, ohne bei ihr vorzusprechen: sie war der Gegenstand des einzigen Besuches, den er dort machte. Seine Briefe an sie athmen Liebe und Ergebenheit. In den ersten Jahren nach dem Siebenjährigen Kriege verbrachte er mit ihr den Sylvesterabend bei der sogenannten Table de confidence, an welcher noch vier von dem König besonders ausgezeichnete Damen theilnahmen: seine alte Freundin Gräfin Camas, des Ministers von Finckenstein Schwester Frau von Kannenberg, die Gräfin Kameke, und endlich eine der Gefährtinnen von Rheinsberg, die man damals le Tourbillon genannt hatte, Frau von Morien. Jede der Damen fand unter ihrer Serviette eine Krone und ein Scepter von Zucker, da an jenem Abende ihnen die Herrschaft gebühre. Selbst nach dem Tode der Camas, 1766, hörte die Vereinigung nicht auf. Friedrich blieb mit seiner Schwester stets in Verkehr. Ueberhaupt waren es unter seinen Verwandten vorzüglich die Frauen, die ihn von Zeit zu Zeit auf einige Tage in Potsdam besuchen durften.

Man hat behauptet, Friedrich habe den Thronerben in Unwissenheit und Unkenntniß der Staatsgeschäfte erziehen lassen.

Digitized by Google

Nichts ist unwahrer. Schon als Friedrich Wilhelm, der älteste Sohn des so früh verstorbenen Prinzen von Preußen, das siebente Lebensjahr erreichte, arbeitete er selber für dessen Gouverneur eine Instruction aus. Praktische und theoretische Ausbildung sollte, nach diesem Schriftstück, Hand in Hand gehen. Das Kind sollte mit Menschen verkehren lernen; gleichalterige Knaben, aber auch hervorragende Offiziere sollten zu ihm eingeladen werden. Man müsse ihm die Nothwendigkeit gründlichen Lernens klar machen, übrigens mehr auf Entwickelung des eigenen Denkens und Urtheils als auf todte Gelehrsamkeit sehen. Vor allem sei ihm Geschmack am Soldatenwesen als dem für einen Edelmann schicklichsten Berufe einzuflößen. In religiösen Dingen empfiehlt Friedrich Selbstprüfung und Duldsamkeit, schon wegen der so zahlreichen katholischen Unterthanen Preußens.

Diese Vorschriften sind so völlig aus dem Charakter und der Anschauungsweise des großen Königs hervorgegangen, daß man wohl sieht, wie stark sein Herz bei der Erziehung seines Neffen betheiligt war. Nach August Wilhelm's Tod vertraute Friedrich die Erziehung von dessen drei Waisen dem greisen Feldmarschall von Kalckstein an, mit einem Schreiben, das mit den schönen Worten beginnt: „Mein lieber Marschall! Eine Folge der Unglücksfälle, die mich seit einigen Jahren bedrängen, hat mir soeben einen Bruder geraubt, den ich zärtlich liebte trotz des Kummers, den er mir bereitet hat." Der junge Prinz von Preußen wurde später in Gesellschaft seines großen Oheims selbst sowol in das Waffenhandwerk als auch in die administrative Thätigkeit eingeweiht. Ebenso war sein religiöser Unterricht wie der seiner Geschwister den besten Händen übergeben, nämlich dem würdigen, wahrhaft frommen und biedern Hofprediger Sack. In den folgenden Jahren genoß der Prinz der Unterweisungen der tüchtigsten Staatsbeamten, nahm an den Sitzungen des Generaldirectoriums und der höchsten Gerichte theil, wurde mit wichtigen diplomatischen Sendungen beauftragt und begleitete den König auf dessen Zusammenkünften mit Kaiser Joseph II. in Neisse und Mährisch-Neustadt. Nicht Friedrich's Schuld war es, wenn der Neffe frühzeitig Denk-

Digitized by Google

faulheit und Neigung zu liederlich verschwenderischem Leben zeigte und darüber mit dem Monarchen mehr und mehr zerfiel. Hier durfte derselbe nicht nachgeben. Der preußische Staat mit seinen weitzerstreuten, disparaten Provinzen, seiner stark angespannten Steuer- und Militärlast, seiner unnatürlichen Machtstellung unter so vielen bei weitem ausgedehntern Reichen beruhte nothwendigerweise zum größten Theil auf der persönlichen Befähigung des Herrschers und vor allem auf dessen ernstem Entschluß, sein ganzes Sein und Wesen der unausgesetzten Fürsorge für das öffentliche Wesen zum Opfer zu bringen. Daß nun der zukünftige König so ganz entgegengesetzte Wege einschlug, mußte Friedrich mit Kummer und Zorn erfüllen.

Bei weitem mehr als Friedrich Wilhelm sagte dessen Bruder, der, wie einer seiner Oheime, Heinrich hieß, dem großen König zu. „Prinz Heinrich", sagt er unverhohlen in seinen „Denkwürdigkeiten", „reichbegabt, versprach unendlich mehr als sein Bruder .... Er war mit allen Eigenschaften ausgerüstet, die man einem jungen Menschen wünschen kann." Der Monarch bewies ihm viel Zuneigung und führte ihn auf allen seinen Reisen mit sich. Leider starb er noch sehr jung, 1767. Der König widmete ihm tiefe Trauer, schmerzliche Thränen. Er verfaßte auf den früh Dahingeschiedenen eine beredte Lobschrift, die in der Akademie vorgetragen und zugleich dem Publikum durch den Druck bekannt gemacht wurde.

Prinz Heinrich der Jüngere hätte vielleicht dem greisen königlichen Oheim ein lieber Gefährte, ein Trost des Alters sein können. Da er gestorben, lebte Friedrich von seiner Familie völlig getrennt und kam mit ihr nur bei seltenen feierlichen Gelegenheiten und in steifer etikettenmäßiger Weise zusammen. Aber auch der Kreis der Freunde lichtete sich immer mehr. Algarotti, Voltaire, d'Alembert waren nicht mehr in Potsdam und Berlin erschienen, hatten aber wenigstens stets den brieflichen Verkehr mit dem König fortgesetzt; allein der erste starb 1764, der zweite 1778, der dritte 1783. D'Argens, der in Preußen geblieben, war schon 1771 entschlafen. Der „Lord-

Digitized by Google

Marschall" Keith, des Herrschers anspruchsloser und innig vertrauter Gefährte, schied auch im Jahre 1778 aus dem Leben. Ebenso wurden ihm seine Concertmeister Quantz und Benda, seine Generale Seydlitz, Fouqué, Zieten entrissen. Das ist freilich das Schicksal aller Hochbetagten, die Freunde und Genossen vor sich hinsterben zu sehen. Allein Friedrich hat dieselben nicht wieder ersetzt; er war den Genüssen einer heitern und geistig angeregten Gesellschaft nicht mehr in demselben Maße zugänglich wie in frühern Jahren, und übte auch auf andere nicht mehr die gleiche Anziehung. Daß er seit dem Siebenjährigen Kriege auf das Abendessen, das ihm früher der Glanzpunkt des ganzen Tages gewesen war, aus Gesundheitsrücksichten verzichten mußte, machte ihm die Geselligkeit noch schwieriger. Seine Sarkasmen verscheuchten viele aus seiner Nähe. Zwei Italiener, der Marchese Luccheſini und der Abbé Bastiani, waren fast die einzigen, die wirklich in vertrauten Beziehungen zu dem alternden Herrscher standen. Aber auch Bastiani rief einmal aus: „O großer Adler, schütze mich mit deinen Fittichen, aber verschone mich mit deinem Schnabel!" Nachdem er sich auf seine Domherrnstelle in Breslau zurückgezogen, blieb Luccheſini der einzige Vertraute. Von Zeit zu Zeit kamen noch berühmte oder hochgeborene Fremde nach Potsdam, um dem König ihre Aufwartung zu machen. Nicht immer glückte es ihnen; der König schrieb wol an den Rand des Audienzgesuches: „Ich habe in beiden Händen das Podagra."

Aber so trüb und einsam es auch um Friedrich wurde, so ungünstig sich mehr und mehr seine Gesundheit gestaltete: unermüdlich und rastlos bis zum letzten Athemzuge, mit großartiger und selbstverleugnender Pflichttreue war er in seinem Königsberufe thätig. Ein Beamter, der bis dahin sein Gegner gewesen war, wird von der lebhaftesten Bewunderung ergriffen, da ihm der zweiundsiebzigjährige König, nachdem derselbe von 4 Uhr morgens an ununterbrochen gearbeitet und unzählige Menschen gesprochen und beschieden hatte, um $^1/_2$4 Uhr nachmittags noch zwei Stunden hindurch mit glänzender Frische

Digitized by Google

und Geistesklarheit Instructionen für den konstantinopeler Gesandtschaftsposten in die Feder dictirte, als ob er sich sechs Monate lang mit nichts anderm befaßt hätte! Als ihm sein Leibarzt im Jahre 1781 rieth, seine Revuereise nach Preußen zu verschieben oder zu unterlassen, antwortete er: „Doctor, Er treibt sein Geschäft, ich das meinige; ich will bis zu meinem letzten Augenblicke die Pflichten eines Königs erfüllen." Und doch nannte er sich damals selber „einen wandelnden Leichnam". Fünf Jahre früher hatte er an einen andern unermüdlichen Arbeiter, an den zweiundachtzigjährigen Voltaire geschrieben: „Ich stehe nun sechsunddreißig Jahre am Ruder; die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto schwächer und empfindlicher wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist unterwerfen sich ihrer Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin." Es würde den Eindruck dieser für jeden Beruf beherzigenswerthen, herrlichen Worte abschwächen, wenn man ihnen eine weitere Bemerkung hinzufügte. Und darin handelte er, wie er sprach. Noch ein Jahr vor seinem Tode, im August 1785, wohnte er zu Pferde den großen Manövern seiner schlesischen Truppen, mehr als 50000 Mann, bei, trotz ungünstigsten Wetters. Am vorletzten Revuetage blieb der von Gicht und Erstickungsanfällen geplagte Mann unter strömendem Regen, ohne Mantel, sechs Stunden im Sattel, mit schärfster Aufmerksamkeit die Bewegungen der Truppen verfolgend. Aber schon einen Monat später stellten sich die Vorboten des Endes, trockener Husten, häufige Beklemmungen, Schlafsucht, endlich auch die ersten Anzeichen der Wassersucht ein. Da der König des Nachts früh erwachte, begann er seine Arbeit schon des Morgens 4 Uhr. Dabei unterhielt er noch eine regelmäßige literarische Correspondenz mit dem Baron Grimm. Wahrlich, dieses Mannes Körper konnte den Leiden der menschlichen Natur erliegen, sein Geist niemals!

Die nächsten Monate, zumal seit dem März 1786, waren eine fast ununterbrochene Leidenszeit. Der beständige Husten

Digitized by Google

machte dem König das Liegen unmöglich; er saß im Lehnstuhl, soviel möglich vorn übergebeugt. Seine einzige Erholung war, sich bei schönem Wetter kurze Zeit auf den Balkon tragen zu lassen. „Ich sah", sagte ein fremder Offizier, „diesen greisen Helden, der so oft seine Feinde erzittern gemacht, niedergeschlagen und besiegt von der Krankheit, mit bleichem, von Leiden entstelltem Antlitz, von Hustenanfällen erschüttert. Er trug einen Schlafrock von rothem Sammt, auf dem Kopfe einen alten Federhut; eins seiner mit Geschwüren bedeckten Beine war in weißes Linnen gehüllt, das andere, sollte man es glauben, war gestiefelt. Nach Verlauf von fünf Minuten ließ er sich zurücktragen: ich glaubte, das Gespenst eines Helden gesehen zu haben, das mir aus dem Jenseits erschienen sei." Aber dieser gequälte, zusammengekrümmte Greis umfaßte noch den gesammten Staat mit seiner landesväterlichen Thätigkeit, ließ sich Fremde vorführen und las im Plutarch. Die Gewißheit des nahen Todes schreckte ihn nicht. Dem Herzog von Kurland sagte er scherzend: wenn derselbe einen guten Nachtwächter brauche, so bäte er sich dieses Amt aus, da er des Nachts vortrefflich wachen könne. Seinen Verwandten, Ministern und Generalen suchte er seinen hoffnungslosen Zustand möglichst zu verbergen, um Nichtachtung seiner Befehle und Nachlässigkeit im Dienste zu verhüten. Von der Wassersucht geschwollen und so angegriffen, daß er sich ohne fremde Hülfe nicht aus seinem Lehnstuhl erheben konnte, von Schmerzen geplagt, gab er doch nie das geringste Zeichen von Weh oder Ungeduld, behielt er eine heitere und ruhige Miene bei und plauderte mit seiner Umgebung auf das geistreichste von Politik, Literatur, Geschichte, Landbau. Im Gegentheil scheint er in den letzten Monaten seines Lebens milder und geduldiger gewesen zu sein als je zuvor.

Am 10. August schreibt er an seine Schwester, die Herzogin von Braunschweig: „Meine verehrte Schwester! Der hannoversche Arzt" — der bekannte Zimmermann — „hat sich bei Ihnen wichtig machen wollen, liebe Schwester; in Wahrheit ist er mir nutzlos gewesen. Die Alten müssen den Jungen Platz

Digitized by Google

machen, damit jede Generation ihre Stelle finde; und bei Lichte besehen, besteht das Leben darin, seine Mitbürger sterben und geboren werden zu sehen. Inzwischen fühle ich mich seit einigen Tagen etwas leichter. Mein Herz bleibt Ihnen unverbrüchlich ergeben, meine gute Schwester." Kann man philosophischer schreiben, wenn es sich um die Leiden und den Tod eines Fremden handelt?

Am 15. August fertigte er mit schwacher Stimme, aber mit ungeschwächter Geisteskraft, zum letzten mal die Staatsgeschäfte ab, darunter wichtige diplomatische Depeschen und die Disposition zu einem Manöver der potsdamer Garnison, mit einer vollkommen richtigen und zweckmäßigen Anwendung auf das Terrain. Am folgenden Tage nahm die Schwäche zu, er konnte kaum noch vernehmliche Worte äußern. Am nächsten Morgen, den 17. August 1786, um 2 Uhr 20 Minuten, entschlief Friedrich sanft und still. Sein einziger Genosse war sein Kammerdiener Strützki. Ruhig und geschäftsmäßig wie sein Leben hatte er auch sein Ende bereitet. Kein Priester war dem sterbenden Philosophen genaht, kein Gepränge hatte ihn umgeben: durch nichts wollte der König sich von andern Sterblichen unterscheiden. Freilich, wehmüthig ist es, den sterbenden Helden, den wahren Gründer von Preußens Größe und damit von Deutschlands Einheit und Macht, so einsam und verlassen hinscheiden zu sehen. Die treue Liebe der Angehörigen oder Freunde, welche dem Aermsten die letzten Lebenstage verschönt und das Ringen mit dem Tode erleichtert, blieb diesem großen Herrscher versagt. In spartanischer Entsagung hat er gelebt und gewirkt, in spartanischer Entsagung ist er gestorben.

Digitized by Google

Gotthold Ephraim Lessing.

Von

Julian Schmidt.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
22 MAY 1936
OF OXFORD

Digitized by Google

Ueber hundert Jahre ist er todt, und doch kommt es uns vor, als hätten wir ihn persönlich gekannt, mit ihm verkehrt; wir gedenken seiner wie eines jüngst Dahingegangenen mit herzlichem Andenken und mit Bedauern, daß es uns nicht mehr verstattet sein soll, von ihm über alles, was uns durch den Kopf geht, Belehrung zu empfangen oder auch harmlos und lustig mit ihm zu plaudern. So nahe stehen uns seine Schriften, so sehr sind wir gewöhnt, mit ihm zu denken und zu empfinden! Von wie wenigen unserer großen Schriftsteller kann man das sagen! Männer, die ebenso stark, vielleicht noch stärker, den eigentlichen Nerv unsers Lebens berührt haben: welche Mühe kostet es, uns ihre Gestalt zu vergegenwärtigen, den Zusammenhang ihrer Ideen zu überblicken! Lessing dagegen glauben wir vollständig zu kennen, und kennen ihn zum Theil wirklich sehr gut.

Lessing ist für Deutschland neben Friedrich dem Großen und Kant der vorzüglichste Vertreter des Geistes, der das 18. Jahrhundert charakterisirt, wie es Voltaire für Frankreich und zum Theil für Europa war. Gegen diesen Geist sind wir im Wendepunkt des Jahrhunderts ungerecht gewesen; wir haben nachträglich unsern Irrthum eingesehen, und arbeiten immer eifriger darauf hin, uns mit den Hauptvertretern desselben zu verständigen.

Um Lessing in seiner vollen Größe zu übersehen, namentlich in dem knappen Raum, der dieser Darstellung zugemessen ist, müssen wir alles Gleichgültige seines Lebens und Wirkens

Digitized by Google

fallen lassen und nur die schöpferischen Momente hervorheben. Es wäre z. B. recht unterhaltend, Lessing in seine zahlreichen Händel zu verfolgen und zu zeigen, mit welchem Geschick er einen Gegner nach dem andern abfertigte. Aber für seinen eigentlichen Werth kommen die Einzelheiten dieser Händel wenig in Betracht. Es gilt nicht, festzustellen, durch welche Mittel er seine neugefundenen Wahrheiten dem Publikum einschärfte, sondern worin diese Wahrheiten bestanden.

Wie so viele unter den Gründern und Führern unserer classischen Literatur wuchs Lessing in einem evangelischen Pfarrhause auf. Er war am 22. Januar 1729 geboren, in Kamenz, einer Stadt der sächsischen Lausitz, wo sein Vater die Stelle eines Stadtpfarrers bekleidete. Die Familie gehörte seit Jahrhunderten zu der mittlern Schicht des höhern Bürgerthums; sie hatte fast nur studirte Leute aufzuweisen, Beamte, Lehrer und Geistliche. Der Vater gehörte, wie fast alle sächsischen Geistlichen, zum rechtgläubigen Lutherthum; er hatte die Streitschriften seiner Kirche gründlich studirt, hatte sich aber trotz aller Leidenschaftlichkeit seiner Natur nie zur Verfolgung der Andersgläubigen hergegeben. Von seinem Charakter gibt der Sohn gelegentlich ein Bild, das jede weitere Beschreibung überflüssig macht.

Lange nach dem Tode seines Vaters, als Lessing einmal eine recht leidenschaftliche Streitschrift beendigt hatte, merkte er, daß er in dieser Erregung die Zähne auf die Lippen preßte. „Indem ich das thue, sogleich steht er vor mir, mein Vater seliger. Das war seine Gewohnheit, wenn ihn etwas zu wurmen anfing; und so oft ich ihn mir einmal recht lebhaft vorstellen will, darf ich mich nur in die Unterlippe beißen. Wenn ich ihn mir auf andere Veranlassung recht lebhaft denke, sogleich sitzen die Zähne auf meiner Lippe. Gut, alter Knabe! gut. Ich verstehe dich. Du warst ein so guter Mann und zugleich ein so hitziger Mann. Wie oft hast du es selbst geklagt, mit einer männlichen Thräne im Auge geklagt, daß du so leicht dich erhitztest, so leicht in der Hitze dich übereilst. Wie oft

Digitized by Google

sagtest du mir: Gotthold, nimm ein Exempel an mir, sei auf der Hut! Denn ich fürchte, ich fürchte — und ich möchte mich doch so gern, wenigstens in dir, gebessert haben! — Ja wohl, Alter! ja wohl, ich fühle es noch oft genug."

Die Familie wuchs, wie es in den Pfarren jener Zeit gewöhnlich war, sehr zahlreich auf; die Mittel waren schmal und es schien selbstverständlich, daß Lessing als der älteste Sohn die Ehre des Hauses in einem Pfarramt zu vertreten haben würde. Daß er schon als Knabe ketzerische Neigungen verrieth, d. h. Fragen aufzuwerfen liebte, deren Beantwortung aus den Symbolischen Büchern nicht ganz leicht war, würde an sich diese Bestimmung nicht beeinträchtigt haben. Trotz zahlreicher Eiferer vom alten Schlage war die protestantische Kirche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Grunde liberal; sie ließ Pietisten und Orthodoxe, Calixtiner und Wolfianische Rationalisten gelten. Zudem fühlte sich der junge Lessing in seiner lutherischen Kirche völlig heimisch: er war bibelfest, verehrte Luther über alles, wußte in den Symbolischen Büchern Bescheid, und hatte im Vaterhause sich daran gewöhnt, seine Kirche trotz aller Mängel als die normale sittliche Existenz zu betrachten; aber seine ganze Art, abgesehen von allen Controversen, widerstrebte dem geistlichen Beruf.

Lessing war keine religiöse Natur; er hatte nicht das Bedürfniß, in sich einzukehren, über sein Verhältniß zu Gott nachzudenken und dieses Nachdenken zur Empfindung zu erhöhen; er hatte nicht das Bedürfniß, sich selbst oder andere zu erbauen. Der Zustand der Erbauung kam ihm als ein unfreier vor; und die Menschen zu erbauen, galt doch als die erste Pflicht jedes Predigers, bei den Rationalisten wie bei den Supranaturalisten. Lessing wollte auch in der Religion die Wahrheit suchen; die gefundene zur Besserung anderer zu verwerthen, war nicht seine Sache, sein Lehrtrieb war ziemlich schwach.

Gleichwol hatte er nichts dagegen, als er im zwölften Jahre (Juni 1741) die Fürstenschule zu Meißen und im siebzehnten die Universität Leipzig bezog (September 1746), Schule und Universität als Vorstufen zum theologischen Amt zu be-

Digitized by Google

trachten. Man war ohnehin in den protestantischen Schulen gewöhnt, die alten Sprachen als Mittel zur gründlichern theologischen Erkenntniß zu benutzen. Aber gerade um diese Zeit fing das Mittel an, das Interesse für den Zweck zu überwiegen: Heyne, gleichalterig mit Lessing, war einer der ersten, die sich offen zum Studium der reinen Philologie bekannten.

Die Fürstenschule zu Meißen war eine günstige Vorbereitung für das philologische Studium, und Lessing, der mit einem entschiedenen Talent eine starke Lernbegierde verband, drängte in seinen Arbeiten leidenschaftlich vorwärts. „Er ist ein Pferd, das doppeltes Futter braucht", sagte von ihm der Rector; „was andern große Mühe macht, wird ihm kinderleicht." Er konnte daher auch vor dem gewöhnlichen Alter entlassen werden. „Ein guter Knabe, aber etwas moquant!", äußerte sich ein anderer seiner Lehrer, und als später Lessing's jüngerer Bruder die Schule besuchte: „Sei so fleißig wie Gotthold, aber nicht so naseweis!"

Gründlich für die Universität vorbereitet, genoß Lessing in Leipzig den Unterricht zweier ausgezeichneter Philologen, Ernesti und Christ: der letztere berühmt als der eigentliche Begründer der Archäologie in Deutschland. Schon nach den ersten Semestern in Leipzig konnte sich Lessing zu den tüchtigen Philologen rechnen. Bei seinem großen Scharfsinn, seinem guten Gedächtniß und seinem unabläßigen Fleiß wuchs ihm nicht nur der Lernstoff unter den Händen, sondern er bemühte sich, eigen zu erfinden. Zeit seines Lebens ist die Philologie seine eigentliche Wissenschaft geblieben, und man kann die philologische Methode auch in seinen anderweitigen Arbeiten verfolgen. So hätte man, als ihm immer deutlicher wurde, daß er nicht für die Theologie bestimmt sei, annehmen sollen, er würde sich ganz der Philologie widmen; statt dessen ließ er sich, da er 1748 von Leipzig nach Wittenberg übersiedelte, als Studiosus der Medicin einschreiben und blieb nominell mehrere Jahre in dieser Facultät. Von ernsthaften Studien innerhalb dieses Faches zeigen sich wenig oder gar keine Spuren; es war nur eine Firma, die er doch einmal wählen mußte. Wollte er die

Digitized by Google

Philologie zu seinem Brotstudium machen, so mußte er seine Augen auf ein Lehramt oder eine Professur richten, und zu beidem hatte er keine Lust: er betrachtete die Philologie als Mittel, seine eigene Kenntniß von den Alten zu erweitern und in den gelehrten Fehden, die er voraussah, in allen Sätteln gerecht zu sein; als Pädagog wäre er sich wunderlich vorgekommen.

Schon in Leipzig hatte er als seinen eigentlichen Beruf den schriftstellerischen erkannt und mit dieser Entscheidung die Stellung gewonnen, die ihm in der Geschichte der deutschen Literatur werden sollte. Wenn diese Wahl ihm manches Leid bereitete, so machte sie allein es doch möglich, alle Kräfte, die in seiner Natur lagen, zum reinsten und vollsten Ausdruck zu bringen.

Seit dem Frieden von Utrecht, mit welchem die lange böse Kriegszeit des 17. Jahrhunderts ein Ende nahm, hatte man angefangen, theoretisch wie praktisch der Dichtkunst wieder eine ernstere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Man hatte sich von dem Schwulst der zweiten schlesischen Schule losgesagt, die unter italienischen Einflüssen aufgeblüht war, und Rath und Hülfe bei den beiden Völkern gesucht, die nun in den Vordergrund der europäischen Cultur zu treten schienen, bei den Franzosen und Engländern.

Die letztern wurden Vorbilder der schweizer Kritiker und Poeten; die Franzosen, und zwar das Zeitalter Ludwig's XIV., die Vorbilder der leipziger. Der Führer derselben, Gottsched, nüchtern von Natur und dem Schwulst der schlesischen Schule aufrichtig abgeneigt, verbreitete mit zäher Ausdauer die Regeln, die seit Boileau in Frankreich die gangbaren waren, in Deutschland. Unter diesen Regeln war die eine, daß in der Poesie keine Begriffe, Wort- und Satzbildungen geduldet werden sollten, als die von der guten Gesellschaft, vom Hof und von der Akademie gebilligt waren; daß man sich hüten müsse, ein Ding, das außerhalb dieses Kreises lag, beim rechten Namen zu nennen; daß man sich in diesem Fall durch Umschreibungen zu helfen habe. Mit dieser Theorie richtete Gottsched um so

Digitized by Google

größern Schaden an, da er ein rühriger Parteimann war und durch Protection aller Mittelmäßigkeiten eine Massenwirkung ausübte, in welcher jedes freie Talent ersticken mußte.

Die theoretische Polemik der Schweizer hatte gegen ihn nicht viel ausgerichtet; dagegen erfolgte ein Umschwung des Geschmacks, als einige seiner ehemaligen Anhänger, ohne sich auf Polemik einzulassen, sich von seinem Einfluß lossagten und auf eigene Hand in der althergebrachten deutschen natürlichen Art und Weise ihre Gedanken und Empfindungen ausdrückten. Das war etwa zwei Jahre vor Lessing's Ankunft in Leipzig geschehen, in einer Zeitschrift, die „Bremer Beiträge", an welcher in Leipzig Gellert, Küstner, Rabener und andere mitarbeiteten. Sie gaben die poetischen Umschreibungen auf und führten die natürliche Ausdrucksweise auch in die Poesie ein. Ungefähr gleichzeitig sammelte sich in Halle und Berlin ein ähnlicher Dichterkreis: Gleim, Uz, Ramler, Ewald von Kleist u. s. w. Der Unterschied zwischen den beiden lag darin, daß die Leipziger als ihren Hauptzweck Verbreitung der Rechtschaffenheit und Tugend, und Krieg gegen das Laster bekannten, während die Poeten von Halle ausschließlich der Freude nachgingen und nicht müde wurden, Liebe und Freundschaft, Wein und Küsse zu empfehlen. Aber sie kamen darin überein, für die Dichtung die einfachsten und natürlichsten Formen zu suchen; sie gaben die hergebrachten französischen Versmaße nicht ganz auf, aber sie schränkten sie ein und suchten Versformen zu finden, die sich der natürlichen Gestalt der deutschen Sprache wie ein bequemes Gewand anfügten.

Erst um 1747 tauchte bei den Dichtern aus der hallischen Schule, vornehmlich aus Abneigung gegen den Alexandriner, die Idee auf, die Horazischen Versmaße aufs Deutsche zu übertragen: und Uz und Ramler in ihren Oden, Ewald von Kleist in seinem „Frühling", gaben, obgleich sie das Horazische Versmaß noch ziemlich willkürlich behandelten, Klopstock Veranlassung, 1748 seinen Messias in reinen Hexametern zu dichten und später in seinen Oden nicht blos Horazische, sondern Pindarische Versmaße anzuwenden. Klopstock's Ueberschwenglichkeit in seinen

Digitized by Google

religiösen und erotischen Empfindungen hat sich lange überlebt, aber der Adel und die Kühnheit, die er der deutschen Sprache einhauchte, hat ebenso mächtig wie nachhaltig auf das Aufblühen unserer Poesie eingewirkt.

Das alles ging vor, während Lessing sich in Leipzig aufhielt; die ersten Gesänge des „Messias" erschienen kurz vor seinem Abgang von Leipzig, die ersten größern Oden Klopstock's bald nach demselben. Es sind Zeugnisse genug vorhanden, daß ihm beides sehr imponirte; zugleich aber lag in der Uebertreibung des Gefühls etwas Abstoßendes für ihn. Lessing begann seine schriftstellerische Thätigkeit als lyrischer Dichter. Für die kurze Zeit, die er der Lyrik widmete, hat er ziemlich viel hervorgebracht und großen Beifall gefunden, der ja zum Theil noch heute in der Erinnerung lebt. Noch heute wird sein Zechlied: „Gestern, Brüder, könnt ihr's glauben", in jeder lustigen Gesellschaft gesungen. In seiner Richtung schloß er sich der hallischen Schule an, oder vielmehr er setzte gleich ihr fort, was Volksdichter wie Christian Weise oder Hagedorn mit Glück angewandt hatten; er sang nur von Wein und von Liebe, zum Theil sehr liebenswürdig, wie das folgende Liedchen bezeugen mag:

Zum Mädchen wünscht' ich mir
Ein junges, nettes, tolles Ding,
Leicht zu erfreuen,
Schwer zu betrüben,
Im Wuchse schlank,
Im Gange flink,
Von Aug' ein Falk,
Von Mien' ein Schalk;
Das fleißig, fleißig liest:
Weil alles, was es liest,
Sein einzig Buch, der Spiegel ist!
Das immer gaukelt, immer spricht,
Und spricht und spricht von tausend Sachen,
Genug es spricht mit Lachen
Und kann sehr reizend lachen.
Solch Mädchen wünscht' ich mir!

Digitized by Google

Du Freund! magst deine Zeit
Nur immerhin bei schöner Sittsamkeit,
Nicht ohne seraphin'sche Thränen,
Bei Tugend und Verstand vergähnen.

Als seine fromme Schwester ihn wegen solcher Frivolitäten zurechtwies, lachte er zwar über die junge Puritanerin, fühlte sich aber doch einigermaßen betroffen. Er versicherte steif und fest, er habe in diesen Liebes- und Weingedichten keineswegs seine eigene Empfindung dargestellt, sondern sich nur in einer beliebten Kunstgattung üben wollen. Er ging dann in der Consequenz immer weiter: genau so habe es Horaz gemacht, ja alle wahrhaft großen Dichter hätten nicht blos Empfindungen, sondern auch Gedanken dergestalt aneinandergereiht, daß ein wohlklingendes harmonisches Ganzes daraus hervorgegangen, einerlei, ob die Empfindungen und Gedanken bei einer genauern Prüfung den Vollgehalt bewährten oder nicht.

Man würde Lessing unrecht thun, wenn man auf solche Aeußerungen, selbst wo er sie häufig wiederholt, zu großes Gewicht legte. Lessing pflegte zu sagen, wenn es eine extreme Richtung zu arg mache, so werfe er sich mit aller Energie in die entgegengesetzte, um das Gleichgewicht herzustellen, und so machte er es auch hier. Bodmer, Klopstock und ihre Anhänger waren so überschwenglich in ihrer Behauptung, man müsse, um große Empfindungen darzustellen, große Empfindungen haben, daß Lessing sich mit aller Gewalt auf die entgegengesetzte Seite warf. Die heutige Aesthetik wird wol Klopstock recht geben und Lessing's Paradoxie daraus erklären, daß er eben kein geborener Lyriker war, daß ihm sowol die Lust als die Fähigkeit abging, sich in eine Traumwelt zu versenken, sein Gemüth dem Spiel der Empfindungen anheimzugeben. Nicht blos die Ueberschwenglichkeit, der sich Klopstock in seinen Liebesempfindungen überließ, war ihm zuwider, sondern ebenso die überreizte Sinnlichkeit Gleim's und seiner Schule.

Hat Lessing in seiner Lyrik, die freilich bald ein Ende nahm, wirklich blos in einem beliebten Kunststil sich üben

Digitized by Google

wollen? — Da uns Lessing's Persönlichkeit gerade so lieb und werth ist wie sein schriftstellerisches Treiben, darf man die Frage wol aufwerfen.

Daß er dem Wein nicht abhold war, wird urkundlich wiederholt bestätigt: der Himmel wird es ihm wol vergeben haben! War ihm doch ein schlimmeres Laster, das Spiel, nicht fremd. Aber von der Liebe ist in seinem Leben bis an sein vierzigstes Jahr gar nicht die Rede, und zur Heirath entschloß er sich erst im achtundvierzigsten. Man hat sich alle mögliche Mühe gegeben, etwas Geheimes zu ermitteln; aber es ist nichts dabei herausgekommen. Lessing hatte durchaus nichts von einem gelehrten Duckmäuser; gleich nach seiner Ankunft in Leipzig, als er die Unbehülflichkeit seiner Schulbildung bemerkte, war er eifrig darauf bedacht, sich körperlich und geistig zu einem gewandten Weltmann auszubilden; er lernte tanzen, fechten, voltigiren, er ging viel in Gesellschaften, er verkehrte sogar mit Schauspielern. Feinheit des Benehmens und der äußern Haltung zeichnete ihn bis in sein spätes Alter aus. Er war, wie auch seine Porträts bezeugen, ein hübscher, wohlgebildeter, stattlicher Mann, hatte einen starken Trieb zur Geselligkeit und konnte so liebenswürdig sein, daß er im Handumdrehen selbst den Uebelwollenden bezauberte. Daß er mit diesen Gaben gar kein Verhältniß zu Frauen gehabt haben sollte, ist unwahrscheinlich; aber völlig ausgemacht ist, daß solche Verhältnisse, wenn sie bestanden, in seinem geistigen Leben nur eine untergeordnete Rolle spielten. Daß er wahrer, tiefer Liebe fähig war, zeigt seine Ehe und der furchtbare Schmerz bei dem frühen Tode seiner Gattin; aber der Briefwechsel mit derselben während des sechsjährigen Brautstandes macht doch auf uns, namentlich wenn wir von der Lektüre der Goethe'schen Briefe kommen, einen ganz seltsamen Eindruck: er sieht bei aller echten Liebe mitunter fast trocken, nüchtern, geschäftsmäßig aus. Möglich, daß er absichtlich zurückhielt, daß er es bei einem reifern Manne für unziemlich hielt, sich zu leidenschaftlich zu ergießen; aber wer auf diese Weise zurückhalten kann, zeigt eben damit, daß der Trieb

Digitized by Google

seiner Natur nicht übermächtig ist. Für den Dichter lag darin immerhin ein gewisser Mangel. Es ist freilich eine französische Unart, in jedes dramatische Problem eine Liebesangelegenheit einmischen zu wollen; aber es gibt Probleme, die es unbedingt erheischen. Solche Probleme hat Lessing in Sarah Sampson, in Minna, Emilia und Nathan behandelt, und gerade diese Seite des Problems kommt am schwächsten heraus. Hätte Lessing in seinen Erinnerungen wärmere, lebhaftere Farben dafür gefunden, so würde er nicht gezögert haben, sie anzuwenden. Der dramatische Gang seiner Stücke hätte damit eine entschiedenere Richtung gewonnen, es würde in den Problemen manches klarer sein.

Hielt die lyrische Poesie bei Lessing nicht lange vor, so blieb ihm dagegen die dramatische Muse vom Anfang bis Ende seines Lebens treu. Wie in seinem wissenschaftlichen Treiben die Philologie die eigentliche Basis bleibt, so ist er als Künstler durchaus Dramatiker. Nicht blos in seinen eigentlichen Schauspielen, sondern vielleicht noch mehr in seinen prosaischen Streitschriften: jeder Streit und jede tiefer gehende Erörterung gestaltet sich unvermerkt unter seinen Händen zu einer dramatischen Scene.

Schon früh ging ihm dieses Talent auf. Bereits 1747, also 18 Jahre alt, fand er Gelegenheit, mit der leipziger Bühne in Berührung zu kommen.

Das Theater hatte in den Streitigkeiten zwischen Gottsched und den Schweizern eine hervorragende Rolle gespielt. Gottsched hatte 1728 die Schauspiel-Directrice Neuber zur Austreibung des Hanswurst veranlaßt und durch ihre Hülfe dem Publikum regelmäßige, d. h. in französischer Art gearbeitete Schauspiele vorgeführt. Die Neuber war zwar später von Gottsched abgefallen, aber die von ihm gefundene Form war geblieben, auch im Lustspiel. Entweder übersetzte man französische Stücke, oder man bildete sie nach. Besonderes Glück hatte in Leipzig Gellert gemacht, 1745—46, mit der „Betschwester", dem „Los in der Lotterie" und einigen andern Stücken. Es waren sogenannte

Digitized by Google

Schiebladenstücke, d. h. eine lächerliche oder schlechte Charaktereigenthümlichkeit wurde so lange hin- und hergewendet, daß sie von allen Seiten zum Vorschein kam; auf Intrigue oder Handlung wurde nicht viel gegeben. In derselben Manier arbeitete nun der junge Lessing für seine Freundin, die Neuber, ein Lustspiel aus: „Der junge Gelehrte", das Januar 1748 aufgeführt wurde und viel Beifall fand. Der Hochmuth eines jungen Magisters, der sich für eine wissenschaftliche Größe hält, weil er eine Masse Notizen und Büchertitel im Kopfe hat, wird von allen Seiten gegeiselt. Die Führung des Stückes ist in der Art Gellert's, aber der Ton ist munterer, lebhafter, geistreicher.

Mit diesem Stück beginnen Lessing's dramatische Studien und Entwürfe. Wenn er in spätern Jahren einmal äußert, er verdanke, was er im Drama geleistet, fast alles der Kritik, so liegt in dieser Aeußerung, mit welcher der Aberwitz einen lächerlichen Misbrauch getrieben hat, ein kleiner Kern von Wahrheit.

Schon auf der Schule hatte Lessing mit besonderer Vorliebe die lateinische Komödie studirt. Er setzte diese Studien auf der Universität und später unabläßig fort und dehnte sie dann auf die dramatischen Schriftsteller der Engländer und Franzosen, der Spanier und Italiener aus, sodaß er allmählich eine sehr umfassende Kenntniß der gesammten dramatischen Literatur erwarb. Um sich durch seine Lektüre zugleich fortzuhelfen, übersetzte er das Gelesene stückweise, gab Auszüge daraus und stellte sich den Stücken kritisch gegenüber. Er merkte die glücklichen dramatischen Motive an, suchte ihnen die Mache abzusehen, zu ermitteln, wo sie es versehen und wo man es besser machen könne.

Er war als echter Sohn des 18. Jahrhunderts überzeugt, daß die menschliche Natur im wesentlichen stets dieselbe geblieben sei, daß man sie zu allen Zeiten auf die nämliche Weise anregen, spannen und rühren könne; er verachtete die willkürlichen Regeln, die Gottsched den französischen Kunstrichtern abgelernt, glaubte aber fest an ein dramatisches

Digitized by Google

Gesetz, dem man durch eine reiche und geprüfte Erfahrung immer näher kommen könne. So fühlte sich der Kritiker zugleich productiv: er legte zahlreiche Entwürfe an, welche die Vorzüge jener Muster ausnutzen und ihre Fehler vermeiden sollten. Da ihm auf dem Theater das Costüm, auch das sittliche, religiöse und politische, als etwas Gleichgültiges vorkam, so ging er durchweg darauf aus, die alten Fabeln und Motive zu modernisiren, nur damit im Publikum nicht störende Nebengedanken aufkämen.

So zahlreich diese Entwürfe waren, so selten führte er sie vollständig aus, und wenn er sich schmeichelte, an Fruchtbarkeit ein zweiter Goldoni werden zu können, verwechselte er den Plan mit der Ausführung.

Von den Stücken, die er von 1748—65 fertig machte, sind außer dem „Jungen Gelehrten" nennenswerth nur „Der Freigeist" 1753, „Miß Sarah Sampson" 1755 und „Philotas" 1759. Sie können sämmtlich in der dramatischen Literatur keinen sehr hohen Rang beanspruchen.

Der „Freigeist" hat, abgesehen von dem sittlichen Grundthema, daß Rechtschaffenheit mit jeder Glaubensrichtung vereinbar sei, die Führung eines gewöhnlichen französischen Intriguenstücks, ist übrigens im Ton frisch, munter und neckisch. „Miß Sarah Sampson" rührte damals das deutsche und selbst das französische Publikum ausnehmend; heute stößt uns das Stück ab, theils durch seinen weinerlichen Ton, theils durch seinen ungeschickten schleppenden Gang. Freilich sind die beiden Hauptfiguren, Mellefont und die Marwood, vortrefflich gedacht: der verführbare und verführerische junge Edelmann, den eine unüberwindliche Scheu abhält, sich zu binden, und die gewaltthätige Buhlerin, die sich in ihrer Leidenschaft vor dem Entsetzlichsten nicht scheut. Auch bei diesen beiden Figuren haben ihm ältere englische Typen vorgeschwebt, die er gar nicht verheimlichen wollte; denn sämmtliche Namen des Stückes sind irgendeiner englischen Komödie aus dem 17. oder 18. Jahrhundert entnommen.

Am meisten befremdet uns heute der „Philotas". Der

Digitized by Google

heroische Entschluß eines jungen Prinzen, um der Größe seines Vaterlandes willen freiwillig zu sterben, soll uns rühren und erheben; er wird aber mit einer so ängstlichen Ausscheidung aller nicht unbedingt nothwendigen Details dargestellt, daß man meinen sollte, Lessing habe sich die Regeln der Franzosen zum Muster genommen, wenn das Stück nicht in Prosa geschrieben und in Ton und Haltung der französischen Rhetorik durchaus entgegengesetzt wäre.

Dies waren Lessing's dramatische Arbeiten von seinem achtzehnten bis dreißigsten Jahre; vergleicht man sie mit dem Erstlingsstück eines andern Dramatikers, mit den „Mitschuldigen", die Goethe gleichfalls im achtzehnten Jahre schrieb, so kommen sie sehr zu kurz. Man merkt bei Lessing, daß er sich seine Probleme und Fabeln erdacht hat, daß wenigstens der Verstand wesentlich dabei mitwirkte; bei Goethe dagegen ist alles angeschaut; die Figuren, so wenig sie moralisch Billigung verdienen, strotzen förmlich von Fleisch und Blut, und den Gang der Handlung würde Lessing, der sich später über die Planlosigkeit in Goethe's Entwürfen so hart aussprach, in den Zeiten der „Dramaturgie" mehr gebilligt haben, als die Handlung in seinen eigenen Versuchen.

Auf diese Versuche paßt also Lessing's spätere Aussage über seine dichterische Anlage vollkommen; sie sind weiter nichts als Stilübungen, um sich die schlechte deutsche Convenienz aus den Augen zu schaffen. Sie paßt aber durchaus nicht auf die Werke des reifen Mannes. Nicht jeder echte Dichter zeigt seine volle Kraft bereits in seiner Jugend; wenn Lessing die „Minna von Barnhelm" erst im achtunddreißigsten Jahre schrieb, so hat sie dafür alles überlebt, was nach ihr in derselben Gattung von den Deutschen versucht wurde.

Nicht blos die dramatische Praxis, auch der dramatische Geschmack brauchte bei Lessing Zeit, um zu reifen: erst von den Lateinern ging er zu den Griechen, erst von den Engländern der Restaurationszeit zu Shakspeare über, und das rechte Verständniß des Aristoteles ging ihm erst auf, als er auch in der Praxis die höchste Staffel zu erklimmen im Begriff war.

Digitized by Google

Das Theater sollte schon in der frühesten Jugend auf seinen Lebensgang einen entscheidenden Einfluß üben. Die Aufführung des „Jungen Gelehrten" in Leipzig (Januar 1748) brachte ihn in eine enge Berührung mit der Neuber'schen Schauspielergesellschaft, über die den Aeltern in Kamenz beunruhigende Gerüchte zukamen. Der Vater berief ihn zurück unter dem Vorwand, die Mutter sei erkrankt; Gotthold durchschaute die fromme Lüge, machte sich aber bei strenger Winterkälte sofort auf den Weg und blieb einige Monate im Vaterhause. Man verständigte sich ziemlich vollständig; aber durch die Unterbrechung war Lessing der Aufenthalt in Leipzig verleidet; er entschloß sich, dem Rath eines jungen Freundes, Mylius, zu folgen und nach Berlin überzusiedeln, welches, als die Residenz Friedrich's des Großen, in der Literatur wie in der Politik eine Rolle zu spielen anfing. In Leipzig ließ er keinen nähern Freund zurück als den jungen Christian Felix Weiße, der, wetteifernd mit ihm, für das Theater arbeitete und das so lange fortsetzte, bis Lessing über seine Versuche eine schonungslose Verurtheilung aussprach. Persönlich standen sie sich übrigens immer gut: Weiße war ein harmloser Mensch und Lessing sehr ergeben; Einwirkung irgendwelcher Art hat er auf ihn nicht ausgeübt.

Mylius, welchem Lessing nach Berlin folgte, wäre der letzte gewesen, den ihn die Aeltern zum Führer empfohlen hätten: er war gleichfalls aus Kamenz, hatte in seiner Jugend einmal ein Pasquill auf den Pastor Lessing gemacht, redigirte in Leipzig eine Zeitschrift mit dem gefährlichen Titel „Der Freigeist" und war seines lockern Lebenswandels wegen verrufen. Sie trennten sich unterwegs, Lessing blieb einer Erkrankung wegen über ein halbes Jahr in Wittenberg, und kam erst December 1748 nach Berlin, wo er bis zum December 1755 blieb, mit Ausnahme eines Jahres, December 1751 bis November 1752, wo er, um ernsthafter zu studiren, sich wieder in Wittenberg aufhielt. Die beiden jungen Leute standen sich anfangs in Berlin ganz gut, und Mylius war Lessing bei seinem Fortkommen behülflich. Aber allmählich stellten sich sittliche und

Digitized by Google

ästhetische Widersprüche heraus, und als Mylius 1753 im Auftrag einer naturwissenschaftlichen Gesellschaft nach London abging und daselbst verkam, setzte ihm Lessing ein Denkmal, das man ungeschrieben wünschte: mochten auch alle seine Vorwürfe begründet sein, in dieser Bitterkeit sich über einen alten Freund aussprechen zu können, verräth eine gewisse Unreife des Herzens, die in jenen Jahren mancher seiner Freunde trotz aller Liebenswürdigkeit bei ihm beobachtete.

Lessing's langer Aufenthalt in Berlin, später mehrfach wieder fortgesetzt, wurde maßgebend für den Mann wie für die Stadt. Lessing hat die berliner Atmosphäre eingesogen, und er hat der berliner Art den correcten Ausdruck gegeben.

Das Geschäft des bisherigen Philologen, Lyrikers und Dramatikers wurde nun die journalistische Kritik. Ein Freund, den er bald nach seiner Ankunft in Berlin gewann, Ramler, war ihm darin vorangegangen. Er hatte 1750 kurze Zeit eine kritische Zeitschrift redigirt. Im Grunde war Ramler in seiner poetischen Richtung ihm nicht sympathisch. Seine Lyrik neigte sich immer mehr den lateinischen Mustern zu, und war, wenn auch nach einer andern Richtung, nicht weniger gespreizt als die Gottsched'sche; Lessing hat sich nie in den lateinischen Maßen versucht, nie die verschönernden Umschreibungen angewandt; aber Ramler's Schreibart galt als classisch, und Lessing, der immer bescheiden war, wenn man ihn nicht reizte, ließ das gelten, ebenso die Ueberlegenheit des Urtheils, die der um einige Jahre ältere Mann in Anspruch nahm. Sie hatten manche gemeinsame literarische Interessen, verkehrten harmlos und munter miteinander und ihr Briefwechsel liest sich im ganzen angenehm.

Ramler gab die kritische Beschäftigung bald auf. Dagegen trat Lessing zu Anfang 1751 als literarischer Kritiker in die „Vossische Zeitung" ein und setzte diese Arbeiten bis zu seinem Abgang aus Berlin fort. Wenn seine Kritik sich auch meist auf schöne Literatur und allenfalls auf Theologie bezog, so gab er darüber seine philologischen Arbeiten nicht auf und seine ganze Kritik hat einen überwiegend philologischen Charakter:

Digitized by Google

sie hat es hauptsächlich mit dem Sprachlichen zu thun. Mit besonderer Heftigkeit geiselt er nachlässige Uebersetzungen aus den Griechen und Römern. Ein Fall der Art machte ihn zum berühmten Mann und gab ihm eine gesicherte Stellung innerhalb der literarischen Parteien. Pastor Lange, ein Angehöriger des Gleim'schen Kreises, der als Dichter hauptsächlich die Horazische Form cultivirte, gab eine Uebersetzung des Horaz heraus, in der er sich die unglaublichsten Schnitzer zu Schulden kommen ließ. Lessing machte zuerst einen gemeinsamen Freund darauf aufmerksam und lehnte die Aufforderung desselben, seine Correcturen dem Uebersetzer zur Privatbelehrung mitzutheilen, nicht unbedingt ab. Als er nun gleichwol eine kurze Notiz veröffentlicht, behauptete Lange, dem der Zorn alle Besinnung raubte, Lessing habe Geld von ihm erpressen wollen. Nun erfolgte ein Strafgericht, wie es so blutig in Deutschland noch nicht vorgekommen war. Grob genug waren die literarischen Streitschriften in Deutschland immer gewesen; aber diese Steigerung in den Insulten verrieth den geborenen Dramatiker, und das Publikum konnte sich um so unbefangener dem glänzenden Witz überlassen, da Lessing's Anklagen vollkommen begründet und unwiderleglich waren. Sachlich will die Schrift nicht viel bedeuten, aber sie hat sich in Erinnerung erhalten, weil alle Welt davon sprach.

Einen so derben Kämpfer für sich zu gewinnen, mußte den bestehenden literarischen Parteien von der größten Wichtigkeit sein. Seit 1740 wüthete der Krieg zwischen den Anhängern Gottsched's und Bodmer's. Er schien im Anfang von einem principiellen Gegensatz auszugehen: die Schule Bodmer's suchte im Herzen die wahre Quelle der Dichtkunst und wollte derselben die Richtung auf das Uebersinnliche geben; sie sah in jeder echten Dichtkunst einen originellen schöpferischen Act, während Gottsched den verstandesgemäßen Charakter der bisherigen Dichtung gewahrt wissen und jeden neuen Dichter auf die überlieferten Formen der Kunst verpflichten wollte. Dieser Gegensatz wurde durch Klopstock's Versuche acut, da in der That zwei diametral verschiedene Kunstformen einander gegenüber-

Digitized by Google

traten. Bald artete indeß der Kampf in reine Persönlichkeiten aus. Gottsched wurde verhöhnt als anmaßender Dictator des Geschmacks, als Protector aller Mittelmäßigkeiten; dagegen suchten seine Anhänger nachzuweisen, daß Klopstock mit der Ueberschwenglichkeit seines Gefühls sich nicht selten ins Absurde verirrte.

Was das Urtheil über Gottsched betrifft, so stellte sich Lessing entschieden auf Seite der Bodmerianer: die hohle Gravität des Mannes war ihm gründlich zuwider, und er wurde nicht müde, ihn in allen denkbaren Variationen zu verhöhnen. Wenn nun aber die Anhänger Bodmer's ihn zu den Ihrigen rechnen zu können glaubten, so wurden sie über manche ketzerische Ausdrücke betroffen. „Er ist noch auf dem Scheideweg", meinte Sulzer, der leidenschaftlichste unter Bodmer's Anhängern, „er kann ganz gut und ganz schlimm werden, ich kann ihm nicht beikommen."

Klopstock hatte Lessing sehr imponirt und er hat sich volle neun Jahre seit Anfang 1751 sehr eifrig mit ihm beschäftigt; er wollte sich selber klar machen, worin eigentlich die Bedeutung des Dichters lag. Mit dem glücklichsten Erfolg versuchte er es als Philolog. Er stellte gründliche Untersuchungen über Klopstock's Sprache an, wies ihre Vorzüge und ihre Mängel nach, und that alles Mögliche, um seine Neuerungen für die Sprache überhaupt fruchtbar zu machen. Er ließ starke Kühnheiten gelten, wenn er sie auch nicht ganz billigte, sobald sie nur der Freiheit und Beweglichkeit der Sprache zugute kamen. Aber weiter wollte er nicht gehen: wenn Klopstock in seiner Dichtung die Empfindung zu unmittelbarem Ausdrucke bringen wollte, so zeigte Lessing mit Recht, daß die Empfindung des Hörers immer nur durch Bilder und Gedanken des Dichters erregt werden könne. Je reifer er dachte, je geringer wurde seine Sympathie für die Lyrik Klopstock's; das verhimmelnde Liebesgefühl kam ihm von vornherein etwas abgeschmackt vor, und bald fand er, daß auch die verhimmelnden Vorstellungen von der Gottheit dem echten religiösen Gefühle nur nachtheilig sein könnten. Am härtesten sprach er sich 1760 aus, als er

Digitized by Google

durch thörichte Anhänger Klopstock's gereizt war. Im Grunde schätzte er den Dichter doch immer hoch, und etwa seit 1768 trat ein gutes persönliches Verhältniß zwischen ihnen ein.

Lessing haßte alles Parteiwesen und würde sich nie zum Parteimann hergegeben haben. Er konnte es hier um so weniger, da er die Bahn beider Schulen für einen Irrweg hielt.

Gottsched, begeistert für den Glanz der französischen Literatur unter Ludwig XIV., glaubte patriotisch zu handeln, wenn er die deutschen Dichter auf die Spur der Franzosen leitete; die französische Prosa dagegen, die ein viel gedeihlicheres Vorbild hätte geben können, studirte er weniger. Er verkannte namentlich das Hauptgesetz derselben, die gehörige Vertheilung von Licht und Schatten, die kräftige Betonung dessen, worauf es ankam. Dies gründlich studirt und die deutsche Prosa mit den Vorzügen der französischen ausgerüstet zu haben, ist ein Hauptverdienst Lessing's.

Die französische Prosa war ihm durch verschiedene Umstände näher getreten. Unter den Werken, die ihm zur Recension vorlagen, spielten die französischen weitaus die größte Rolle. Bald hintereinander erschienen Montesquieu's Werk über den „Geist der Gesetze", Buffon's „Naturgeschichte", die „Encyklopädie", die ersten bahnbrechenden Schriften von Diderot und Rousseau. Wie armselig kommt uns heute die damalige deutsche Prosa vor, wenn wir sie neben solche Leistungen stellen!

Nun kam der glänzendste aller französischen Schriftsteller, Voltaire, bald nach Lessing in Berlin an und zog als Günstling des Königs aller Augen auf sich. Für Lessing fand sich eine Gelegenheit, ihm näher zu treten. Voltaire hatte einen Proceß zu führen und suchte jemand, der ihm die Streitschriften ins Deutsche übersetzte. Sein Secretär empfahl ihm den jungen Lessing, der das Geschäft wirklich besorgte und zu Anfang des Jahres 1751 eine ziemliche Zeit hindurch bei Voltaire zu Tisch war. Freilich nahm der Verkehr ein übles Ende. Durch Lessing's Nachlässigkeit gingen Aushängebogen von Voltaire's soeben vollendeter „Geschichte Ludwig's XIV." verloren.

Digitized by Google

Der reizbare leidenschaftliche Franzose warf den Verdacht der Veruntreuung auf ihn und machte ihn dadurch sich zum Feinde. Lessing's Groll spricht sich in einer prosaischen Ode aus, die er bald nachher dichtete. Er sucht vergebens nach einem menschenfreundlichen Mäcen „in unsern eisernen Tagen, in einem Lande, dessen Einwohner noch immer die alten Barbaren sind". „Der Regent ernährt einige schöne Geister und braucht sie des Abends, wenn er sich von den Sorgen des Staats durch Schwänke erholen will, zu seinen lustigen Räthen. Nimmermehr werde ich mich fähig fühlen, eine so niedrige Rolle zu spielen!"

So unerfreulich Lessing's Verkehr mit Voltaire endigte und so hart er ihm später zu Leibe ging: es läßt sich nicht verkennen, daß namentlich seine Prosa stark von ihm beeinflußt wurde. Voltaire hat der französischen Prosa, die mit Descartes und Pascal aufgekommen war, die vollendetste Ausbildung gegeben: bei ihm findet sich kein überflüssiges Wort; jedes Wort hat seine bestimmte Bedeutung und findet im Satz genau die Stellung, die der Nachdruck erfordert. Seine Sprache ist daher vollkommen einleuchtend, sie ist nie mißzuverstehen und prägt sich dem Gedächtniß ein, sie ist voller Gehalt und doch leicht zu fassen. In diesem Sinne hat Lessing, der mehrere kleine Schriften Voltaire's mit großer Aufmerksamkeit übersetzte, seinen eigenen Stil geschult, und er bildet darin einen merklichen Gegensatz sowol gegen die Prosa des 17. Jahrhunderts als gegen die seiner unmittelbaren Vorgänger, Gottsched und Gellert. Jene liebte es, sich in einem gewissen Ueberfluß zu wiegen; sie schonte die Synonyma nicht, sie häufte die Worte; auf die Genauigkeit der einzelnen und auf die Regelmäßigkeit der Construction kam es ihr weniger an. Diese im Gegentheil, da die Sprache ihren Reichthum bereits eingebüßt hatte, ging nach der Schnur, vermied alles Anstößige, bot aber dafür wenig Inhalt und war ebenso langweilig als wohlmeinend.

Voltaire war der geschickteste Stoßfechter von der Welt. Bei ihm gibt es kein verlorenes Tempo, sein Auge ist fest und sicher, jeder Stoß sitzt, und bei aller anscheinenden Leichtigkeit

Digitized by Google

der Bewegung ist alles genau überlegt: selbst die Zornausbrüche werden vom Verstand geleitet. Das hat Lessing, in dessen Natur eine ganz ähnliche Anlage bestand, ihm abgelernt, soweit ein Deutscher von den Franzosen lernen kann. Sobald Lessing den Verstand des Lesers durch scharfe Syllogismen vorbereitet hat, wirkt er in einer oft unerwarteten, aber immer wohlberechneten Erhöhung der Stimme auf sein Gefühl. Hierin ist der Deutsche mit seinem sittlichen Ernst dem Franzosen, in dem doch immer der Schauspieler sich merken läßt, bei weitem überlegen.

Schon in seiner Jugend gestaltete sich unter Lessing's Händen alles, was ihm vorkam, dramatisch; mehr noch als in seinen Bühnenstücken zeigt sich das in seinen prosaischen Streitschriften. Mitunter scheint es reine Virtuosität: oft hätte sich, was er beweisen wollte, in nüchterner Deduction viel eindringlicher ausdrücken lassen — aber wer wollte für diese trockene Prosa das Sprühfeuer des Witzes hingeben, mit dem Lessing seine Gegner überschüttet! Sie müssen auf die Bretter, um nach dem Maß seiner Pritsche einen Tanz aufzuführen. Nicht blos mit ihnen zerrt er sich herum; er ruft auch den Leser heran, auch dieser muß mitsprechen und im buntesten Durcheinander des Gesprächs weiß der Vorsitzende den leitenden Faden festzuhalten. Zum Schluß bearbeitet er den Gegner, den er vorher verhöhnt, in der Regel mit Keulenschlägen: der Zorn ist durchaus nicht gemacht, aber ein sicherer dramatischer Verstand wacht darüber, daß er im rechten Tempo eintritt. „Was kann ich dafür", antwortete er einem Gegner, der ihn mit seinem dramatischen Stil aufzog, „daß ich nun einmal keinen andern habe? Daß ich ihn nicht erkünstele, bin ich mir bewußt, auch daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe: er spielt mit der Materie um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe. Sie wollen doch nicht behaupten, daß niemand bestimmt und richtig denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdrucks bedient? daß den kalten, symbolischen Ideen auf irgendeine Art etwas von der Wärme und dem

Digitized by Google

Leben natürlicher Zeichen zu geben der Wahrheit schlechterdings schade?"

Lessing hielt gleich Voltaire die Aufklärung, die Beseitigung aller willkürlich aufgenommenen Vorurtheile für eine Hauptaufgabe der Bildung. Freilich war Voltaire der positiven Religion strenger entgegengesetzt als Lessing. Er hielt die katholische Kirche, innerhalb deren er lebte, für ein Gewebe von Unsinn, fand aber, daß der Protestantismus, den er nur aus der Ferne kannte, nicht viel mehr werth sei, während Lessing im Vaterhause die protestantische Kirche hatte schätzen lernen. Lessing war, wie die ganze deutsche Jugend, in der Schule des Leibniz-Wolf'schen Idealismus aufgewachsen und arbeitete sich immer tiefer in denselben ein, während Voltaire als Skeptiker, als Schüler Bayle's begann und in einem dreijährigen Aufenthalt in England sich die sensualistische Lehre Locke's angeeignet hatte. Diese beiden Systeme, die seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts den innern Widerspruch der europäischen Bildung ausdrücken, erlaubten doch eine gewisse Vermittelung. Als Lessing sich ernsthafter mit der Speculation beschäftigte, suchte er Leibniz' Idealismus durch die empirischen Anschauungen Locke's zu ergänzen, und für die Thatsachen der philosophischen Entwickelung wurde ihm Bayle eine ebenso wichtige Quelle, als er es für Voltaire gewesen war.

Im Sinne Bayle's waren die „Rettungen" gedacht, Lessing's Lieblingsbeschäftigung während seines ersten berliner Aufenthalts, in der sich seine Gesinnung am deutlichsten ausspricht.

So oft Lessing versuchte, den unverdienten übeln Leumund von einem in der Geschichte bekannten Mann wegzuwischen, erkennt man immer deutlich zwei Motive heraus: den dem Philologen eigenen Trieb nach der correcten und reinlichen Feststellung der Thatsachen, und den sittlichen Zorn gegen das Unrecht und die Lüge. Auch in dieser Thätigkeit erinnert er an Voltaire, der seit seiner Rückkehr aus Berlin nicht müde wurde, unschuldig Verfolgte vor dem Publikum und den Gerichten zu rechtfertigen. Aber ebenso deutlich tritt der Unterschied hervor. Voltaire war ein praktischer Mann, dem es

Digitized by Google

nicht darauf ankam, recht zu haben, sondern recht zu behalten, der nicht abließ, sich an alle Mächtigen der Erde zu wenden, bis er sein Stück durchgesetzt hatte, und dabei schlechte ebenso wie gute Mittel anwandte. Lessing dagegen, sobald er einmal seine Ueberzeugung ausgesprochen, kümmerte sich nicht weiter darum, wenn er nicht durch Angriffe eines Gegners gereizt wurde, in welchem Fall er niemals schwieg.

Ein eigentlicher historischer Sinn lag diesen „Rettungen" nicht zu Grunde. Lessing hat im Laufe seiner kritischen Thätigkeit von 1751—60 und auch später alle möglichen Schriften vor sein Forum gezogen, nur fast gar keine historischen Werke; wenn er einmal auf ein solches stößt, so ist seine Besprechung unglaublich unbedeutend. Und gerade damals bot namentlich die englische und französische Literatur wiederholt die glänzendste Gelegenheit, zu den großen historischen Fragen Stellung zu nehmen. Aber diese ließen Lessing kalt.

Der sonst so redliche und gewissenhafte Mann ließ sich in diesem Punkt zu den seltsamsten Ungerechtigkeiten verleiten. Wo er einmal auf Voltaire's historische Schriften zu sprechen kommt, geschieht es stets mit Hohn, hauptsächlich wegen einiger Ungenauigkeiten in Feststellung der Thatsachen, und doch hätte er erkennen müssen, daß diese Schriften für das Verständniß der Geschichte, also für das Verständniß der Bildung überhaupt, Epoche machten. Er tadelte auch wiederholt die Dramatiker, wenn sie auf die Ausmalung historischer Zustände Gewicht legten, und wollte ihnen die Geschichte nur als Beispielsammlung für allgemein verständliche sittliche und psychologische Probleme gestatten.

Lessing haßte alles Parteiwesen, und doch war 1755 sein Ansehen bereits so gestiegen, daß man ihn als Parteihaupt, als Führer einer sogenannten berliner Schule zu betrachten anfing. Seine kritischen Arbeiten hatten Aufsehen gemacht; man fing an, seinen Ton nachzuahmen. Es waren in Berlin namentlich zwei Freunde, in denen man seine Schule finden wollte.

Digitized by Google

Moses Mendelssohn, der Sohn eines armen Landrabbiners in Dessau, war nach Berlin gekommen, wo er sich gründlich mit deutschen Stilübungen beschäftigte und sich in die Fragen der damaligen Philosophie einarbeitete. Er begann mit Locke und ging dann zu Wolf über, dessen System er sich völlig aneignete, wenn er auch manche Hülfssätze aus Locke entlehnte. Lessing hatte sein Herz gewonnen, indem er das immer noch herrschende Vorurtheil gegen die Juden tapfer bekämpfte. Sie vereinigten sich 1755 zur gemeinsamen Bearbeitung einer von der berliner Akademie gestellten Preisschrift über die Wahrheit des Optimismus, in welcher Mendelssohn als dogmatischer Philosoph, Lessing als Belesprit und Skeptiker auftrat. Sie waren damals fast unzertrennlich, und Mendelssohn war dem Freunde, dessen Ueberlegenheit er vollkommen anerkannte, zärtlich ergeben; doch mit einem Vorbehalt: der an langsames, schulgerechtes Denken gewöhnte Mendelssohn nahm häufig an den Gedankensprüngen des Freundes Anstoß, in denen er mehr Laune als ehrliches Denken fand.

Viel enger schloß sich damals an Lessing ein zweiter Schriftsteller an, Nicolai, der Sohn eines berliner Buchhändlers, der 1755 mit Briefen über die schönen Wissenschaften auftrat, der erste echte Berliner in unserer Literaturgeschichte. Ein rasches, zuversichtliches Urtheil, durch wenige Vorkenntnisse bedingt und begrenzt, der Grundsatz: Bange machen gilt nicht! ein starker Disputirer, der überall ausschließlich auf Deutlichkeit der Begriffe ausging, viel gesunder Mutterwitz, ein munterer, leichtfließender Ton, nicht sehr wählerisch; großes Talent für Parteiung: daneben aber, was ihn sehr von Gottsched unterscheidet, Vorliebe für das Possenhafte, selbst einige Anlage zum Hanswurst.

Diese Freundschaft hat lange gedauert. Einen leidenschaftlichen Trieb, seine Gefühle andern mitzutheilen, hatte Lessing nicht, aber er verlangte eine ausgedehnte Geselligkeit, um seine dialektische Kunst auszuüben, und war nicht wählerisch. Freunde, die weit unter ihm standen, behandelten ihn als guten Kameraden, mit dem und über den man sich lustig machen

Digitized by Google

könne, und er selbst nahm es leicht und ließ alle Verhältnisse unbekümmert fortdauern, auch wenn er ihnen längst entwachsen war.

Mendelssohn hat ein gutes und vollgültiges Zeugniß über ihn hinterlassen. „Die am meisten wider ihn eingenommen waren, wußte er in einer Stunde persönlichen Umgangs zu gewinnen, und gleichwol ist ihm nie eine geflissentliche Schmeichelei aus dem Munde gegangen, ja er hatte die Bizarrerie, ein abgesagter Feind der äußern Höflichkeit zu sein. Seine gesellschaftlichen Tugenden bestanden vielmehr in echter Theilnehmung, in der äußersten Entfernung von Eigennutz und Eigendünkel und in der milden Bereitwilligkeit, einem jeden mit seinem Reichthum an Begriffen so zuvorzukommen, daß man sich in einer Unterredung mit ihm allezeit scharfsinniger glaubte, als man wirklich war, ob man gleich nicht unterlassen konnte, seine Ueberlegenheit innerlich recht sehr zu fühlen. Sarkastisch und bitter gegen jeden Geck, der die Wahrheit allein gefunden zu haben glaubte, war er liebreich und bescheiden gegen jeden, der Wahrheit suchte, und zu allen Zeiten bereit, ihn mit seinem Vorrath zu dienen.

Lessing, der es nicht lange an einem Orte aushielt, kehrte December 1755 wieder nach Leipzig zurück, wo er sich hauptsächlich in dem Kreise Gellert's und seines alten Freundes Weiße bewegte. Stärker als bei den meisten seiner Mitstrebenden hatte Lessing den Trieb, die große Welt kennen zu lernen, und dazu schien sich nun eine günstige Gelegenheit zu bieten. Mai 1756 schloß er mit einem jungen leipziger Patricier einen Vertrag, ihn auf einer längern Reise zu begleiten, die sich über die Niederlande, Frankreich und Italien ausdehnen sollte. Wäre der Plan zu Stande gekommen, so hätte vielleicht nicht blos sein Schicksal, sondern seine ganze innere Entwickelung eine andere Gestalt angenommen: sein Blick war weit genug, um auch fremde Zustände zu verstehen. Aber es sollte nicht sein, er wurde wiederum in die Enge deutscher Verhältnisse gebannt.

Die beiden Reisenden waren bis Amsterdam gekommen: da wurden sie September 1756 durch den Ausbruch des Sieben-

Digitized by Google

jährigen Kriegs zurückgerufen, unter dem die Verhältnisse aller deutschen Schriftsteller zu leiden hatten.

Daß Lessing dem König von Preußen grollte, war sehr natürlich, aber gerade der Aufenthalt in Leipzig, wo er nichts weiter hörte als Schmähungen des Gewaltigen, regte ihn zum Widerspruch auf. Er wurde mit dem liebenswürdigen Dichter des „Frühling", Ewald von Kleist, der als Major in Leipzig stand, näher bekannt und gewann seine aufrichtige Freundschaft. Kleist hat im „Frühling" sehr stark gegen die Kriegslust der Monarchen geeifert, jetzt war er umgestimmt. „Auch ich, ich werde noch, vergönne es mir, o Himmel! einher vor wenig Helden ziehen; ich sehe dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehen, und find' Sieg oder Tod im rasenden Getümmel."

„Erst wenn ich nicht mehr bin", antwortete ihm Lessing, „ich, deiner Freunde spätester, der ich, mit dieser Welt weit besser zufrieden als sie mit mir, noch lange zu leben gedenke ... dann erst, o Kleist! geschehe mit dir, was mit uns allen geschieht! Dann stirbst du für deinen König, für dein Vaterland, wie Schwerin! O, des beneidenswerthen Helden! Als die Menschheit in den Kriegern stutzte, ergriff er mit gewaltiger Hand das Panier, und alle folgten ihm zum Ziel des Sieges. Ihn aber trieb allzu viel Muth bis zum Tode; er fiel, und es floß das breite Panier zum leichten Grabmal über ihn her!"

Das war gedichtet nach dem Siege bei Prag, und Lessing, der in seinem Verkehr mit preußischen Militärs in Leipzig als Anhänger Friedrich's verrufen war, forderte Gleim, den anakreontischen Sänger, den er noch vor seiner Abreise aus Berlin kennen und schätzen gelernt, auf, den Helden würdiger zu besingen. „Zwar sang deine frohe Jugend, bekränzt vom rosenwangigen Bacchus, nur von feindlichen Mädchen, nur vom streitbaren Kelchglas; doch bist du nicht fremd im Lager, nicht fremd unter brausenden Rossen. Sing' ihn, deinen König! sing' ihn, an der Spitze seines Heeres, an der Spitze ihm ähnlicher Helden, soweit Menschen den Göttern ähnlich sein

Digitized by Google

können. Sing' ihn im Dampf der Schlacht! sing' ihn mit dem Kranze des Sieges, tiefsinnig auf dem Schlachtfeld, mit thränenden Augen unter den Leichnamen seiner Gefährten! — Ich indeß will mit äsopischer Schüchternheit, ein Freund der Thiere, stillere Weisheit lehren. Ein Märchen vom blutigen Tiger, der, als der sorglose Hirt mit Chloris und der Echo scherzte, die arme Heerde würgte und zerstreute. Unglücklicher Hirt! wann wirst du die zerstreuten Lämmer wieder sammeln? Wie rufen sie so ängstlich im Dorngeheck nach dir!"

Es sind zwei Stimmungen, die sich bei Lessing beständig die Wage hielten: das Interesse der Humanität lehrte ihn jeden Krieg hassen, aber zugleich regte sich in seinem Gefühle etwas für wahre Heldengröße. Als ihm Gleim seine „Grenadierlieder" zuschickte, sprach er das größte Lob aus, wenn auch mit einem Vorbehalt. Der Grenadier schalt ihm zu sehr auf die Gegner: „der Patriot überschreit den Dichter zu sehr und noch dazu ein so soldatischer Patriot! der sich auf Beschuldigungen stützt, die nichts weniger als erwiesen sind". Lessing gesteht „zu seiner Schande", daß er von der Liebe des Vaterlandes keinen Begriff habe, „sie scheint mir aufs höchste eine heroische Schwachheit zu sein". Es war Lessing's Art, der einen Uebertreibung die andere entgegenzusetzen; wie stark er mit dieser heroischen Schwachheit sympathisiren konnte, zeigt sein „Philotas", der den Patriotismus bis fast zum Fanatischen steigert, zeigt die begeisterte Anzeige des Heldengedichts „Cissides und Paches", in welchem sein Freund Kleist den König Friedrich unter dem Namen Alexander des Großen vergötterte. Leider mußte er den Tod seines Freundes nach der Schlacht von Kunersdorf erleben, der ihn tief erschütterte. Am wohlsten wurde Lessing, wie den meisten deutschen Schriftstellern, nach der Schlacht bei Roßbach. Gehaßt hatte man das französische Rococo schon lange, jetzt glaubte man es auch verachten zu dürfen.

„Wie froh werde ich sein", schreibt Lessing an Gleim, „wenn ich wieder in Berlin bin, wo ich nicht länger nöthig haben werde, es meinen Bekannten nur ins Ohr zu flüstern, daß der König von Preußen dennoch ein großer König ist."

Digitized by Google

Die Freunde machten alle möglichen Anstrengungen, für Lessing eine Stelle in Berlin zu ermitteln: es gelang ihnen nicht, weil der preußische Staat kein Geld hatte. Gleichwol kehrte Lessing auf eigene Hand, Mai 1758, zurück und nahm seine alte kritische Thätigkeit wieder auf. In seiner Abwesenheit hatten die Freunde Nicolai und Mendelssohn die Kritik besorgt, im ganzen wol zu Lessing's Zufriedenheit, der zum Theil sogar den Druck in Leipzig vermittelte, aber er hatte an ihren Ausführungen doch viel auszusetzen. Sie zu ergänzen gab er seit Januar 1759 „Briefe, die neueste Literatur betreffend", heraus, ein kritisches Inventar der neuesten deutschen Literatur. Das Inventar fällt nicht glänzend aus. Lessing räumt gründlich auf, er führt einen gewaltigen Besen und wird durch keinerlei Pietät zurückgehalten. Grundsätze spricht er nur nebenbei aus. Im Aufsuchen des corpus vile, an dem er seine Sonde übt, spielt oft der Zufall eine Rolle; Unwissenheit, Halbheit, Trivialität, Unsinn werden schonungslos gegeiselt; bramarbasirende Schreihälse und Vielschreiber greift er am liebsten heraus, am eifrigsten fällt er über sie her, wenn sie sich durch schlechte Uebersetzungen an der deutschen Sprache oder an den Alten versündigen. Mit harmlosen Scherzen verfährt er glimpflich: so läßt er sich die Nymphen im Reifrock und die galanten Marquis im Schäfercostüm gefallen, die in Gleim's und Weiße's scherzhaften Liedern oder in Gerstenberg's „Tändeleien" sich breit machen. Desto herzhafter zaust er wieder Gottsched, über dessen Audienz bei Friedrich er sich ärgerte.

Das Bedeutendste vielleicht, was die Literaturbriefe enthielten, war das erste große Wort über Shakspeare, das Lessing aber erst später in der „Dramaturgie" gründlich erläuterte.

Lessing's Literaturbriefe hatten eine heilsame Wirkung, insofern sie dem schwächlichen Geltenlassen ein Ende machten: es war nothwendig, einmal mit kräftigem Besen den Unrath wegzufegen. Zudem sind sie sehr unterhaltend geschrieben. Aber sie können doch nur als Abschluß eines abgelebten Zeitalters, nicht als Beginn eines neuen betrachtet werden. Lessing ist noch der Journalist, der, was ihm der Tag gerade in die Hand

Digitized by Google

gibt, eilfertig beurtheilt, und das Tadeln wird ihm leichter als das Loben. Die Literaturbriefe geben nicht einmal ein vollständiges Bild von dem, was ums Jahr 1759 das geistige Leben Deutschlands wirklich bewegte. In dem strengen Urtheil der Literaturbriefe über die bisherigen Leistungen der deutschen Poeten hätte König Friedrich, falls er sie gelesen, seine Nichtachtung gerechtfertigt gefunden.

November 1760 entfernte sich Lessing, des kritischen Geschäfts wieder einmal müde, plötzlich aus Berlin, ohne Abschied von seinen Freunden zu nehmen, und trat in Breslau als Secretär in den Dienst des Generals Tauenzien, mitten in das Kriegsleben, unter tüchtige Kameraden. Es sei einmal Zeit, meinte er, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben.

Die Literaturbriefe wurden von 1760—64 von Mendelssohn, Nicolai und andern Freunden weiter geführt, und wenn dieselben an Scharfsinn und Geist weit hinter Lessing zurückstanden, so hatten sie doch einen Vorzug: sie waren sorgfältiger in der Auswahl und gaben dem deutschen Publikum ein wirkliches Bild von dem, was in jenen Jahren in der europäischen Literatur vorging.

Mit der Rückkehr Lessing's aus Breslau nach Berlin, April 1765, beginnt für ihn eine neue glänzende Epoche; es ist zugleich der Moment, in welchem die deutsche Literatur überhaupt sich große Ziele steckt. Der Siebenjährige Krieg hatte dem deutschen Selbstgefühl einen großen Schwung gegeben, und gerade der scharfe Windzug hatte die fruchtbaren Keime weit hingestreut; aber um aufzugehen und sich zu zeitigen, bedurften sie der mildern Luft des Friedens. Die Blüte der deutschen Literatur ging aus dem dreißigjährigen Frieden hervor, der nun folgte.

Schon kündigten sich überall Vorboten der neuen Zeit an. Mitten aus der allgemeinen Schule der Aufklärung, wie sie in Frankreich und England blühte, hatten sich hier Rousseau, dort Hume hervorgehoben, der Prophet und der Skeptiker. Sie

Digitized by Google

schienen alle bisher auf guten Glauben angenommenen Voraussetzungen der Bildung bis in den Grund zu verkehren.

In Deutschland verkündigte Winckelmann ein neues Evangelium. Die Antike trat nun in gesättigten Farben den modernen Vorstellungen entgegen. Kant schrieb die „Naturgeschichte des Himmels" im edelsten deutschen Stil. Justus Möser vertheidigte mit köstlichem Humor das Mittelalter gegen die verflachende Aufklärung der Voltaire'schen Schule, das Faustrecht gegen die zahme Friedfertigkeit des Bürgerthums.

Auch in der Poesie schien es sich zu regen. Man war der Seraphe müde geworden, unter denen sich seit dem „Messias" und noch in der Zeit der Literaturbriefe die Dichter fast ausschließlich bewegt hatten. Die Heldenthaten des Siebenjährigen Kriegs hatten in der poetischen Jugend ein kriegerisches Feuer entzündet; unter dem Vortritt Klopstock's trat in Deutschland eine ganze Reihe von Barden auf, die von Blut und Schlachten zu singen nicht müde wurden. Friedrich hatte seine eigenen Sänger, wie Ramler und Gleim; daneben wurden aber auch gewaltige Kriegshelden von einer mehr vaterländischen Färbung, namentlich Hermann der Cherusker, gefeiert.

Auf der andern Seite wandte sich Wieland, bisher ein ergebener Schüler Klopstock's, der romantischen oder romanischen Dichtung zu. Er unterhielt den deutschen Spießbürger durch ritterliche Figuren, die mit der Tapferkeit die ausschweifende Sinnenlust Ariost'scher und neufranzösischer Figuren vereinigten. Was Lessing von den beiden Dichtern in den Literaturbriefen ausgesagt, wollte in keiner Weise mehr passen.

Seine berliner Nachfolger in den Literaturbriefen, Mendelssohn und Nicolai, suchten in diesen excentrischen Schwingungen der neuen Genies die gleichschwebende Temperatur des gesunden Menschenverstandes festzuhalten, und trugen, indem sie jene bekämpften, wider ihren Willen zur Ausbreitung der neuen Bildung im größern Publikum bei. Nachdem sie die Literaturbriefe aufgegeben, gründete Nicolai im Jahre 1765 die „Allgemeine Deutsche Bibliothek", welche in allen Wissenschaften und Künsten wie auch in der Religion den „gesunden Menschenverstand" ver-

Digitized by Google

treten sollte. Sie hofften, in Lessing, mit dem sie die Fühlung nie ganz verloren hatten, einen rüstigen Vorkämpfer zu finden, und bemerkten nicht, daß dieser ihnen mittlerweile zu sehr über den Kopf gewachsen war.

Der Gedanke des deutschen Vaterlandes, durch den Siebenjährigen Krieg angefacht, verlangte nach einem Centrum; die deutschen Patrioten in Riga, Kopenhagen und Zürich, in Hamburg und Leipzig, in Osnabrück und Bückeburg und andern kleinen Städten, fühlten sich isolirt und entbehrten der unmittelbaren gegenseitigen Einwirkung, aus welcher allein eine nationale Gesinnung hervorgeht. Natürlich richteten sie ihre Augen auf Berlin, die Residenz des gewaltigsten deutschen Helden, der ja in seiner Jugend verheißen hatte, ein neuer Augustus zu werden. Es wurden auch wirklich einige Anläufe gemacht, die bedeutendsten Kräfte nach Berlin zu ziehen; aber die Mittel waren knapp und Friedrich war zu einseitig der französischen Literatur ergeben.

Die Hoffnung einer Anstellung war unzweifelhaft eins der Motive, die Lessing zur Rückkehr nach Berlin bestimmten. Das Mißliche, das darin lag, ausschließlich durch Schriftstellerei sein Brot zu verdienen, hatte sich ihm zeitig genug aufgedrängt, und er war mit Recht überzeugt, bei seiner reifern Bildung jedem Amt gewachsen zu sein. Er war nun ein Mann geworden (36 Jahre), reif, concentrirt, in der vollen Kraft seines Strebens. Er war in Breslau aus dem engen Literatenkreise herausgetreten und hatte die wirkliche Welt gesehen, tüchtige Menschen, die ihn mehr durch ihren Charakter als durch ihre Bildung anzogen. Ueber seinen politischen Tagesgeschäften hatte er seine gelehrten Studien nicht versäumt und brachte als Resultat derselben ein unsterbliches Werk fast vollendet mit, den „Laokoon". Auch der Dichter war in ihm zur Reife gekommen: „Minna von Barnhelm", die natürliche Frucht seines halben Soldatenlebens, harrte nur noch auf die letzte Hand. Nicolai's Zumuthungen, für die „Bibliothek" zu arbeiten, wich er aus, wenn er auch den Verkehr mit den alten Freunden fortsetzte. Für sein Schaffen sah er sich nach einem Centrum um: der

Digitized by Google

„Laokoon" wies ihn an die Akademie oder an eine Bibliothek, die „Minna von Barnhelm" ans Theater. Die Aussicht, eine Stelle an der Akademie zu erhalten, gab der philologischen Arbeit den Vortritt.

„Laokoon: über die Grenzen der Malerei und Poesie" erschien April 1766. Hier zum ersten mal zeigte sich Lessing der Nation in seiner vollen Kraft: das Buch ist künstlerisch gedacht und angelegt, von einer unaussprechlichen Anmuth und Frische; das Interesse des Lesers wird nicht blos für den Gegenstand in Anspruch genommen, sondern für die Gedankenarbeit des Schriftstellers, die sich in dramatischer Lebendigkeit entfaltet.

Winckelmann's neue Auffassung des Alterthums hatte Lessing aufs äußerste angeregt; erwartet man aber eine vollständige Auseinandersetzung des Gegensatzes zwischen seiner und der Ansicht Winckelmann's zu finden, so wird man getäuscht. Das Buch hat offenbar auch den Zweck, der gelehrten Welt den Verfasser als einen Vollbürtigen zu zeigen: es enthält eine Fülle von Gelehrsamkeit, die, anmuthig vorgetragen, sich sehr gut liest, aber mit dem Hauptsatz, den er beweisen möchte, nur mittelbar zusammenhängt. Lessing hatte noch viel gelehrtes Material aufgespeichert, das er später, durch den Angriff eines philologischen Sudlers Klotz gereizt, in den „Antiquarischen Briefen" verwerthete, ohne jedoch die Anmuth und Frische des „Laokoon" wiederzufinden.

Der Grundgedanke des „Laokoon" ist folgender. Winckelmann hatte im Sinne der schweizer Kritiker die Gesetze der Malerei mit denen der Poesie zu sehr durcheinandergewirrt. Zwischen den Gesetzen der beiden Künste liegt vielmehr ein Gegensatz, den Winckelmann übersieht, wenn er den Laokoon Virgil's gegen den des Bildhauers in Schatten stellt, weil die Heftigkeit des Schmerzes bei dem Dichter unedel sei. Der Stoicismus ist nach Lessing durchaus unpoetisch und Winckelmann hat die Art des nordischen Heldenmuthes, der seine Schmerzen verbeißt, voreilig auf den des Griechen übertragen. Der Grieche schämte sich keiner menschlichen Schwäche, wenn

Digitized by Google

nur diese Schwäche der Erfüllung seiner Pflicht keinen Eintrag that: nur dem verdammten oder feilen Gladiator war es auferlegt, alle Schmerzen mit Anstand und Stille zu ertragen, weil sie sonst Mitleid erregt hätten. Mitleid zu erregen ist aber gerade die Hauptaufgabe der Poesie. Und Mitleid wird nur erregt, wenn das Leiden sich voll äußert. Die Mäßigung des Schmerzes in der Statue des Laokoon hat einen andern Grund.

Die eigentlichen Gegenstände der bildenden Kunst sind Körper, darum ist die Schönheit ihr höchstes Gesetz. Die griechischen Künstler versagten sich alle Leidenschaften, die sich durch Verzerrungen äußern und die Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß die schönen Linien verloren gehen. Wuth und Verzweiflung schändete keins von ihren Werken, sie haben nie eine Furie gebildet, sie haben den Tod nicht als gräßliches Gerippe, sondern als schönen Genius mit der umgestürzten Fackel abgebildet.

Der Künstler kann von der immer veränderlichen Natur nie mehr als einen einzigen Augenblick darstellen; dieser kann also nicht fruchtbar genug gewählt werden. Das aber allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freies Spiel läßt; je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzudenken können; je mehr wir hinzudenken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. Dazu eignet sich aber am wenigsten die höchste Staffel des Affects, die der Phantasie die Flügel bindet, weil sich darüber hinaus nichts weiter denken läßt. Ferner darf das Kunstwerk keinen Moment darstellen, der sich nur transitorisch denken läßt, denn ein solcher erhält durch die Verlängerung des Anschauens ein so widerwärtiges Ansehen, daß uns zuletzt ekelt oder graut.

Die Poesie verfügt über ganz andere Kunstmittel: nicht über Figuren und Farben im Raum, sondern über artikulirte Töne in der Zeit. Der Poet kann nie darauf ausgehen, zu malen. Wir gelangen zur Vorstellung eines Dinges im Raum, indem wir erst die Theile einzeln betrachten, hierauf die Verbindung derselben, endlich das Ganze; unsere Sinne verrichten diese Operationen so erstaunlich schnell, daß sie uns nur eine einzige zu sein bedünken. Diese Schnelle kann die Rede nie

Digitized by Google

erreichen; sie kann uns nie einen Körper zeigen, ihr höchster Endzweck kann also die Schönheit nicht sein. Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden Wirkung mannichfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen; sie erfordert also, daß diese Theile nebeneinander liegen. Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nacheinander zeigen kann, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit gänzlich: er zeigt sie entweder in Bewegung, d. h. als Reiz, oder in ihrer Wirkung auf andere.

Der wahre Gegenstand einer Kunst, die nur geben kann, was in der Zeit aufeinanderfolgt, ist die Handlung.

Dieser entscheidende Satz des „Laokoon" ist das Programm des dramatischen Dichters, der mit sich völlig ins Reine gekommen ist. Er mußte wol einer Zeit einleuchten, die eben an Friedrich erfahren hatte, was männliches Handeln sei. „Man muß ein Jüngling sein", schreibt Goethe, „um sich die Wirkung des «Laokoon» zu vergegenwärtigen. Wie von einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, wir fühlten uns von allem Uebel erlöst!"

Herder hat 1769 im ersten „Kritischen Wäldchen" Lessing's Satz theils feiner begründet, theils eingeschränkt: er zeigte, daß, was ganz richtig vom dramatischen Dichter ausgesagt sei, nicht vom Dichter überhaupt gelten könne. Ehe aber noch Lessing diese Abhandlung gelesen, die ihm große Anerkennung aufnöthigte, hatte er sich klar gemacht, daß er den Begriff der Handlung noch näher bestimmen müsse; und zwar nicht der Handlung im allgemeinen, sondern der dramatischen Handlung. Er hätte vielleicht seinen Gedanken in der Form des „Laokoon" weiter ausführen können; zufällige Umstände bestimmten ihn, statt der principiellen Herleitung aus einem Grundgedanken den Weg der Induction zu wählen: an einzelnen Beispielen das Wesen der Handlung zu entwickeln, um durch das kritische Zusammenfassen dieser Fälle den allgemeinen Begriff zu finden. Dies geschah in dem zweiten grundlegenden Werk Lessing's: in der „Dramaturgie".

Lessing's Hoffnung, durch den „Laokoon" eine Anstellung in

Digitized by Google

Berlin zu gewinnen, ging nicht in Erfüllung; rasch entschlossen griff er zu, als man ihn November 1766 aufforderte, Dramaturg an dem neuerrichteten Nationaltheater in Hamburg zu werden. „Es soll mir nicht schwer werden", schreibt er an Gleim, „Berlin zu vergessen; was hatte ich auf der verzweifelten Galere zu thun!"

Am 22. April 1767 wurde in Hamburg das Nationaltheater eröffnet. Es hatte große Versprechungen gemacht: aller Sinnenreiz sollte ausgeschlossen, Ballet und Oper verbannt, nur durch Gediegenheit der Leistungen das Publikum gewonnen werden. Man konnte sich den besten Erfolg versprechen: unter den Schauspielern waren tüchtige Kräfte: Eckhof, Ackermann, die Hensel. Lessing schrieb eine Ankündigung, in der jeder unbefugte Tadel streng untersagt wurde: wol das einzige Mal, daß Lessing mit der Amtsmiene spricht; sie steht ihm drollig genug.

Das Interesse des hamburger Publikums am Nationaltheater war im Anfang recht lebhaft, erlahmte aber bald, wie es mit allen ähnlichen Unternehmungen in Deutschland geschehen war. Man wurde der ernsthaften Stücke müde und verlangte die gewohnten Belustigungen: Possen, Hanswurstiaden, Tänze; die Regie mußte sich zu einem Zugeständniß nach dem andern verstehen, und kam doch nicht recht weiter. Schon im zweiten Jahre stellte sich heraus, daß der große Entwurf im ganzen gescheitert war; im dritten Jahre kehrte man zu den alten theatralischen Zuständen zurück.

Lessing wurde nicht müde, über diese unpatriotische Gleichgültigkeit des Publikums zu eifern, und merkte nicht, daß er selbst nicht wenig dazu beigetragen hatte, dieselbe zu steigern. Man hatte von ihm erwartet, er werde jeden Morgen die am Abend aufgeführten Stücke kurz, lebhaft und anziehend besprechen, die Verdienste der Schauspieler rühmen und dem Publikum einschärfen, daß es durch den Besuch des Theaters nicht blos eine patriotische Pflicht erfülle, sondern sich auch eine gute Unterhaltung verschaffe.

Digitized by Google

In einem Punkt kam Lessing seiner Aufgabe nach: er besprach die Aufführungen eingehend, mit feinstem Verständniß, mit warmer Anerkennung. Seltsamerweise machte er gerade damit kein Glück: er gab sich alle Mühe, die Schauspieler zu loben; aber hätte er alle gelobt, so hätte auch das böses Blut gemacht, denn jeder Schauspieler will allein gelobt sein. Schon nach den ersten Wochen sah er, daß es nicht ging, und ließ die Schauspieler unbesprochen.

Schlimmer war ein anderer Umstand: er ließ immer einige Tage verstreichen, ehe er an die Besprechung ging, und verwandte dann, wenn ihn ein Stück besonders reizte, drei bis vier Nummern, auch wol mehr, an die Kritik desselben. So kam er mit seinem Urtheil überall zu spät, und das Publikum erfuhr, was es von einem Stück halten sollte, erst dann, wenn es dasselbe längst vergessen hatte. Für uns Nachgeborene ist damit nichts verloren. Aber das damalige Publikum hatte Grund, es übel zu nehmen.

Das Schlimmste aber war die schonungslose Härte, mit der er fast alle einzelnen Stücke besprach. Ausnahmen kamen nur selten vor, im Grunde nur dann, wenn er es nicht der Mühe werth fand, seine Kritik in Bewegung zu setzen. Wir werden heute diese Härte, wenn nicht überall, doch in den meisten Fällen vollkommen billigen, und seine dramaturgischen Blätter hatten den großen Vorzug vor den Literaturbriefen, daß nicht blos der einzelne Fall beurtheilt, sondern die allgemeine Regel daraus gezogen wurde; die Blätter sind nicht blos unterhaltend, wie die Literaturbriefe, sondern im höchsten Sinn unterrichtend; aber wie sollte das auf das hamburger Publikum wirken? Wenn es hörte, und zwar von einem angesehenen Kritiker, daß das, was im Nationaltheater täglich geboten wurde, nicht das mindeste tauge: sollte es dadurch zu fleißigerm Besuch angeregt werden? Lessing hatte freilich theoretisch allen Grund, in seiner Verurtheilung recht derb zu sein; denn es kam ihm darauf an, ein falsches Princip zu bekämpfen; aber er merkte nicht, daß ebendieses Princip das seiner Vollmachtgeber war,

Digitized by Google

mit denen er sich dadurch, ohne es zu wollen, in den schärfsten Widerspruch setzte.

Das Nationaltheater ging von demselben Streben aus, das Gottsched vor zwanzig Jahren angebahnt hatte; es wollte eine regelmäßige Bühne nach Art der Franzosen herstellen. Zum Theil waren es noch die alten Stücke, die es vorführte, und was neu hinzukam, bewegte sich in der nämlichen Richtung.

Eben gegen diese Richtung hatte Lessing sich bereits in den Literaturbriefen sehr scharf ausgesprochen. Er hatte Gottsched getadelt, keine Rücksicht auf den Geschmack des deutschen Publikums genommen zu haben: „hätte er besser darauf geachtet, so hätte er merken müssen, daß wir im Theater mehr sehen und denken wollen, als das furchtsame, französische Theater zu sehen und zu denken gibt, daß das Große, Schreckliche, Melancholische kräftiger auf uns wirkt als das Artige, Zärtliche, Verliebte; daß uns die große Einfachheit mehr ermüdet als die zu große Verwickelung. Er hätte auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geradeswegs auf das englische Trauerspiel geführt haben. Wenn man Shakspeare's Meisterstücke mit einigen bescheidenen Veränderungen übersetzt hätte: es wäre besser gewesen, als daß man uns mit Corneille und Racine bekannt machte. Shakspeare erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so seltsame Wege er wählt, der Franzose erreicht ihn fast niemals, obgleich er die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem «Oedipus» des Sophokles hat in der Welt kein Stück über unsere Leidenschaften so viel Macht als «Othello», «Lear», «Hamlet» u. s. w." —

Lessing's Vorwurf gegen Gottsched war insofern unbillig, als es Gottsched so gut wie Lessing wußte, wohin die Neigung des deutschen Publikums ging: noch waren die herumziehenden englischen Komödianten unvergessen; aber gerade diese Neigung des Publikums aus allen Kräften zu bekämpfen, hielt Gottsched für seine Lebensaufgabe, und Lessing selbst war weit entfernt, wenn er auch aus Trotz gegen Gottsched, die Wiederaufnahme des Hanswurst empfahl, diese Komödien in ihrer alten Roheit wieder ins Leben rufen zu wollen. Gerade damals ging er

Digitized by Google

zum Beispiel in seinem „Philotas" auf die möglichste Vereinfachung der Fabel aus.

Er wußte auch recht gut, was Gottsched bei den Franzosen suchte. Nur ein Jahr nach jenen Aeußerungen, in einer Kritik eines Trauerspiels seines Freundes Weiße, schildert er die Vorzüge der französischen Bühne vor der unserigen. „Die Bühne der Franzosen ist wenigstens das Vergnügen einer großen Hauptstadt, da in unsern deutschen Residenzen die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich rühmen, einen prächtigen Hof, die würdigsten Männer des Reichs, die feine Welt zu unterhalten, da der Deutsche zufrieden sein muß, wenn ein paar Dutzend ehrliche Privatleute zuhören wollen — was sollten auch die Großen bei unsern Schauspielern suchen? Sie würden nichts hören als die Versuche junger Leute, die ihre Lebhaftigkeit für Genie halten und mit unreifer Bildung vor das Publikum treten, ohne sich über die Gesetze ihrer Kunst klar gemacht oder bedeutende Gedanken in sich verarbeitet zu haben."

Gegen den Naturalismus des deutschen Theaters war also Lessing sehr entschieden, und er billigte das Bestreben des Nationaltheaters, nach dem Vorbild der Franzosen Kunst, Anstand und Sitte auf der Bühne einzubürgern, im Princip durchaus; nur misbilligte er das Vorurtheil, daß die Franzosen bereits eine wirkliche Kunst hätten, in der wir ihnen ohne weiteres nachahmen könnten. Dies nachzuweisen, an den berühmtesten Dramen der Franzosen zu zeigen, wie weit sie hinter dem wahren Begriff der Kunst zurückgeblieben sind, ist eine der Hauptaufgaben der „Dramaturgie". Und diese Aufgabe ist gelungen; der Glaube an den Classicismus der französischen Tragödie ist widerlegt, und wir können heute kaum noch bessere Argumente finden, als die Lessing vorbrachte. Wenn wir heute, da uns von jener Seite keine Gefahr mehr droht, historisch auf die Vorzüge der Franzosen unparteiisch zurückgehen dürfen, so ist es doch Lessing, der uns durch Abwendung jener Gefahr die Bahn dazu eröffnet hat.

Lessing's Hauptvorwurf gegen die Franzosen ist, daß sie durch den Begriff des Schicklichen das gemein Menschliche,

Digitized by Google

das ewig Wahre in der Natur erstickt, daß sie, um dem Hof zu gefallen, die menschliche Natur in Schnürleiber eingeengt haben. Er zeigt, daß sie durch diese Nichtachtung des allgemeinen Lebensgesetzes, indem sie den Verstand vollkommen zu befriedigen glaubten, gerade den überlegenden Verstand, der nach dem Zusammenhang der Handlungen forscht, die stärksten Blößen bieten; daß jede ernste Zergliederung ihrer Stücke ein Gewirr von Fäden entdeckt, die nur äußerlich aneinandergeklebt, aber innerlich nicht verwebt sind. Er übt diese Zergliederung mit einer Virtuosität aus, die zum Theil durch persönlichen Groll angeregt ist: er will dem König von Preußen, der durch die Schlacht bei Roßbach die innere Hohlheit des französischen Rococo an den Tag gebracht, einschärfen, daß sein Götze, Voltaire, alle Schwächen dieses Rococo theilt. Wie vorher in den Literaturbriefen, werden in der „Dramaturgie" die Götzen des Tages todtgeschlagen. Aus dieser wüsten Trümmermasse erhebt sich riesengroß die Büste Shakspeare's. Das ist die zweite große Aufgabe der „Dramaturgie".

Shakspeare war dem continentalen Publikum zuerst durch Voltaire näher gerückt worden, der schon in den Briefen über England 1734 auf einige geniale Schönheiten desselben aufmerksam gemacht, auch einzelnes übersetzt hatte, wenn er auch die Kunstform entschieden verwarf. Seine Abneigung hatte sich seitdem gesteigert; er verglich Shakspeare mit einem betrunkenen Wilden und wußte auch Friedrich diese Ansicht beizubringen. Das Vorurtheil, daß Shakspeare kein Künstler sei, sprach sich auch in den ersten warmen Aeußerungen aus, die in ihm das Genie bewunderten. Solche Aeußerungen finden wir gleichzeitig 1755 in Nicolai's „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur", und dem „Leben Haller's" von Zimmermann. Der letztere correspondirte noch vor den gewaltigen Worten Lessing's in den Literaturbriefen vielfältig darüber mit Wieland, der seit 1762 an eine Uebersetzung des britischen Dichters ging und mehrere seiner Stücke nicht ganz fehlerfrei, aber geistreich, ansprechend und im ganzen zum Beifall Lessing's ins Deutsche übertrug.

Digitized by Google

Hier drängt sich nun eine Frage auf, die man noch nicht aufgeworfen hat. Wie kam es, daß Lessing seiner Begeisterung für Shakspeare keine praktische Folge gab? Er stand nicht blos gesellig, sondern auch amtlich mit den Leitern des Nationaltheaters in engem Verhältniß: warum drängte er sie nicht, statt der deutschen und französischen Stücke, die er als Kritiker so unbedingt verwerfen mußte, einzelne von diesen Uebersetzungen Shakspeare's aufzuführen, die er dann mit vollster Wärme dem Publikum hätte empfehlen können? Nur wenige Jahre darauf ist unter Schröder's Leitung in demselben Hamburg der Versuch wirklich und mit bestem Erfolg gemacht worden; ohne Zweifel hat Lessing's Empfehlung dazu mitgewirkt; aber hätte nicht Lessing den Ruhm der That für sich selbst gewinnen können? Er wollte, wie es scheint, vorläufig bei der Besprechung Shakspeare's sich rein theoretisch halten; er wollte an Shakspeare im Gegensatz zu den Franzosen nachweisen, worin der wahre Begriff der dramatischen Handlung bestehe: nämlich in dem überzeugenden realen und idealen Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung; in der Herleitung der Schuld und des Schicksals aus der Bestimmtheit der Charaktere.

Wieland hatte die Vermischung des Furchtbaren und des Lächerlichen bei Shakspeare damit zu rechtfertigen gesucht, daß so etwas dem natürlichen Leben entspreche; daß auch in der Wirklichkeit das Ernsthafte oft leichtsinnig, das Unbedeutende gravitätisch behandelt werde: „wie viel große Aufzüge auf dem Weltschauplatz hat man nicht durch Hanswurst aufführen sehen!"

Diese Rechtfertigung ließ Lessing nicht gelten. Freilich geht es in der Welt bunt genug her; aber die Einheit dieses bunten Durcheinander wird nur Gott gewahr; der Mensch muß, um den innern Zusammenhang wahrzunehmen, von allem Unwesentlichen abstrahiren lernen. Die Bestimmung der Kunst ist, uns dieser Abstraction zu überheben: sie gewährt uns den Gegenstand so lauter und bündig, als es die Empfindung, die er erregen soll, verlangt. Nur wenn die eine Stimmung auf die andere nicht blos folgt, sondern nothwendig aus ihr entspringt,

Digitized by Google

ist es verstattet, in der Kunst die entgegengesetzten Stimmungen unmittelbar hintereinander anklingen zu lassen.

Nur Begebenheiten, die ineinander gegründet sind, Ketten von Ursachen und Wirkungen gehören in die Kunst: diese auf jene zurückzuführen, jene gegen diese abzuwägen, überall das Ungefähr auszuschließen, alles, was geschieht, so geschehen zu lassen, daß es nicht anders geschehen könne, ist die Aufgabe des echten Dramatikers. Er wird, wenn er eine Geschichte darstellen will, vor allem bedacht sein, eine Reihe von Ursachen und Wirkungen zu erfinden, aus welcher auch das Unwahrscheinlichste sich als nothwendig ergibt; er wird die Charaktere seiner Personen so anlegen, die Vorfälle, welche diese Charaktere in Handlung setzen, so motiviren, die Leidenschaften nach eines jeden Charakter so abmessen, diese Leidenschaften durch so allmähliche Stufen durchführen, daß wir bei jedem Schritt, den er seine Personen thun läßt, bekennen müssen, wir würden ihn in dem nämlichen Grad der Leidenschaft, bei der nämlichen Lage der Sache selbst gethan haben; daß uns nichts dabei befremdet als die unmerkliche Annäherung eines Zieles, vor dem unsere Vorstellung zurückbebt, und an dem wir uns endlich befinden, voll des innigsten Mitleids gegen die, welche ein so fataler Strom dahinreißt, und voll Schreck über das Bewußtsein, auch uns könne ein ähnlicher Strom hinreißen, Dinge zu begehen, die wir bei kaltem Blut noch so weit von uns entfernt glaubten.

Diesen Zwang übt das Genie aus, während der blos witzige Kopf sich vergebens martert, es ihm nachzumachen. Dem witzigen Kopf wird die Unwahrscheinlichkeit seines Vorwurfs so wenig anstößig sein, daß er vielmehr ebendarin das Wunderbare zu finden meint; um Schreck und Mitleid zu erregen, glaubt er, nicht sonderbare, unerwartete, unglaubliche Dinge genug häufen zu können und zu den gräßlichsten Unglücksfällen und Freveltaten seine Zuflucht nehmen zu müssen. Begebenheiten, die weiter nichts miteinander gemein haben, als daß sie zugleich geschehen, miteinander zu verbinden, ihre Fäden so durcheinanderzuflechten und zu verwirren, daß wir jeden

Digitized by Google

Augenblick den einen unter dem andern verlieren, aus einer Befremdung in die andere gestürzt werden: das kann der Witz und nur das. In diesem Sinn ist Shakspeare das Genie, die Franzosen sind die witzigen Köpfe.

Die Figuren der Tragödie wie der Komödie müssen typisch sein: sie müssen sprechen und handeln wie ein jeder von ihrer Beschaffenheit in den nämlichen Umständen sprechen und handeln würde. Geringe Dichter beeifern sich mit möglichster Sorgfalt, die Besonderheit ihrer Figuren keinen Augenblick aus dem Gesicht zu verlieren, während bei Shakspeare ihre Eigenart nur gelegentlich zum Vorschein kommt, wo die Umstände eine ungezwungene Aeußerung derselben veranlassen.

Um sich in Sitte und Empfindung dem allgemein Menschlichen zu nähern, muß der Dichter von dem sittlichen Instinct seines Volkes und seiner Zeit ausgehen. Motive, welche außerhalb des Gewissens unsers Landes und unserer Zeit liegen, sind von der Bühne zu verbannen. Auf dem Theater sollen wir nicht lernen, was dieser oder jener Mensch gethan hat, sondern was jeder Mensch von einem gewissen Charakter unter gewissen Umständen gethan haben würde: nicht äußere Zeugnisse machen uns eine Geschichte glaubwürdig, sondern die innere Wahrscheinlichkeit.

Alle diese Grundsätze spricht schon Aristoteles aus. „Was mich versichert, daß ich das Wesen der dramatischen Dichtkunst nicht verkenne, ist, daß ich es vollkommen so erkenne, wie es Aristoteles aus den unzähligen Meisterstücken der griechischen Bühne abstrahirt hat. Ich halte die Dichtkunst dieses Philosophen für ein ebenso unfehlbares Werk wie die Elemente des Euklid."

Durch eine falsche Auslegung des Aristoteles hatte man sich eingeredet, Lustspiel und Trauerspiel hätten den Zweck, gegen die Laster und Leidenschaften anzukämpfen, das eine durch Spott, das andere durch Abschreckung. Diese unmittelbar moralische Wirkung verwirft Lessing ganz. Die Komödie will nach seiner Ansicht das Lachen veredeln: ihr wahrer Nutzen liegt in dem Lachen selbst, in der Uebung unserer Fähigkeit, das Lächerliche

Digitized by Google

unter jeder Verhüllung rasch zu bemerken, sie will die Gesunden in ihrer Gesundheit befestigen.

Die Tragödie soll unsere Fähigkeit, Mitleid zu fühlen, erweitern. Wer uns mitleidig macht, macht uns besser; der ist ohne Zweifel der beste Mensch, der die größte Fähigkeit im Mitleiden hat. Die Liebe, die wir gegen unsere Nebenmenschen unter keinen Umständen ganz verlieren, die unter der Asche, mit welcher sie andere, stärkere Empfindungen überdecken, unverlöschlich fortglimmt und gleichsam nur einen günstigen Windstoß von Unglück und Verderben erwartet, um in die Flamme des Mitleids auszubrechen: diese Liebe bildet in der Tragödie das höchste Motiv. Die Tragödie soll Mitleid und Furcht erregen, um diese beiden Affecte in uns selbst zu reinigen; mit andern Worten, sie auf würdige Motive zu leiten, sie zu adeln. So ist die bekannte Stelle des Aristoteles von der Katharse zu verstehen.

Nur dem Leiden, dessen Motive wir begreifen, gilt unser Mitleid: sind die Motive uns unverständlich, so werden wir nur erschreckt. Die Ausrede, daß dergleichen in der Wirklichkeit vorkommt, will nichts sagen. Das Kunstwerk soll ein Schattenriß von dem Gange des ewigen Schöpfers sein, und der Dichter verfehlt seine edelste Bestimmung, wenn er die unbegreiflichen Wege der Vorsehung in seine kleinen Cirkel flicht und geflissentlich unsern Schauder erregt. Bei dem echt tragischen Mitleid verweilt man gern und dankt dem Dichter für eine so süße Qual.

Alle Personen, für deren Unglück der Dichter unser Mitleid in Anspruch nimmt, müssen gute Eigenschaften haben: aber in ihrer Güte selbst muß etwas liegen, was das Unglück heranzieht: Entsetzen ohne Mitleid würde es erregen, wenn zwischen ihrer Güte und ihrem Schicksal kein Zusammenhang wäre.

Das Ziel der Tragödie ist recht eigentlich das Mitleid; die Bewunderung gehört ins Epos. Der Held der Tragödie darf nicht gleich einem Gott seine Tugenden ruhig und ungekränkt verüben: der Dichter muß ihm nur so viel Stand-

Digitized by Google

haftigkeit geben, daß er nicht auf unanständige Art seinem Unglück erliege. Empfinden muß er ihn sein Unglück lassen, sonst können auch wir es nicht fühlen; nur dann und wann muß er ihn lassen einen Effort thun, der auf wenige Augenblicke eine dem Schicksal gewachsene Seele zu zeigen scheint, welche große Seele den Augenblick darauf wieder ein Raub ihrer schmerzlichen Empfindungen werden muß; er setzt seines Helden Vollkommenheiten ans Licht, nur um uns sein Unglück desto schmerzlicher zu machen.

Je länger es währte, je weniger kümmerte sich Lessing in seinen dramaturgischen Blättern um die hamburger Theatervorgänge. Die „Dramaturgie" sah zuletzt aus wie ein Commentar zum Aristoteles. Durch Befolgung der Gesetze des Aristoteles übernahm Lessing, jedes Stück des Corneille, das man ihm vorlege, wesentlich besser zu machen, ohne doch das Genie des Corneille zu besitzen. — „Man erweist mir", schreibt er bei dieser Gelegenheit am Schluß der „Dramaturgie", April 1769, „manchmal die Ehre, mich für einen Dichter zu halten. Aus einigen dramatischen Versuchen sollte man so freigebig nicht folgern; was in den neuern derselben erträglich ist, davon bin ich mir bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik verdanke. Die Kritik soll das Genie ersticken, und ich schmeichele mir, etwas von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kommt."

Der Ausspruch fällt zwischen die „Minna von Barnhelm" und die „Emilia Galotti", die besten Stücke, die seit einem halben Jahrhundert in Europa geschrieben waren! Die Nothwendigkeit der ästhetischen Kritik wollte Lessing behaupten, nicht die Entbehrlichkeit des Genies.

In seiner Jugend hatte er mit der äußersten Leichtigkeit gearbeitet; er konnte sagen, wie später Goethe von sich, daß unter seinen Händen sich jeder Stoff dramatisire. Das hatte nun aufgehört, er arbeitete gewissenhaft, aber auch schwer, nicht mehr aus dem Handgelenk: ihn interessirte die Poesie erst, wenn er in ihr denken, wenn er mit klarem Bewußtsein arbeiten konnte. Er glaubte an ein festes und bleibendes Gesetz der

Digitized by Google

Poesie, das er in Aristoteles gefunden und endgültig begründet zu haben meinte. Nach diesem Gesetz verfuhr er in seinen eigenen Werken und dieses Gesetz legte er laut oder stillschweigend als Maßstab an die Leistungen anderer, ohne die historischen Voraussetzungen, unter denen sie gedichtet, irgendwie in Betracht zu ziehen: da nach seiner Ansicht die Natur des Mitleids sich gleichbleibt wie die Vernunft, ließ er auch für die Dichtung nur eine bestimmte Methode gelten, dasselbe in Bewegung zu setzen und zu läutern.

Die „Dramaturgie" hat auf das Verständniß des Theaters die schönste Wirkung ausgeübt: der wahre Fortschritt der Kunst geht aber nicht davon aus, daß man die Gesetze derselben feststellt, sondern daß man ein Vorbild des Bessern gibt. Ungleich größer als durch seine Theorie hat Lessing durch seine Praxis gewirkt. Er war eben im besten Schaffen begriffen: die „Minna", die er schon nach Hamburg mitbrachte, wurde daselbst 28. September 1767 aufgeführt und erzielte auf allen Theatern den größten Erfolg. Die „Emilia Galotti", deren erster Entwurf den Freunden schon 1758 mitgetheilt ward, blieb längere Zeit liegen und wurde erst April 1772 vollendet. Bei beiden Stücken hat die Anregung eines französischen Schriftstellers mitgewirkt, den Lessing ganz vorzüglich schätzte, dessen Stücke er übersetzt und in Hamburg zur Aufführung gebracht hatte. Diderot hatte die alte Theaterconvenienz in der Tragödie wie im Lustspiel vermieden und Charaktere vorgeführt, deren Naturtreue man am Alltagsleben prüfen konnte; er hatte die bisher üblichen Theaterphrasen abgeschafft und sie durch die bürgerliche Sprache ersetzt. Die altfranzösische Kritik hatte sich über die neue Richtung lustig gemacht, sie als bürgerliche Tragödie oder als weinerliche Komödie verspottet; aber Lessing hatte vollkommen recht, sie als einen Fortschritt zu bezeichnen, wenn auch die Kunst bei demselben nicht stehen bleiben durfte: Lessing selbst hat den weitern Fortschritt angebahnt.

„Minna von Barnhelm" ist ein rührendes Stück: nicht rührend in dem gemeinen Sinn, sondern weil man alle

Digitized by Google

Personen herzlich liebgewinnt und den wärmsten Antheil an ihrem Schicksal nimmt. Das Ausklingen des ernsten Inhalts durch Minna's schönen Muthwillen, die sich nicht erwehren kann, ihren Freund durch das Spiel mit den Ringen gleich Portia zu necken, war nöthig, den Zuschauer mit dem Ernst der Handlung zu versöhnen. Seine Charaktere und Situationen hat Lessing unmittelbar aus der Gegenwart genommen; in der Fabel schließt er sich wie in seinen frühern Stücken an ein älteres, ziemlich mittelmäßiges englisches Lustspiel an.

„Minna von Barnhelm" ist das erste bedeutende Lustspiel, das seit Molière in Europa geschrieben wurde; es gehört nicht der Schule Molière's an, es ist nicht blos Charakterbild wie der „Misanthrop", es enthält eine durchgeführte Handlung mit meisterhafter Exposition und lebendigem Fortgang; eine Handlung, welche uns eine ganze Reihe unterhaltender und lebenswürdiger Figuren sichtbar macht. Alle diese Figuren sind typisch, sie wirken noch heute wie vor hundert Jahren, weil der Dichter für ihre Idee den prägnantesten Ausdruck gefunden hat; und doch sind sie an eine bestimmte Zeit, an bestimmte historische Voraussetzungen gebunden.

Der zweite Titel: „Das Soldatenglück", ist nicht obenhin gewählt; der preußische Soldatenstand des Jahres 1764 stellt sich uns in allen denkbaren Nuancen vor Augen: der gebildete Edelmann, der Landsknecht, der, wenn es in Europa Frieden gibt, dem Prinzen Heraclius dienen will, der trotz seines neuerworbenen Wohlstandes sich noch ohne besondern Verdruß an die Fuchtel erinnert; der Trainsoldat, der bei seiner derben, ja rohen Außenseite ein tiefes, treues Gemüth verbirgt. „Minna" ist ein specifisch preußisches Stück, die Situation entspricht genau der des Jahres 1764.

Wie viele seiner Kameraden, ist der Major von Tellheim unmittelbar nach dem Frieden verabschiedet worden. Es war freilich nie seine Absicht gewesen, in diesem Stande zu bleiben. „Ich ward Soldat aus der Grille, daß es für einen Mann gut sei, sich mit allem, was Gefahr heißt, vertraut zu machen. Nur die äußerste Noth hätte mich zwingen

Digitized by Google

können, aus dieser gelegentlichen Beschäftigung ein Handwerk zu machen."

Aber er hat seinen Abschied erhalten, ohne ihn beantragt zu haben. Eine menschenfreundliche Handlung während des Kriegs ist falsch ausgelegt, er ist in Untersuchung wegen Bestechlichkeit, ja wegen Unterschleifs. In dieser Lage hält er es für unwürdig, die Hand seiner Geliebten anzunehmen. Hatte er so unbedingt unrecht? War es für ein zartes Ehrgefühl nicht unerträglich peinlich, einen Namen, an dem ein Makel klebte, auf ein edles Mädchen zu übertragen? — Nicht alle Zeiten denken so. Aber in kriegerischen Monarchien, wo die Ehre zum Theil vom Urtheil des Monarchen abhängt, werden edle Gemüther meistens so empfinden.

Seine Unschuld wird endlich anerkannt, seine Ehre durch den Spruch des Königs wiederhergestellt. Die Frage nach dem Grund des Ehrbegriffs, wenn auch nur angestreift, gibt der leichten Handlung einen ernsten Hintergrund; die Wirklichkeit wirft ihren Schatten in das Spiel. Hätte sich die Unschuld Tellheim's aus irgendeinem Zufall nicht herausgestellt, so endete das Stück tragisch, trotz aller Liebenswürdigkeit des sächsischen Fräuleins; die Sophistik der Ehre hätte über die Sophistik der Liebe den Sieg davongetragen.

Noch ein anderes bitteres Gefühl deutet sich an, obgleich so abgerissen, daß man es leicht übersieht. Als einmal der Name Othello erwähnt wird, verfällt Tellheim in zerstreutes Nachsinnen. „Sagen Sie mir doch, wie kam Othello in venetianische Dienste? Hatte der Mohr kein Vaterland? Warum vermiethete er seinen Arm und seinen Muth einem fremden Staat?" — Der bei weitem größere Theil der preußischen Offiziere war aus märkischem Blut; aber so mancher war auch aus dem Ausland dem Stern Friedrich's gefolgt, und konnte wol in eine Lage kommen, die Tellheim's Frage erklärt.

Lessing hat das Schicksal seines Helden aus einem wirklichen Vorfall entnommen, vielleicht bei der Figur desselben daneben auch an seinen Kleist gedacht. Tellheim ist ganz Soldat, ganz Preuße, herb in den Formen, im Zorn zum bittersten

Digitized by Google

Ausbruch gereizt, die Pistolen hängen nicht umsonst an seinem Bett; ohne alle Empfindlichkeit, sicher und natürlich in seinem Verkehr, brav und edel, ein voller Mann. Viel von ihm steckt in Lessing selbst: so hätte er unter ähnlichen Umständen empfunden, gedacht, gehandelt; auch das etwas überreizte Ehrgefühl war ihm nicht fremd. Von dem preußischen Offizier wurde der Wille des hochverehrten Königs, auch wo er unrecht that, wie das Schicksal verehrt. Lessing war kein geborener Preuße. Er hatte sich gegen den überschwenglichen preußischen Patriotismus gewehrt, er hatte oft genug Veranlassung gehabt, mit Friedrich zu grollen; aber es lag etwas in seinem Gemüth, das ihm den Sinn dieser Soldatenehre vollkommen verständlich machte.

Bei „Emilia Galotti" findet man die Beziehung zur Zeit erst bei tieferm Nachdenken heraus. Lessing hat die Fabel der Virginia in eine bürgerliche Sphäre versetzt und dadurch ihren politischen Charakter völlig verändert; er that es zum Theil aus Abneigung gegen die Politik überhaupt, und doch hat das Stück, ohne daß er es wollte, wiederum einen stark politischen Hintergrund.

In diesem Trauerspiel, obgleich es seine volle Wirkung in den hundert Jahren, seitdem es zuerst über die Breter ging, bewahrt hat und wol bewahren wird, liegt manches Räthselhafte: es ist von Interesse, zu erfahren, wie die Zeitgenossen darüber dachten. Im allgemeinen äußerte sich die Bewunderung überschwenglich, doch blieb es nicht ohne Anfechtungen. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen zwei Kritiken, die eine von Ramler in der „Vossischen Zeitung", die andere von dem scharfsinnigen, herben Mauvillon. Beide traten unmittelbar nach dem Erscheinen des Stücks ans Licht.

Ramler hielt vorsichtig mit seiner Persönlichkeit zurück. „Die Liebhaber des Stückes", schreibt er, „finden darin wahre Charaktere, wie sie die Natur geschaffen hat und noch schaffen kann, die vortrefflich voneinander abstechen, nicht wie schwarz und weiß, sondern wie Homer und Shakspeare zu schattiren wissen. — Die Sprache ist die lebhafte und kurze, die nach-

Digitized by Google

drückliche und dennoch leichte Sprache der Natur; nicht die einförmige Sprache der Studirstube oder so manches gefeierten Dichters, bei welchem die Prinzessin-Tochter und der Vater, der alte Bediente und die junge Vertraute in demselben Ton declamiren. Nachdenkliche Leser finden bei jedem Schritt Sachen, nicht oft gesagte, sondern neue selbstgedachte, und lehrreiche Sachen, die nicht die Miene haben, als ob sie lehren wollen. Die Schauspieler haben alle mögliche Gelegenheit, ihren Verstand und ihre Talente zu zeigen, nicht darin, daß sie den Dichter verschönern, sondern darin, daß sie den Geist des Dichters erreichen." „Die Ankündigung des Inhalts ist ungezwungen und schön in Handlung gebracht. Die geringsten Umstände haben Folge, und dienen entweder, den Charakter und die Leidenschaften der Personen in ein helleres Licht zu setzen, oder die Wahrscheinlichkeit der folgenden Begebenheit zu vermehren. Die letzte Entwickelung ist mit ungemeiner Kraft vorbereitet und wird unsern Augen bis ans Ende glücklich entzogen. — Vom Hauptzweck der Tragödie sagen wir nichts; wir hätten aber Lust, an die Spitze die Worte zu schreiben: «Et nunc, reges, intelligite; erudimini, qui judicatis terram!»"

„«Emilia Galotti»", schreibt Mauvillon, „hat ein großes Verdienst: alles natürlich dem Auge des Zuschauers vorzustellen. Keine einzige Person, die des Zuschauers wegen da wäre; ja kein einziges Wort, das wegen des Zuschauers gesagt zu werden schiene: die spielenden Personen kümmern sich blos um sich. — Aber unter der Bemühung, das Natürliche zu suchen, ist das Interesse verloren gegangen: konnte man beides nicht erhalten, so mußte lieber das erstere geopfert werden. — Ein Theaterstück muß eine Ordonnanz haben wie ein Gemälde: die Hauptfiguren, oder wenigstens die Hauptgruppe, muß gleich in die Augen fallen und sich von allen andern heben, die übrigen müssen nach dem verschiedenen Antheil, den sie an der Sache haben, in ihr natürliches Licht gesetzt sein und sämmtlich zur Hebung der Hauptgruppe concurriren. In der «Emilia» nimmt der Prinz einen zu breiten Platz ein, und in der entscheidenden Scene wird Emilia sogar noch durch Orsina und

Digitized by Google

Claudia in den Hintergrund gedrängt. Was man zu fürchten habe, ist nicht genau bestimmt."

Die Technik des Stückes ist indeß eine bewußte und gewollte. Der leidenschaftliche Gegner der Franzosen wahrt nicht blos die Einheit der Handlung, sondern auch die Einheit von Ort und Zeit. Die Handlung beginnt am Morgen und reicht kaum bis zum Abend; sie bleibt in einer beständigen Succession. Wenn Shakspeare bei der coupirten Art seiner Scenen mitunter einen großen Zeitraum umspannt und doch die Täuschung hervorbringt, als folge alles unmittelbar hintereinander, so verzichtet Lessing auf diesen Kunstgriff, weil die coupirte Form nur auf dem Shakspeare'schen Theater möglich war, das Lessing nicht vorfand und auch nicht wollte. Der Ort bleibt zwar nicht, wie auf der französischen Bühne, durch das ganze Stück ungeändert, aber er bleibt es in jedem Act. Die Aufmerksamkeit wird in keiner Weise zerstreut, sie bleibt auf das Wesentliche der Handlung gerichtet, da alles Unwesentliche vollkommen durchsichtig ist.

Die Handlung besteht aus drei Hauptvorgängen: dem Liebeswerben des Prinzen in der Kirche, Appiani's Ermordung und dem Tod der Emilia. Nur den dritten sehen wir mit Augen; der erste fällt in den Zwischenact; den zweiten nehmen wir aus dem Hintergrund wahr. Trotzdem empfangen wir vollkommen sinnlich den Eindruck der Begebenheiten, und diese ergreifen uns mächtiger, als wenn wir Augenzeugen gewesen wären. Das Entsetzen Emilia's bei ihrer Flucht aus der Kirche und was sich weiter daranknüpft, der Empfang der einzelnen Personen nach Verübung des Verbrechens: das alles prägt sich unauslöschlich ein; der Schatten dessen, was geschehen ist, berührt uns unheimlicher als das Geschehen selbst. Wie die Fäden der Intrigue von allen Seiten sich zusammenziehen, um endlich das Netz zu bilden, in dem die Katastrophe sich vollzieht, das ist meisterhaft gezeigt; wir ahnen alles voraus und werden doch überrascht und entsetzt.

Das Stück hat keine leeren Stellen; jede Scene ist dazu

Digitized by Google

da, die Handlung vorzubereiten und klar zu machen; jede Scene gehört nothwendig dahin, wo sie steht; aber jede Scene ist auch interessant für sich, abgesehen von ihrer Beziehung auf das Ganze. Es ist ein im höchsten Sinn geistreiches Stück. Alles, wovon die Rede ist, tritt in seiner geistigen Physiognomie hervor; man bewegt sich in einer hochgebildeten Gesellschaft, an deren Unterhaltung man sich lebhaft betheiligt; selbst die kleinen Nebenfiguren füllen nicht blos eine Lücke aus, sie sind Existenzen für sich, geistige Existenzen.

Die „Emilia" enthält eine wesentlich neue Form der Tragödie, die gegen die Franzosen wie gegen Shakspeare absticht. In der französischen Tragödie hat die Handlung nur den Zweck, die Leidenschaft zu gewaltig rhetorischem Ausdruck zu treiben; durch diesen, nicht durch das, was vorgeht, soll die Seele des Zuhörers gestimmt, erregt und befriedigt werden; auf die Tonlage dieser Kraftstellen bereitet von Anfang an der Ton der ganzen Tragödie vor. Bei Shakspeare ist der Höhepunkt, wenn die Leidenschaft sich in voller Macht austobt. Die Zuhörer werden erschüttert, entsetzt; in das Mitleid mischt sich Furcht.

In der „Emilia" dagegen kann der Zuschauer dem, was vorgeht, mit Gelassenheit folgen, er kann sich das Einzelne überlegen und zurechtstellen. Und doch ist, was vorgeht, arg genug. Der höchste Richter des Landes begeht aus Leidenschaft ein Verbrechen; ein reizendes junges Mädchen wird durch den innern Conflict des Herzens getrieben, den Tod zu suchen; ein Vater tödtet aus Liebe seine Tochter und liefert sich dann dem Gericht des Verfolgers aus. Ein Inhalt, der sich dreist neben jedem Shakspeare'schen sehen lassen kann: warum wirkt er nicht ebenso gewaltig?

Lessing sucht nicht blos keine Gelegenheit, eine Leidenschaft zum volltönenden Ausdruck zu bringen; er vermeidet sie geflissentlich; alle seine Personen halten in der Leidenschaft zurück, Orsina und Claudia ausgenommen, denen nur eine secundäre Stelle zukommt. Selbst der Ausdruck des Schmerzes, ja der Verzweiflung nimmt bei ihm gern die Form des Witzes an.

Digitized by Google

Emilia in ihrem innern Conflict drängt zum Ende, sie möchte am liebsten gar nichts sagen; Odoardo bezähmt seinen Grimm nach den vorgeschriebenen Begriffen des Anstands, und als die Katastrophe eintritt, ist alles rasch zu Ende.

Lessing hat — und darin liegt das Neue — die Methode des Lustspiels auf die Tragödie übertragen; er hat den tragischen Fall dramatisch gerade so behandelt wie den heitern in der „Minna von Barnhelm". — Es konnte ihm nicht einfallen, auf die Erregung des Mitleids zu verzichten, aber er wollte das Mitleid weder erschleichen noch ertrotzen. Der Zuschauer sollte den Vorgang in seinem innersten Zusammenhang aufmerksam verfolgen und prüfen, er sollte sich in seinem Urtheil durch kein unzeitiges Gefühl verwirren lassen. Darum wird, was sonst in der Tragödie nicht zu geschehen pflegt, jeder scheinbar unwesentliche Umstand sorgfältig motivirt, und die Sprache des gewöhnlichen Lebens gebildeter aber naturgetreu nachgeahmt.

Als in Wien das Stück mit viel Beifall gegeben wurde, erklärte Kaiser Joseph sehr zufrieden, er habe noch nie in einem Trauerspiel so viel — gelacht! Und das Publikum lachte mit. Allerdings war die Empfindung der Wiener sehr roh und durch die Gewohnheit schlechter Stücke, in denen nur einfache Motive vorkamen, verbildet; aber sie gerirten sich als echte Naturalisten, wenn sie sich über Marinelli's Geschick und Witz amusirten und darüber die furchtbar tragische Situation vergaßen.

Wenn aber der Eindruck auf rohe Naturalisten für den Werth des Stücks nicht maßgebend sein kann, so wird auch der ernster denkende Zuschauer durch den Ausgang verwirrt. Das ganze Stück hindurch ist der Verstand so in Anspruch genommen, daß er sich auch am Ende, wo das Gefühl allein sprechen sollte, nicht zum Schweigen bringen läßt; er fragt nach dem Warum? Was sind die Motive der handelnden Personen? Sonst wird alles, was vorgeht, so sorgfältig motivirt; aber gerade der Moment, auf den das ganze Gewebe der Handlung vorbereiten sollte, wirkt nicht überzeugend. Man mußte

Digitized by Google

schon nach der Sage der Virginia darauf gefaßt sein, und doch wird man betroffen. Odoardo selbst ruft bestürzt: „Gott, was habe ich gethan!“ Und vollends vor Emilia steht man wie vor einem Räthsel. Die wilde Orsina durchschaut man ganz, aber was geht in jener Jungfrau vor?

„Was heißt Gewalt? Verführung ist die wahre Gewalt!“ — Ist es Emilia mit diesem Ausruf Ernst? — „Mich dünkt“, schreibt Claudius, „ich hätte an ihrer Stelle nackt durch ein Heer der wollüstigsten Teufel gehen können, und keiner hätte wagen sollen, mich anzurühren!“ Aehnliche Urtheile konnte Lessing von allen Seiten hören, und sie waren begründet. Lessing hatte die eigenthümliche Gefühlsmischung in einer noch halb schlummernden Mädchenseele sich wol richtig gedacht, aber er fand in seinen Erinnerungen und Träumen nicht die richtigen Farben vor.

Herder, der im Anfang das Stück nicht mochte, weil es ihm zu ausgeklügelt vorkam, der sich aber später mit der vollsten und aufrichtigsten Bewunderung darüber aussprach, erklärt Emilia's Verhalten nicht uneben: „Das flatternde Vögelchen fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der großen, glänzenden Schlange; es fühlt denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick; oder ohne Gleichniß: sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vor dem Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Flut.“

„Wie verstandvoll“, setzt er hinzu, „hat Lessing das Herz der Emilia mit Religion verwebt, um die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen.“

Eigentlich treibt Emilia nicht die Furcht vor etwas, das geschehen könnte, sondern der Ekel vor dem, was geschehen ist, in den Tod. Der Prinz hat ihre Phantasie beschäftigt, sie aufgeregt, als sie mit Gott zu thun hatte; er fährt fort, ihre Phantasie zu beschäftigen, da sie ihn als Mörder kennt; sie fühlt, daß noch in diesem Augenblick der lasterhafte Prinz ihr interessanter ist als ihr tugendhafter Bräutigam, und dieses Gefühl ekelt sie an, sie kann es nicht ertragen, sie muß ein

Digitized by Google

Ende machen. Männer wie der Prinz, mit diesen Gemüthssprüngen, mit diesem Wechsel von Kälte und Leidenschaft, mit diesem warmen Gefühl für das Schöne, und dieser Bereitschaft für das Schändliche, Männer, die in jedem Augenblick ein Räthsel aufgeben: diese sind es, welche auf die Phantasie der Frauen einwirken und durch dieses Medium auf das Gemüth. Orsina, kein gemeines Weib, ist ein Symptom dieser Wirkungen.

Lessing bekannte später, er habe sich beim Entwurf noch nicht völlig klar gemacht, einen wie bedeutenden Antheil der Prinz am Schluß haben sollte. Wie es jetzt steht, ist der Prinz die Hauptperson des Stücks. Der Schuldige ist dramatisch die interessanteste Figur: es sind zum Theil seine besten Eigenschaften, die ihn verführen. Er ist gutmüthig auf seine Art, hat keine Lust an der Gewaltthat, hat nicht blos Sinn für die Kunst, sondern auch Achtung vor der Tugend, und eine große Feinfühligkeit im Verhalten zu andern Ständen. Er hat lebhafte und feingestimmte Sinne, einen künstlerisch gebildeten Geschmack, der leicht gereizt, aber nicht leicht befriedigt wird, der stets zu neuen Versuchen drängt. Selber leicht gereizt, hat er die gefährliche Gabe, andere zu reizen. Er faßt das Leben künstlerisch auf, „qualis artifex pereo", wie Nero sagte. Für einen solchen Künstler ist es gefährlich, eine Macht zu besitzen, die ihn das Gesuchte schnell finden läßt. Er will gern abkürzen, das Poetische rein haben; um den prosaischen und verdrießlichen Beisatz los zu werden, bedarf er eines geschickten, nie bedenklichen Dieners, der ihm mit guter Miene die heikeln Geschäfte abnimmt, den er zur Noth mit einem Fußtritt entfernen kann, wenn er ihm unbequem geworden ist. Dann kann er sich mit Bedauern seine Hände rein waschen.

Um den Fürsten dreht sich alles, der Höfling und Kuppler, der Künstler, der Geheimrath, die Maitresse, ja auch die Tugendhaften vom alten Schlage: sie alle sind eigentlich nur dazu da, die verschiedenen Seiten seiner Existenz ans Licht zu bringen; den Stand des Fürsten in allen denkbaren Situationen zu zeigen, oder, wie Herder sich treffend ausdrückte, „ihn am feinsten Spieß

Digitized by Google

langsam am Feuer seiner Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzudrehen, daß er in der Phantasie der Zuhörer gar werde. Die wahre Ordonnanz des Stücks, die Mauvillon vermißte, ist die Kritik der politischen Zustände, wie sie aus der absoluten Monarchie hervorgehen. Die Personen fallen als Opfer derselben. Diese Zustände sind die nämlichen, die damals auf Deutschland lasteten. Wenn die übrigen Liberalen für den aufgeklärten Despotismus schwärmten, so zeigt Lessing, wie die unumschränkte Monarchie auch gut angelegte Naturen, denen die Macht in die Hände gegeben ist, verführt; wie sie auch die bravsten und tapfersten Menschen unterdrückt, die in ihre Nähe kommen; alles verkümmert unter ihrem Pesthauch.

Darin liegt die Bedeutung, aber auch das Bängliche des Stücks. Die Personen desselben lösen sich nicht von seiner Atmosphäre ab, sie sind ohne sie gar nicht zu denken. In dieser Atmosphäre liegt die eigentliche Schuld: durch sie wird der geistreiche, kunstsinnige, liebebedürftige Fürst verführt, Werkzeuge, wie Marinelli, zu suchen; durch sie wird es ihm leicht, sie zu finden. Aber auch den Odoardo, Appiani u. s. w. hat die Hofluft den Kopf verwirrt: um ihre Arme schließt sich ein unsichtbares, unzerreißbares Netz; über ihre Augen breitet sich ein Schleier, der sie den Weg nur halb sehen läßt. Sie haben schon vor der Katastrophe etwas Unbehagliches und gleichsam Gebrochenes. An Gewohnheiten und Rücksichten gebunden, selbst im Innersten unsicher, überlassen sie die tragische Entscheidung dem Zufall. „Ich gehe und liefere mich selbst ins Gefängniß, ich gehe und erwarte Sie als meinen Richter!“ Dem Verbrecher soll die letzte Schmach nicht erspart werden, auf sein Verbrechen das Siegel der vermeinten Gerechtigkeit zu drücken. Lessing hatte vollkommen recht, diesen Ausgang für tragischer zu halten als den Ausgang der Virginia, deren Tod ja nur das Signal der Befreiung ist; aber wenn man sich diese Rechtszustände näher ausmalt, so streift das Tragische an das Entsetzliche.

„Emilia Galotti“ hatte in Deutschland einen Erfolg wie seit dem „Messias“ kein deutsches Dichterwerk, fast möchte man

Digitized by Google

sagen einen größern. Die Schwärmer für den „Messias“ hatten im Grunde doch nur eine Partei gebildet, während die Opposition gegen Lessing's Stück eine verschwindend kleine war. Einstimmig in der Bewunderung waren die Theater, denen Lessing in der That eine sehr dankenswerthe Aufgabe gestellt hatte: er hatte seine Figuren nicht blos nach den Bedürfnissen der dargestellten Begebenheit, sondern ebenso nach den Bedürfnissen der Schauspieler zugeschnitten, die bei jeder Rolle ihre besten Kräfte daransetzen konnten. Da nun gerade in jener Zeit ebenso der Drang, von der Bühne aus zu wirken, wie die Schaulust des Publikums im entschiedenen Aufsteigen begriffen waren, hätte man erwarten sollen, daß Lessing durch neue Leistungen dem deutschen Drama eine neue Zukunft bereiten müsse.

Diese Erwartung wurde getäuscht. Nicht sehr lange nach der Aufführung der „Emilia“, 5. December 1772, schreibt Lessing an seinen Bruder: „Ich will es wol bleiben lassen, wieder etwas für das Theater zu schreiben! Zwar habe ich, nach meinem letzten Ueberschlag, wenigstens zwölf Stücke, deren jedes ich innerhalb sechs Wochen fertig machen könnte; aber wozu für nichts und wieder nichts mich sechs Wochen auf die Folter spannen?“ Als einzigen Grund führt er an, daß die Anerbietungen des wiener Theaters seinen Anforderungen nicht ganz entsprachen; sie waren immerhin für jene Zeit bedeutend genug; und es ist wol anzunehmen, daß der Geldpunkt nicht das einzige Motiv war, daß Lessing über seine Fähigkeit, ein Drama in sechs Wochen zu vollenden, sich zu sanguinisch aussprach. Hätten ihn seine Entwürfe wirklich gedrängt, so hätte er nicht widerstehen können.

Nun folgte, nur ein halbes Jahr später, der Triumphzug des „Götz von Berlichingen“, der allen Gesetzen, die Lessing in seiner „Dramaturgie“ aufgestellt, widersprach, und unmittelbar darauf die massenhafte Production der Ritter vom Sturm und Drang, die ihm das ganze Theaterwesen verleidete. Wiederholt sprach er sich mit der äußersten Misstimmung über diese neuen Poeten aus, hatte aber keine Lust mehr, in neuen dramaturgischen Blättern mit ihnen anzubinden. Auch die großen

Digitized by Google

Erfolge, die unter Schröder's Leitung der von ihm so hochgepriesene Shakspeare in Hamburg, Berlin und Wien errang, ließen ihn kalt; wenigstens hat er nie etwas darüber verlauten lassen.

Nur einmal noch schien er mit dem Theater in Verbindung zu kommen: man machte ihm 1776 von Manheim aus den Vorschlag, sich, wenn auch nur zeitweilig, des dortigen Theaters anzunehmen. Aber Lessing erkannte bald, daß dort für die Kunst noch weniger zu erwarten sei als in Hamburg. Der „Nathan", den er 1779 in Druck gab, war zwar auch künstlerisch eine bedeutende Leistung, wurde aber damals hauptsächlich vom Licht seiner sittlichen Tendenz aus betrachtet, die mit der Bühne nichts zu thun hatte.

Faßt man Lessing's ganze dramatische Wirksamkeit zusammen, so begreift man vollkommen, daß die Zeitgenossen recht hatten, in ihm vor allem den dramatischen Dichter zu bewundern. Wäre das Theater unter seinen Händen geblieben, so hätte sich für Deutschland das ergeben, was bisher den Vorzug der Spanier, Engländer und Franzosen gemacht hatte: das Zusammenwirken der schöpferischen Kraft, der wahren Bildung und der populären Darstellung. Den jüngern Dichtern kam es auf die letztere gar nicht, auf die Bildung wenig an, und so diente, was sie etwa an schöpferischer Kraft besaßen, nur dazu, das Theater zu verwildern. Aber für den Begründer eines classischen Theaters ist eins unumgänglich, was Lessing fehlte: die Ausdauer und die Fruchtbarkeit. Schon als er die „Emilia" schrieb, hatte er sich in andere Beschäftigungen eingelassen, die ihn der unmittelbaren Beziehung zum Publikum entfremdeten.

Lessing war im Grund eine heitere Natur, sanguinisch und leicht beweglich, aber was er einmal das Beste am Menschen nennt, die Galle, fehlte ihm nicht, und brauste zuweilen auch da auf, wo keine ausreichende Ursache vorlag. Nun war er leicht versucht, sich aufs bitterste über was gerade vorlag auszusprechen, ohne sich dadurch von seinem Verdruß zu lösen,

Digitized by Google

der sich vielmehr gleichsam bei ihm fixirte. Zudem lag in seiner Natur eine gewisse Unruhe: er änderte oft seinen Aufenthalt, und damit zugleich den Kreis seines Wirkens. Er hatte von Zeit zu Zeit das starke Bedürfniß, nach Perioden rauschender Geselligkeit in der Einsamkeit seinen Studien nachzuhängen; bald aber wurde ihm wieder die Einsamkeit unerträglich. Sein Trieb, das Leben der großen Welt kennen zu lernen, wurde ihm wiederholt vereitelt; bei jedem neuen Versuch, eine angemessene Beschäftigung zu finden, bestimmte ihn meistens mehr ein äußerer zufälliger Umstand als eine ruhige Ueberlegung. Fast jedesmal begann er seine neue Thätigkeit mit voller Zuversicht, fiel bald darüber in Mismuth und endete sie im äußersten Verdrusse. So war es ihm in Leipzig, in Berlin und Breslau gegangen, so ging es ihm in Hamburg.

Als das Nationaltheater begann, April 1767, war er in der rosigsten Laune, er versprach sich nicht blos von seinem amtlichen Wirken das Beste; er hatte mit den bedeutendsten Männern Deutschlands Fühlung gewonnen, mit Klopstock und seiner Schule, mit Wieland, er nahm seine ältern, harten Urtheile zurück, wurde von ihnen als Ebenbürtiger begrüßt und fühlte, daß er in der öffentlichen Meinung ein gemachter Mann war. Aber gerade die sanguinische Stimmung, in der er seine neue Stellung ansah, sollte ihm starken Verdruß bereiten.

Zu seinen nähern Bekannten in Hamburg gehörte der Buchhändler Bode, ein talentvoller, geistreicher, unternehmungslustiger, etwas abenteuerlicher Mann, der überall seine Hand im Spiel hatte; er spielte unter anderm bei den Freimaurern, denen sich auch Lessing zugesellte, eine ansehnliche Rolle und hatte Verbindungen im Auslande, die er vielleicht überschätzte. Dieser bestärkte Lessing in der Idee, daß den Schriftstellern im Verhältniß zu den Buchhändlern ein zu kleiner Gewinn zufalle und daß die erstern besser thäten, den Vertrieb ihrer Werke selbst in die Hand zu nehmen. Lessing ging mit Feuer darauf ein und wollte die Sache gleich ins Große treiben. Die besten Werke der anerkannten deutschen Schriftsteller sollten, gut ausgestattet, in einem Gesammtverlage erscheinen, dessen

Digitized by Google

Leitung er übernahm. Er überhörte die Warnungen seiner sachverständigen Freunde und kam bei seiner geringen Geschäftskenntniß bald in die äußerste Verlegenheit. „Ich erliege unter Arbeit und Sorgen", schreibt er schon 20. März 1768; „bald kommt die Zeit, daß ich keinen Pfennig mein nennen kann, als den ich erst verdiene!" Er warnt seinen Bruder aufs äußerste vor der literarischen Laufbahn, in der man doch über kurz oder lang darben müsse.

Er sah bald, daß auch seine Hoffnungen mit dem Nationaltheater gescheitert waren, und schob dem Publikum alle Schuld zu. Durch seine „Dramaturgie" hatte er zwar sein Ansehen sehr gesteigert, sich aber auch viel Feinde gemacht. Dazu kam der Aerger über einen schlechten Gesellen, den Professor Klotz in Halle, der ihn wegen des „Laokoon" angegriffen hatte und den er seit Juni 1768 in den „Antiquarischen Briefen" geiselte, wie er früher die Literaten in den Literaturbriefen gegeiselt hatte. Er trug wieder den Sieg davon, Klotz wurde das Gespött aller Welt; aber ihm selbst hatte die Sache sehr viel Verdruß gemacht, und für die Wissenschaft war eigentlich nicht viel dabei herausgekommen.

In dieser allgemeinen Verstimmung regte der unerwartete Tod Winckelmann's, 8. Juni 1768, eine neue Idee in ihm an: er wollte nach Rom und dort versuchen, sich auf eigene Hand zu erhalten. „Es muß sich zu Rom lustiger und erbaulicher betteln lassen als zu Deutschland", schreibt er 28. September 1768. „Ich denke freilich nicht, daß es mir in Rom länger gefallen wird als in irgendeinem andern Ort der Welt." „Das Schreiben für die Ewigkeit will ich andern Schwärmern überlassen! So dann und wann ein kleiner Faustkampf, um sieben Neuntel von meinen schreibenden Landsleuten auf mich toll und rasend zu machen, das ist alles, was ich mir vornehme."

Wenn die Freunde aus dem römischen Plan nicht klug wurden, so hatte Lessing selber seine Absicht sich vielleicht nicht klar gemacht. Wenigstens hielt sie nicht stand, als im folgenden Jahre unerwartet ein Antrag des Erbprinzen von Braunschweig

Digitized by Google

eintraf, die Bibliothek in Wolfenbüttel zu übernehmen. Ohne sich viel zu bedenken, griff Lessing zu: er wurde dadurch wenigstens von seinen unmittelbaren Verlegenheiten erlöst. Sein Gehalt betrug 600 Thaler, freie Wohnung und Holz. „Für die Zukunft bin ich ziemlich aus aller Verlegenheit, für den Augenblick steck' ich in Schulden bis über die Ohren!" Trotzdem zögerte er, seine neue Stellung anzutreten, was erst 21. April 1770 geschah. Dieses Zaudern verschaffte ihm noch in Hamburg eine ihm sehr werthe Bekanntschaft.

Im Frühling 1769 hatte Herder in Riga Lessing's „Laokoon" zwar mit großer Hochachtung besprochen, aber doch in einigen Hauptpunkten angegriffen. Lessing, sonst gegen solche Angriffe sehr empfindlich, war über den Geist und Scharfsinn seines Gegners betroffen und meinte, Herder sei der einzige, auf dessen Urtheil ihm etwas ankäme. Herder kam nun, Februar 1770, auf einer Reise von Paris nach Süddeutschland über Hamburg, suchte Lessing auf und schwärmte 14 Tage mit ihm herum. „Es war mir sehr angenehm", schreibt Lessing, „diesen Mann von Person kennen zu lernen, und ich bin sehr wohl mit ihm zufrieden." Sie haben sich nicht wiedergesehen, sind aber in steter achtungsvoller Beziehung geblieben. Es standen sich in ihnen zwei entgegengesetzte Principien gegenüber, die gleichwol eine Verständigung zuließen.

Lessing's Standpunkt in seinem Urtheil über die schöne Literatur ist ein praktischer, der Herder's ein historischer. Für das greifbare, anwendbare Gesetz der Dichtkunst findet man bei Lessing weit mehr Ausbeute; aber das Große der Vorzeit zu verstehen und an seinem Ort zu würdigen, war Herder ungleich mehr geeignet. Lessing rückte den Erscheinungen zu nahe auf den Leib. Herder hielt sie in der angemessenen Entfernung, in welcher die wahren Dimensionen hervortraten. Lessing's historische Arbeiten sind an Scharfsinn und Gründlichkeit vorzuziehen; aber ihm fehlt die Perspective und die Farbe. Er zeichnet sich seine Weltgeschichte mit dem Stift an die Wand, in festen Umrissen, aber ohne Luftton. Derselbe Unterschied zeigt sich in der Philosophie der beiden. Lessing ging von der

Digitized by Google

Idee einer absoluten Wahrheit aus, die sich progressiv entwickeln müsse; für Herder behielt die Philosophie etwas Subjectives, er interessirte sich in der Geschichte derselben mehr für die Männer, bei denen Kopf und Herz noch nicht getrennt waren, und für ihre Gemüthserregungen, als für die bleibenden Sätze, die aus ihrem Denken hervorgingen.

Lessing's Aufenthalt in Wolfenbüttel, der 11 Jahre währte, bis an seinen Tod, fing wieder mit einer sehr sanguinischen Stimmung an. „Die Stelle", schreibt er an seinen Vater, „ist so, als ob sie für mich gemacht wäre. Amtsgeschäfte habe ich keine andern, als die ich mir selbst machen will. Der Erbprinz hat mehr darauf gesehen, daß ich die Bibliothek, als daß die Bibliothek mich nutzen soll; gewiß werde ich beides zu verbinden suchen, oder vielmehr eins folgt schon aus dem andern."

Diese Tendenz verfolgen die meisten der kleinen Schriften, die er in den ersten Jahren seines Aufenthalts in Wolfenbüttel herausgab. Er begann schon October 1770 mit einer glänzenden kirchenhistorischen Studie über den Berengarius, es folgten in den Beiträgen aus den Schätzen der wolfenbütteler Bibliothek eine Reihe streng wissenschaftlicher Monographien aus allen denkbaren Gebieten des Wissens: philologische, historisch-kritische, speculative, theologische, alle mit der äußersten Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Er hatte seine Freude daran und auch wieder nicht: „Es ist ein Steckenpferd mehr, sich die Reise des Lebens zu verkürzen; dabei ist der Geist in einer so faulen Thätigkeit, so geschäftig und zugleich so ruhig, daß ich mir für eine gemächliche Neugier keine wollüstigere Arbeit denken kann; man schmeichelt sich mit dem Suchen, ohne an den Werth des Dings zu denken, das man sucht; man freut sich über das Finden, ohne sich darüber zu ärgern, daß es ein Nichts ist, was man gefunden hat."

Als er sich an die Vollendung der „Emilia Galotti" machte, that er es gleichsam heimlich, hinter dem Rücken des Erbprinzen; er glaubte sich bei ihm erst entschuldigen zu müssen, daß er etwas vornahm, was außerhalb seines Amtes lag. Darüber hätte er sich völlig beruhigen können; der Erbprinz

Digitized by Google

hätte ihn nicht gehindert, ein Stück nach dem andern zu schreiben: im Gegentheil war ihm daran gelegen, einen berühmten Mann in seinem Dienst zu haben. Aber Lessing kam zu keiner rechten Sammlung.

Seine ökonomischen Umstände hatte er früher zu sanguinisch aufgefaßt und zu wirthschaften hatte er nicht gelernt. Er kam bald in neue Verlegenheiten, namentlich nach dem Tode seines Vaters, 22. August 1770, da er nun auch für die Familie zu sorgen hatte.

Zudem fühlte er in Wolfenbüttel sich sehr vereinsamt. Freilich hatte er in dem nahe gelegenen Braunschweig einen angenehmen Verkehr mit den Lehrern des Carolinums, meistens ehemalige Mitarbeiter an den „Bremer Beiträgen": Konrad Arnold Schmidt, Ebert, Zachariä, Gärtner, Eschenburg; an ihrer Spitze Jerusalem, Abt von Loccum, der erste Geistliche des Landes, und sein Sohn, der durch den „Werther" berühmt geworden ist. Lessing schätzte sie hoch, hatte auch vielfache Berührungspunkte mit ihnen, aber sie füllten ihn nicht aus. „Wie ich hier lebe, wundern sich die Leute, daß ich nicht vor Langeweile und Unlust umkomme." So schreibt Lessing an eine Freundin, die er in Hamburg zurückgelassen hatte, Eva, die Witwe des Seidenhändlers König, mit der ihn eine mehrjährige Freundschaft verband, die endlich in eine entschiedene Neigung übergegangen war.

Wohl verdiente die edle Frau mit ihrer hingebenden Theilnahme an Lessing's Interessen, Sorgen und Einfällen, daß er in ihr das höchste Bild der Weiblichkeit fand. Sie war eine Frau von seltener Gemüthstiefe und Seelenreinheit, an sittlicher Strenge und Sicherheit bei weitem Lessing überlegen, in dem freien Blick ihm fast ebenbürtig. Es kam September 1771 zur Verlobung; aber Eva willigte nur unter der Bedingung ein, vorher alle Verpflichtungen ihres verstorbenen Mannes abzuwickeln und die Zukunft ihrer Kinder sicherzustellen. Zu diesem Zweck reiste sie nach Wien. Gern hätte ihr Lessing eine angenehme Häuslichkeit geboten; aber die fand er in Wolfenbüttel nicht, und so vermehrte das Verhältniß nur seinen

Digitized by Google

Unmuth und seine Ungeduld. „Mir ist", schreibt er Juni 1772, „jetzt nicht selten das Leben so ekel! Ich verträume meine Tage mehr, als daß ich sie verlebe. Eine anhaltende Arbeit, die mich abmattet, ohne mich zu vergnügen, eine Aussicht in das ewige, liebe Einerlei — ich weiß nicht, ob ich gesund oder krank bin! Wer mich sieht, macht mir ein Compliment wegen meines gesunden Aussehens, und ich möchte immer mit einer Ohrfeige antworten: was hilft es, gesund zu sein, wenn ich mich zu allen Verrichtungen eines gesunden Menschen unfähig fühle?

„Mit meinen Beiträgen aus der Bibliothek denke ich so lange fortzufahren, bis ich Lust und Kräfte wiederbekomme, etwas Gescheites zu arbeiten. Das dürfte sich aber so bald nicht ereignen."

„Ich werde in dieser Einsamkeit jeden Tag dümmer und schlimmer; ich muß wieder unter Menschen kommen, wenn noch ein Funke Gutes an mir bleiben soll."

An Eva schrieb er nur sehr selten. „Was kann ich besser thun, als daß ich meine Raserei in der Stille abmache und keinem damit beschwerlich falle — Ihnen am wenigsten! Ihnen den Kopf noch wüster machen mit Dingen, die ich selbst gern aus meinem Kopf hätte, und an die ich doch nothwendig denken muß, wenn ich an Sie denke. Diese Jahre waren ein garstiger Traum!"

Endlich schien ihn das Glück zu begünstigen, einen lange gehegten Wunsch zu verwirklichen. Ein braunschweigischer Prinz forderte ihn auf, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten; unterwegs wollte er Eva in Wien treffen; Mai 1775 reiste er ab. Aber eine Reihe von Mißhelligkeiten verfolgte ihn. Eva war bereits aus Wien abgereist, und sie blieb völlig ohne Nachricht, da die Briefe durch eine seltsame Verkettung von Zufällen fehlgingen. Was er in Italien erwartet hatte, fand er nicht. Der Prinz wurde mit faden Festlichkeiten überschüttet, wobei ihn Lessing begleiten mußte und dadurch verhindert wurde, nach Herzenslust zu sehen und zu studiren. Dann wurde der Prinz unerwartet schnell, December 1775, wieder zurückberufen

Digitized by Google

und Lessing mußte von Italien Abschied nehmen. Die Zustände in Wolfenbüttel stellte er sich in den dunkelsten Farben vor und hatte schon Lust, um seinen Abschied einzukommen und wieder als unabhängiger Literat zu leben. Aber Eva's freundliche und ernste Briefe stimmten ihn um, und es gelang ihm Juni 1776 seine Verhältnisse in Wolfenbüttel leidlich zu ordnen. Da indeß auch Eva mit ihrem Geschäft zu Stande gekommen war, beschlossen sie die endgültige Verbindung.

Wir finden Lessing 3. August 1776 in Hamburg. „Er hat einen Blick", schreibt Voß, der ihn hier zuerst kennen lernte, „wie ich ihn noch nie gesehen, einen rechten Geierblick!" — Lessing verkehrte in dem besten Kreise der hamburger Gesellschaft, der sich um Klopstock sammelte. „Möchten Sie", schreibt seine Freundin Elise Reimarus, „in diesem seltenen Mann doch auch einmal den angenehmen Gesellschafter kennen lernen, der die Jagd nach allem, was Witz und Schein heißt, ebenso erbsündenmäßig haßt, als seine ungesuchte Laune die Freuden der Geselligkeit unvermerkt zu beleben weiß. . . . Sein Geistestriebwerk steht im Verhältniß mit seinem Pulsschlag. Einst fanden wir, daß bei völliger Gemüths- und körperlicher Gesundheit sein Puls die Geschwindigkeit eines Fieberpulses hatte . . . Sonderbar genug, daß er noch so wenig das Mistrauen der Orthodoxen erregt! Noch neulich hörte ich Goeze mit großer Achtung von ihm reden . . . Daß Lessing sich verheirathet, wird Ihnen ebenso besonders vorkommen, als daß Jerusalem sich erschoß, und doch wird es bald ebenso wahr." — Elise nennt Eva eine liebenswürdige Frau von vielem Verstand, „der vermuthlich alles gehört, was Herz in Lessing ist".

Am 8. October 1776 fand auf einem Landgut in der Nähe von Hamburg die Hochzeit statt. Lessing (47 Jahre) hatte gegen alle Welt geschwiegen, selbst Mutter und Schwester erfuhren die Sache erst mehrere Wochen später. Was ihm den Entschluß erleichtert hatte, war ein Gehalt von 100 Louisdor, das ihm von Manheim zugesagt wurde gegen die Verpflichtung, jährlich einmal in die Pfalz zu kommen und an den Arbeiten des Nationaltheaters wie der Akademie theilzunehmen. Da der

Digitized by Google

Herzog von Braunschweig in diese Theilung seiner Functionen willigte, glaubte Lessing seine Zukunft gesichert; aber schon April 1777 überzeugte er sich, daß er in der Pfalz nichts zu suchen habe, und die Pfälzer dachten kleinlich genug, ihre Zusage gleichfalls zurückzuziehen. Aber dieses Misgeschick änderte vorläufig nichts an dem Glücksgefühle, das Lessing nun zum ersten mal beseelte.

„Sie scheinen mir", schreibt ihm Mendelssohn 17. November 1777, „jetzt in einer ruhigen, zufriedenen Lage zu sein, die mit meiner Denkart unendlich besser harmonirt als jene geistreiche, aber etwas bittere Laune, die ich an Ihnen vor einigen Jahren bemerkt. Ich war nicht stark genug, das Aufbrausen dieser Laune niederzuschlagen, aber ich habe herzlich gewünscht, daß es Zeit und Umstände und Ihre eigene Vernunft thun möchten. Mich dünkt, mein Wunsch ist nunmehr erfüllt."

Auch in Lessing's Briefen an seinen Bruder ist jetzt ein ganz anderer Ton: heiter, herzlich, selbst neckisch. Lessing war glücklich geworden. Einen unverdächtigen Zeugen haben wir an dem jungen schwäbischen Magister Spittler, der April 1777 drei Wochen in Wolfenbüttel zubrachte, auf der Bibliothek und im täglichen Verkehr mit Lessing's Haus. „Man wird unvermerkt so vertraut mit ihm, daß man schlechterdings vergessen muß, mit welch großem Mann man umgeht. Sind, wenn es möglich wäre, mehr Menschenliebe, mehr thätiges Wohlwollen anzutreffen als bei ihm, so wär's bei seiner Gattin. Eine solche Frau hoffe ich nimmermehr kennen zu lernen! Die unstudirte Güte des Herzens, die Seelenruhe, die sie allen mittheilt, welche das Glück haben, mit ihr umzugehen! Das Beispiel dieser großen, würdigen Frau hat meine Begriffe von ihrem Geschlecht unendlich erhöht."

Das Glück sollte nicht lange währen; 3. Januar 1778 wurde ihm ein Sohn geboren, der gleich darauf starb. „Meine Freude war nur kurz", schreibt er, „und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Er hatte so viel Verstand! Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterschaft mich schon zu einem solchen Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß,

Digitized by Google

was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte, daß er so bald Unrath merkte? Daß er die erste Gelegenheit ergriff, sich so bald wieder davonzumachen?"

Lessing vertheidigt an einer Stelle der „Dramaturgie" die Anwendung des Witzes beim Ausbruch des bittersten Schmerzes in der Tragödie; seine Gründe sind überzeugend; aber wie tief er sie aus dem Innersten seiner Natur schöpfte, das zeigt dieser Ausbruch in einer der traurigsten Stunden seines Lebens.

„Freilich zerrt mir der kleine Ruschelkopf auch die Mutter fort! Denn noch ist wenig Hoffnung, daß ich sie behalten werde! — Ich wollte es auch einmal so gut haben als andere Menschen, aber es ist mir schlecht bekommen!"

„Die Mutter lag ganze neun Tage ohne Verstand. Alle Tage, alle Nächte jagte man mich ein paarmal von ihrem Bett mit dem Bedeuten, daß ich ihr den letzten Augenblick nur noch saurer mache. Denn mich kannte sie noch bei aller Abwesenheit des Geistes."

11. Januar. „Meine Frau ist todt; diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht, ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können, und mir ist ganz leicht. . . . Wenn ich mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben, wie gern wollt' ich es thun! Aber das geht nicht, und ich muß nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzudüseln. . . . Ein guter Vorrath von Laudanum, theologischen Zerstreuungen, wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen."

Für seine gemüthliche Existenz hatte Lessing durch den Tod seiner geliebten Gattin das Centrum verloren; für seine geistige Existenz aber fand er die lange unruhig gesuchte erst wieder, als er mit der alten Kampflust gegen die Feinde der Freiheit und Vernunft ins Feld zog. Diesen Kampf im Zusammenhang mit seinen wechselnden Wendungen und Zufälligkeiten darzustellen, ist die Aufgabe der folgenden Zeilen.

Digitized by Google

Lessing's eigentliche Bedeutung für die kirchlichen Fragen tritt erst in der Periode seiner Reife ein, aber er hat schon in seiner Jugend diese Probleme, die sich aus seinem väterlichen Hause herschrieben, nie ganz aus den Augen gelassen. Eine äußere Veranlassung dazu waren die Bücher, die er in Berlin zum Recensiren bekam und die namentlich in den ersten Jahren seiner kritischen Thätigkeit an Zahl die weltlichen Bücher bei weitem überwogen. Während seines zweimaligen Aufenthalts in Wittenberg studirte er eifrig die Geschichte der Reformation und suchte sich in kleinen Aufsätzen, die er freilich nie zu Ende führte und ungedruckt ließ, mit den kirchlichen Dogmen und Parteien auseinanderzusetzen. Nimmt man diese vermischten Aufsätze zusammen, so ergibt sich zweierlei: einmal, daß er in den Einzelheiten seiner religiösen Ansichten oft sehr stark schwankte, je nach den wechselnden äußern Eindrücken, die er von den kirchlichen Lehren und der Geschichte derselben empfing; dann aber, daß er in einigen Hauptpunkten seiner Ueberzeugung fest blieb. Seine Stellung recht zu verstehen, muß man die damaligen religiösen Parteien ins Auge fassen.

Von außen, namentlich von Frankreich und England, drängte sich neben den strengern kirchlichen Richtungen der Deismus vor. Verhältnißmäßig sehr wenige verwegene Denker wollten dem Glauben an Gott überhaupt absagen; weitaus die Mehrzahl hielt an diesem Glauben fest, wollte ihn aber auf die natürliche Religion einschränken, und hielt, was die positiven Religionen hinzugefügt, für Menschenwerk oder gar für Priestertrug. Der bedeutendste Vertreter dieser Richtung war Voltaire, der wiederholt in bittern Angriffen namentlich das Christenthum in allen seinen Sekten als einen Feind der natürlichen Religion angriff.

In Deutschland fand diese Richtung nur wenig Anklang. Von Bedeutung waren nur zwei Männer: Edelmann, der sich, ausgegangen vom Pietismus, zu Spinoza bekehrte; und Reimarus, der, in der Wolfischen Philosophie aufgewachsen, mit ebenso starken Opposition gegen das Christenthum endete wie Voltaire.

Digitized by Google

Die Streitigkeiten zwischen den Pietisten und Orthodoxen waren allmählich eingeschlafen, doch nicht ohne daß vorher der Pietismus in seinem Bestreben, das echte Christenthum wiederherzustellen, die verknöcherte Facultätsdogmatik in allen Kirchen leidenschaftlich bekämpft und die verrufensten Ketzer gegen die Verleumdungen der kirchlichen Schriftsteller gerettet hatte. Des frommen Arnold Kirchen- und Ketzerhistorie wirkte in dieser Beziehung ebenso stark wie das Wörterbuch des Skeptikers Bayle. Die Herrnhuter, die zu Anfang das allgemeine kirchliche Leben zu beeinflussen strebten, hatten sich zuletzt zu einer stillen Gemeinde zusammengezogen, die sich um das, was äußerlich vorging, wenig kümmerte.

Die Mehrzahl der Katheder und Kanzeln war von Rationalisten angefüllt, die nach dem Vorgang von Leibniz und Wolf die christliche Ueberlieferung mit den Lehren der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen suchten. Sie erklärten das Christenthum für die absolute Religion, legten es aber so aus, daß gerade die Hauptpunkte des Glaubens, die Lehre vom radicalen Bösen, von der Versöhnung des Menschen mit Gott durch ein ungeheueres Opfer und von der Wiedergeburt durch den Glauben eine ganz andere Bedeutung gewann als in der Schrift und den Symbolischen Büchern. Auch in dieser Schule trat ein ähnlicher Gegensatz hervor wie zwischen den Orthodoxen und Pietisten.

Ein Theil der Rationalisten nämlich, hauptsächlich die Wolfianer, bemühte sich, ihr Christenthum der Vernunft in ein System zu bringen und also hauptsächlich den Verstand ihrer Schüler und Anhänger zu beschäftigen; ein anderer Theil hielt von dieser Dogmatik recht wenig, ließ vom Christenthum nur dasjenige bestehen, was zur Erbauung und Besserung des menschlichen Herzens beitragen könne, und cultivirte das Empfindungsleben noch lebhafter als die Pietisten. Die populärsten Apostel der Empfindung waren Spalding und Gellert.

Wie sich Lessing zu diesen verschiedenen Richtungen stellte, läßt sich aus den Schriften der Jahre 1751—60 noch deutlich genug entnehmen.

Digitized by Google

Als ein leidenschaftlicher Klopstockianer sich verächtlich über die kalte metaphysische Art von Gott zu sprechen ausdrückte und eine wahrhaft religiöse Seele nur dann sich vorstellen wollte, wenn ihr durch die Stärke ihrer Empfindung die Fähigkeit sich in Worten auszudrücken genommen wäre, erwiderte Lessing: „Jene kalte metaphysische Art über Gott zu urtheilen muß der Probirstein unserer Empfindungen über Gott sein; der hitzige Kopf denkt oft am unwürdigsten über Gott, wenn er am erhabensten zu denken glaubt." Er machte einmal den Versuch, in einem Aufsatz: „Das Christenthum der Vernunft", in dem er sich auf die Ideen von Leibniz stützte, die Hauptlehren des Christenthums metaphysisch zu begründen.

Wenn dasselbe aber von anderer Seite, und zwar anmaßend und dictatorisch versucht wurde, so machte sich Lessing darüber lustig und behauptete mit den sieben Weisen: der Mensch sei zum Thun und nicht zum Vernünfteln geboren. „Jetzo, da man eine so vortreffliche Zusammensetzung von Weltweisheit und Gottesgelahrtheit gemacht hat, daß man mit Noth und Mühe die eine von der andern unterscheidet: jetzo ist ein wahrer Christ viel seltener als in den dunkeln Zeiten geworden."

Er suchte am Christenthum festzuhalten, wie er es in seiner Jugenderziehung überkommen; aber er erlaubte sich ab und zu, was die Gegner gegen das Christenthum eingewendet, recht derb, wenn auch im Namen der Gegner, zu wiederholen.

Schon 1754, in einer seiner Rettungen, läßt er einen Mohammedaner sowol die jüdische als die christliche Religion einen „Wirrwarr" von Sätzen schelten, die eine gesunde Vernunft nie für die ihrigen erkennen wird, und die den Geist zu unfruchtbaren Betrachtungen verführen. Der Glaube an diese Sätze, an die Offenbarung und an die Wunder, kurz, die Verehrung heiliger Hirngespinste mache den Christen auch ohne Gerechtigkeit selig. Diese Wunder sollen die eine Unbegreiflichkeit durch die andere wahrscheinlich machen. Der Islam dagegen lehre blos, was der gesunde Menschensinn begreift: die Einheit Gottes und Lohn und Strafe nach dem Tode. „Wir danken es unserm Lehrer, daß er seine gute Sache nicht durch

Digitized by Google

Wunder hat verdächtig machen wollen." Das spricht freilich ein Mohammedaner, aber Lessing ist es, der ihn so sprechen läßt.

Es liegt ihm in seiner theologischen Kritik zunächst nicht an der Sache selbst. Er will die Correctheit der historischen Ueberlieferung herstellen, das Wahre vom Falschen sondern, Misverständnisse erläutern. Als seine Hauptaufgabe erscheint ihm die historische Kritik. Trotz seiner großen Verehrung Luther's, enthüllt er schonungslos die schlimmen Seiten seiner Natur; er zeigt, wie arge Dinge er im Zorn gethan hat. „Aber ein minder heftiges Gemüth wäre nicht geschickt gewesen, dasjenige auszuführen, was Luther ausgeführt. Um etwas Großes und Gutes zu stiften, wählt Gott nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten Werkzeuge.

Lessing will das Christenthum auch vor dem Richterstuhl der Vernunft zu Ehren bringen, aber er stellt ihm die natürliche Religion als etwas Höheres gegenüber.

„Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese Begriffe bei all unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen, ist der vollständigste Inbegriff aller natürlichen Religion. Zu dieser ist jeder Mensch nach dem Maß seiner Kräfte aufgelegt und verbunden. Da aber dieses Maß bei jedem Menschen verschieden und sonach jedes Menschen natürliche Religion verschieden sein würde, so hat man, um die Religion gemeinschaftlich zu machen, sich über gewisse Begriffe vereinigt, und diesen conventionellen Begriffen eben die Wichtigkeit beigelegt, welche die natürlich erkannten Religionswahrheiten an sich selbst hatten.

„Alle positiven Religionen sind gleichwahr und gleichfalsch; gleichwahr, insofern es überall gleichnothwendig gewesen ist, sich über verschiedene Dinge zu vergleichen; gleichfalsch, indem das, worüber man sich verglichen, nicht sowol neben dem Wesentlichen steht, sondern das Wesentliche schwächt und verdrängt. Die beste positive Religion wird die sein, welche die wenigsten Zusätze zur natürlichen Religion enthält."

Damit hing eine weitere Ueberzeugung Lessing's zusammen,

Digitized by Google

daß man in jeder positiven Religion, oder auch ohne Religion, ein rechtschaffener Mann sein könne; daß die Rechtschaffenheit von der Religion unabhängig sei. Diesen Satz suchte er unter andern auch in zwei seiner Jugendstücke, der „Freigeist" und „Die Juden", anschaulich zu machen; daß in jeder positiven Religion die Rechtsbegriffe anders bestimmt werden und daß es daher die eine Religion ihren Angehörigen leichter macht, sich dem wahren Ideal eines Rechtschaffenen zu nähern, übersah er damals unabsichtlich als Sohn des 18. Jahrhunderts, oder vielleicht auch absichtlich, um dem kirchlichen Eiferer Toleranz zu empfehlen.

In den Jahren 1755—70 tritt die Theologie hinter andern Beschäftigungen zurück: das Theater und die Philologie nahmen ihn ganz in Anspruch. In Hamburg gehörte zu seinem nächsten Verkehr der aufgeklärte Pfarrer Alberti; aber er suchte nicht selten auch den Gegner desselben, den Hauptpastor Goeze auf, der ihm seiner ausgebreiteten Bibelkenntniß wegen werth war und in dessen Rechtgläubigkeit er den consequenten Charakter schätzte. Halb im Scherz, halb im Ernst suchte er Alberti deutlich zu machen, daß man, um recht tolerant zu sein, auch die überzeugungsvolle Intoleranz in ihrer Berechtigung begreifen müsse. Dieselbe Consequenz imponirte ihm auch bei der entgegengesetzten Richtung. Während seines Aufenthalts in Hamburg starb Samuel Reimarus, der seit vielen Jahren an einer „Schutzschrift für die natürlichen Verehrer Gottes" gearbeitet hatte. In dieser Schrift, die er selbst vor den nächsten Freunden verborgen hielt, suchte er in voller Uebereinstimmung mit Voltaire nachzuweisen, daß sowol das Judenthum als das Christenthum der natürlichen Religion auf das härteste widersprächen und zum großen Theil aus Aberglauben und Trug hervorgegangen seien.

Lessing, der diese Schrift von den Kindern des Verstorbenen erwarb, theilte diese Ansichten nicht, aber er freute sich an der ungeschminkten Wahrheitsliebe des Verfassers und hielt es für wünschenswerth, das beachtenswerthe Buch der Oeffentlichkeit zu übergeben. „Ich weiß nicht, ob es Pflicht ist, Glück und

Digitized by Google

Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, welche wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht: wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund, ohne Räthsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mistrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren. Die Gaben, welche das erfordert, stehen in unserer Gewalt; wer sie nicht erworben oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will: der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er uns grobe Irrthümer benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält und mit einem Mittelweg von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Je gröber der Irrthum, desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit, dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann."

Die Stelle, die auch dazu dient, Lessing's Abneigung gegen den Rationalismus zu motiviren, findet sich in der Abhandlung über Berengarius, die Lessing October 1770 von Wolfenbüttel aus verschickte. Berengarius war unter Gregor VII. wegen ketzerischer Ansichten über das Abendmahl verurtheilt worden; Lessing fand nun in der Bibliothek ein ausführliches Manuscript dieses Mannes, aus welchem sich ergab, daß seine religiösen Ansichten von seinen Verfolgern verleumderisch dargestellt worden waren, und ging wiederum an die Rettung eines Verfolgten. Sie spricht die volle Kraft seines Gemüths aus; mit Spannung hört man ihm zu, wie er seinen Fund schildert, seine Arbeit und seine Gemüthsbewegung dabei, und wie er in edeln Zorn gegen die Verfolger ausbricht, jubelt man aus voller Brust mit ihm auf.

Die Schrift machte ein ungewöhnliches Aufsehen: Ernesti in Leipzig führte in seinen Collegien Lessing als Beispiel an, daß man alles in der Welt mit Ehren behandeln könne, wenn man die Humaniora gründlich verstehe; er erklärte öffentlich, er habe Lust, Lessing zum Doctor der Theologie zu machen. Auch Goeze äußerte sich beifällig: Berengar's ketzerische Lehren klangen beinahe lutherisch. Dagegen sahen die freisinnigen Theologen den Berengarius als Zeichen des Abfalls an. Gleich-

Digitized by Google

wol hatte Lessing offen die theologische Parteinahme abgelehnt: „Ich mag kein unheiliges Feuer auf den Altar bringen; mir am wenigsten wird es einfallen, die Hand nach der schwankenden Lade des Bundes auszustrecken; meine Fragen betreffen lediglich die Geschichte des Dogmas; höchstens ein Vorurtheil, welches aus dieser Geschichte sich für die eine oder die andere Meinung ergeben dürfte." Seine Vorliebe für Ketzer verhehlt er keineswegs: „Es sind Menschen, die mit eigenen Augen sehen wollen; es fragt sich nur, ob die Augen gut sind." Seinen Bruder in Berlin, der ihn wiederholt warnt, beruhigt er: „Wenn Dir um sonst nichts bange ist, als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst Du ohne Sorge sein." In derselben Zeit schreibt er einen höchst merkwürdigen Brief an Mendelssohn. Dieser war öffentlich durch Lavater aufgefordert worden, die Gründe für das Christenthum entweder zu widerlegen oder überzutreten. „Sie allein", ermahnt ihn Lessing 4. Januar 1771, „können über diese Dinge mit vollem Nachdruck sich äußern, und sind darin unendlich glücklicher als andere ehrliche Leute, die den Umsturz des abscheulichsten Gebäudes von Unsinn nicht anders befördern können als unter dem Vorwand, es neu zu unterbauen!"

Ohne Zweifel ist das dogmatische Christenthum gemeint, es ist ein Ausbruch des Unmuths. Lessing tritt nicht mit einer fertigen Ueberzeugung auf, sondern als Suchender, und wie unruhig er sucht, zeigt der weitere Verlauf des Briefs. „Ist es wol gut, sich ernstlich mit Wahrheiten zu beschäftigen, in deren beständigem Widerspruch wir nun einmal leben und zu unserer Ruhe beständig fortleben müssen? — Vieles davon habe ich schon lange für keine Wahrheit mehr gehalten. Doch ich besorge nicht erst seit gestern, daß, indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe, was ich werde wiederholen müssen. Daß ich es zum Theil nicht schon gethan, daran hat mich nur die Furcht verhindert, nach und nach wieder den ganzen Unrath ins Haus zu schleppen. Es ist unendlich schwer, zu wissen, wann und

Digitized by Google

wo man bleiben soll, und Tausend für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden."

Bei dieser Unruhe des Suchens wurde Lessing nicht müde, in den „Beiträgen aus der wolfenbütteler Bibliothek" seinen rationalistischen Freunden wiederholt Anstoß zu geben, namentlich wenn sie sich respectwidrig über Leibniz äußerten, den er hoch verehrte. Einmal nahm er sich sogar der Schrift an, in welcher sich derselbe für die Ewigkeit der Höllenstrafen erklärte, und zeigte, daß diese Lehre, wenn sich auch Leibniz esoterisch anders würde ausgesprochen haben, sich dennoch mit seiner esoterischen Ueberzeugung besser vertrüge als die entgegengesetzte von der Wiederbringung der Verdammten. Das bewog ihn, lieber mit den Orthodoxen ein wenig zu viel zu thun als mit den Ketzern zu wenig.

Ein andermal stellte er sich auf Leibniz' Seite, wenn dieser gegen die Socinianer die volle Gottheit Christi behauptete. „Ist Christus", sagt Lessing ausdrücklich, „nicht wahrer Gott, so war die mohammedanische Religion eine unstreitige Verbesserung der christlichen, indem sie wahrhafter und offener für die Ehre des Einen Gottes eintrat als Christus."

„Man hatte gesagt, Leibniz habe selber nichts von dem geglaubt, was er gelehrt. War es ihm darum weniger vergönnt, die verschiedenen Meinungen von Christus als so viel verschiedene Hypothesen zu betrachten, die Schrift zu erklären? Konnte er darum kein gründliches Urtheil fällen, welche von ihnen der andern vorzuziehen sei, weil er im Grunde von keiner überzeugt war? Ja, sollte man sein Urtheil nicht ebendarum für so viel unparteiischer halten?" „Er glaubte: Wenn ich doch nur wüßte, was man mit diesem Worte sagen wollte. In dem Munde so mancher neuern Theologen ist es mir ein wahres Räthsel! Diese Männer haben so viel unumstößliche Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion an der Hand, daß ich mich nicht genug wundern kann, wie man jemals so kurzsichtig hat sein können, den Glauben an diese Wahrheit für eine übernatürliche Gnadenwirkung zu halten. Was

Digitized by Google

ich in ältern Dogmatikern blos als Vermuthungen angeführt finde, welche einen Nichtchristen bewegen können, die christliche Religion nicht so schlechtweg zu verwerfen; wovon aufrichtig bekannt wird, daß es weder einzeln, noch zusammengenommen, eine beruhigende Ueberzeugung wirken könne: alles dies haben neuere Gottesgelehrte so ineinandergekettet, und einzeln so ausgefeilt und zugespitzt, daß nur die muthwilligste Hartnäckigkeit sich nicht überführt bekennen kann. Was der Heilige Geist nun auch dabei thun will oder kann, das steht freilich bei ihm: aber wahrlich, wenn er auch nichts dabei thun will, so ist es eben das."

Es ist zu bemerken, daß in der nämlichen Zeit, da Lessing so gegen die Vernunftgläubigen eiferte, Herder in Bückeburg in demselben Kampf begriffen war und bei dem Publikum in den Verdacht eines Mystikers und Ketzerrichters kam. Im Grunde standen beide auf gleichem Boden.

Sie haßten den Dogmatismus der Rationalisten, aber über den Dogmatismus der Orthodoxen dachten sie nicht anders. Was man bei Herder nur zwischen den Zeilen lesen muß, spricht Lessing geradezu aus.

„Die Orthodoxen", schreibt er an seinen Bruder Januar 1773, „verachte ich wie Du, nur verachte ich die neumodischen Geistlichen noch mehr. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit noch mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan. Nicht der Irrthum an sich, sondern der sektirerische Irrthum, ja sogar die sektirerische Wahrheit machen das Unglück der Menschen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei; ich weiß kein Ding in der Welt, an dem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist dasjenige Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie, als sich das alte anmaßt. Wie leicht waren jene Theologen zu widerlegen,

Digitized by Google

die durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten. Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreien! Ihr vernünftiges Christenthum ist allerdings weit mehr, als die natürliche Religion. Schade nur, daß man so eigentlich nicht weiß, weder wo ihm die Vernunft, noch wo ihm das Christenthum sitzt."

Gab Lessing auf diese Weise den Rationalisten wiederholt Anstoß und schien er sich gegen sie mit den Orthodoxen als den offenen Feinden des gesunden Menschenverstandes, die er seltsamerweise für die tolerantern hielt, zu verbinden, so sollte er bald auch mit ihnen handgemein werden.

Vergebens hatte er sich nach einem Buchhändler umgesehen, die ganze Handschrift des Reimarus herauszugeben; nun beschloß er in den „Beiträgen aus den Schriften der wolfenbütteler Bibliothek", für welche er als Bibliothekar Censurfreiheit hatte, dem Publikum wenigstens einige Fragmente daraus vorzulegen. Er wählte nicht gerade die schlimmsten Stellen aus, aber doch solche, die sowol den Orthodoxen als den Rationalisten Aergerniß geben mußten, und die Art, wie er gegen den Fragmentisten die christliche Ueberlieferung zu retten suchte, mußte das Aergerniß nur vermehren. Hier nur einige Beispiele.

Der Fragmentist hatte auf die Widersprüche der Evangelien hingewiesen. Lessing suchte nachzuweisen, daß auf der Zuverlässigkeit der Evangelien allein die Wahrheit des Christenthums nicht beruhen könne, da es lange vorher bestanden, ehe die Evangelien geschrieben oder gar zum Kanon gesammelt worden waren. Dagegen war nichts einzuwenden: aber wenn die Evangelien sich wirklich widersprachen, so fiel damit die Theorie, daß sie unmittelbar vom Heiligen Geist eingegeben seien, und diese Inspirationslehre war nicht die der Rationalisten, sondern der lutherischen Orthodoxen.

Wenn ferner der Fragmentist auf die Absurdität mancher biblischen Geschichten hinwies, so meinte Lessing, daß so etwas den Rechtgläubigen gar nicht anfechte, der ja der Allmacht auch

Digitized by Google

die Durchführung des Absurden zutrauen dürfe. „Wenn der Rechtgläubige so antwortet, wie will man ihm beikommen? Man kann die Achsel zucken über seine Antwort; aber stehen muß man ihn lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch im gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht." — Das sollte augenscheinlich ein Compliment für Goeze sein, aber Lessing verkannte damit nicht blos die geistliche, sondern die menschliche Natur. In der Hitze des Gefechts riefen die Rechtgläubigen ihren Gegnern wol einmal ein credo quia absurdum zu; wenn aber ein anderer ihre Lehre absurd nannte, so konnten sie sich das nicht gefallen lassen.

Indeß schwiegen die Theologen auf die Fragmente eine lange Zeit. „Das bestärkt mich", schreibt Lessing 25. Mai 1777 an seinen Bruder, „in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Mit der gehörigen Vorsicht kann man ihretwegen schreiben, was man will; nicht was man ihnen nimmt, sondern was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf; und mit Recht: wenn die Welt mit Unwahrheiten soll hingehalten werden, so sind die alten gangbaren ebenso gut als neue." — Er meinte also im Ernst, daß die Orthodoxen leidenschaftlicher gegen die Rationalisten auftreten würden als gegen die offenen Verächter des Christenthums. Er sollte seinen Irrthum bald gewahr werden.

Zuerst hatte er es noch mit einem gemäßigten Gegner zu thun, der ihm und dem Fragmentisten den Beweis „des Geistes und der Kraft" entgegenhielt, den Beweis der Offenbarung durch das Wunder. Lessing hielt in seiner Antwort noch sehr zurück: er leugnete die Wunder nicht an sich, sondern nur ihre Beweiskraft für religiöse Wahrheiten. „Dieser Beweis war für die Zeitgenossen, nicht für uns Bürger des 18. Jahrhunderts, wo es keine Wunder mehr gibt." „Der Beweis des Geistes und der Kraft" hat jetzt weder Geist noch Kraft mehr; sondern ist zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken.

Digitized by Google

Nachrichten von erfüllten Weissagungen sind nicht erfüllte Weissagungen, Nachrichten von Wundern nicht Wunder. Zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden. Zum Glauben an Christi Lehren verbindet mich nichts als diese Lehren selbst, die vor 1800 Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfang damals erkannter Wahrheiten so fremd waren, daß nichts Geringeres als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam zu machen. Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heißt dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen. Auf die kam er, auf der ist er. Der Wunder braucht es nicht mehr. — Mögen die jetzigen Nachrichten von jenen Wundern noch so zweifelhaft, noch so verdächtig sein: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir jetzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! — Und daß sie die gehabt haben, beweist das noch immer fortdauernde Wunder der Religion selbst."

„Die Ungenauigkeiten in den Berichten der Augenzeugen werden reichlich ersetzt durch etwas, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf dem sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten; wir haben dies große Gebäude selbst aufgeführt vor uns. Welcher Thor wühlt neugierig in dem Grund seines Hauses, blos um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht was unter der Erde verborgen liegt! Vergib es mir, lieber Baumeister! daß ich von diesem nichts weiter wissen mag, als daß es gut und fest sein muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thür, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen, so ist dieser rechte Winkel freilich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde, aber er ist darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser will ich meine Betrachtungen weiden: in dieser dich preisen, lieber Baumeister! preisen, auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne

Digitized by Google

Masse gar keinen Grund hätte oder auf lauter Seifenblasen ruhte!"

Der Schluß überrascht: Lessing fällt offenbar aus dem Bilde: ein Gebäude, das auf lauter Seifenblasen ruht, würde einstürzen, wenn es nicht selbst eine Seifenblase wäre. Aber Lessing meinte es anders: die Solidität des Gebäudes bezeugt die Solidität seiner Grundlage; wenn das, was man bisher für seine Grundlage gehalten, eine Seifenblase sein soll, so muß es eine andere Grundlage haben. Die wahre Lösung dieses Problems konnte nur die allgemeine Weltgeschichte geben

Bis dahin hatte Lessing seine Fehde wie ein gelehrtes und geistreiches Spiel geführt, nun aber sollte sie sich in bittern Ernst verwandeln. Zwei Angriffe Goeze's erfolgten unmittelbar nacheinander und reizten Lessing um so mehr, da er durch den Tod seiner Frau, Januar 1778, in eine bittere, fast pessimistische Stimmung versetzt war. Die Berliner sollten gegen ihn recht behalten! Goeze zeigte seine Consequenz nicht in der Art, wie sie ihm Lessing dictirt, sondern wie jeder, der mit der Orthodoxie genauer bekannt war, es hätte voraussagen können. Consequent war er wirklich: die Fragmente fügten in der That beim Publikum der orthodoxen Ansicht vom Christenthum großen Schaden zu, und da er Lessing für einen gescheiten Mann hielt, so war seine Insinuation, daß dieser es wisse und wolle, ebenso begreiflich, als daß er seiner Gewohnheit nach die Obrigkeit zum Schutz der bedrängten Christenheit anrief.

Aber Lessing war empört: vielleicht schämte er sich im stillen, in seinen Voraussetzungen so fehlgegriffen zu haben. Er erwiderte die starken Ausdrücke Golze's doppelt und dreifach, er behandelte ihn noch schlimmer als früher Lange oder Klotz; er ging auf die persönlichen Motive seines Gegners ein, und entwarf nach ihm ein Bild eines rechtgläubigen Zeloten, welches dem, das er sich früher entworfen, diametral entgegengesetzt war. „Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters, ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst mühsam suche!"

Digitized by Google

Er beschreibt Goeze als einen Mann des Pöbels, dessen Grundsatz sei, auf dem nämlichen Punkt stehen zu bleiben, wo die Vorfahren vor mehrern hundert Jahren standen. „Diese Geistlichen reißen sich nicht von dem Pöbel, aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los."

„Herr Pastor! Wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsere Päpste werden; daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; daß sie unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten Schranken setzen dürfen, so bin ich der erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papst vertauscht. Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenngleich nicht viele so entschlossen reden dürften."

Es war ein Zornausbruch, auf den man nicht zu viel Gewicht legen darf: Lessing hatte im Zorn wol sonst alle Geisteskräfte mächtig beisammen, aber nicht die Gelassenheit, die zu einem abschließenden Urtheil gehört. Er hatte nie unter Katholiken gelebt; sonst würde er bald erfahren haben, daß dem Herausgeber der Fragmente von dieser Kirche schlimmere Dinge bevorstanden als von seiten der kleinen lutherischen Päpste.

Er hatte mit seiner Anklage der Päpstchen einen bestimmten Zweck, er wollte die Gegner gegeneinanderhetzen. Wenn Goeze ihn mit der lutherischen Obrigkeit bedrohte, weil er die Göttlichkeit der Schrift leugnete, so wollte ihn Lessing als Lästerer der katholischen Dogmen darstellen, weil er mit Luther die Tradition leugnete, auf der doch, wie Lessing historisch ganz richtig nachwies, die Autorität aller Glaubenslehren und der Schrift selbst beruhte. Dies war der wesentliche Inhalt aller seiner spätern Streitschriften gegen Goeze, die nur damit ein Ende nahmen, daß der Gegner verstummte. Sie haben ungeheuer gewirkt: nicht sowol durch ihren Inhalt, als durch die glänzende Beredsamkeit und den sprühenden Witz; auf ein Menschenalter war durch sie die Glaubensform, die Goeze vertrat, bei allen Gebildeten in Verruf gekommen. Auch Herder, der noch vor wenig Jahren gemeinsam mit Lessing gegen die Rationalisten geeifert, trat in seinen neuen theologischen Schriften

Digitized by Google

wieder gemeinsam mit Lessing der aufgeklärten Auffassung des Christenthums bei.

Lessing hatte in der innersten Aufregung geschrieben, die freilich seine Darstellung befeuerte, aber zugleich ihn innerlich quälte.

„Ich fühle wohl", sagt er zum Schluß, „daß mein Blut anders umfließt, da ich diese Schrift ende, als da ich sie anfing. Ich fing so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als wenn ich auf meinen Spaziergängen vor Langeweile Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede sein, daß ich vieles so warm gesagt habe, als ich mich schämen würde, in der Sache meines eigenen Halses zu sprechen. — Was soll ich thun? — Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut sein werde? — Ja! Ja! Ich verspreche, es mir nie wieder auch nur vorzunehmen, bei gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben."

Lessing's Groll wurde noch dadurch gesteigert, daß er sich in seiner Stellung mehr und mehr vereinsamt fühlte. Die Insinuationen seiner Gegner thaten doch ihre Wirkung. Er wurde schon seit der Mitte des Jahres 1778 von den Behörden wiederholt belästigt, obgleich nichts Ernstliches gegen ihn unternommen ward. Auch von denen, die im wesentlichen auf seiner Seite standen, tadelten viele seine Heftigkeit. Gegen alles das setzte er seinen Kopf auf. „Ich muß nur vor aller Welt bekennen, daß es mich noch keinen Augenblick gereuet hat, die Fragmente herausgegeben zu haben. Verdruß freilich hat mir jener Streit mehr zugezogen, als ein Mensch von meiner Denkart voraussehen konnte und mochte. Aber genug, daß mir mein Gewissen nichts vorzuwerfen hat, und daß die verächtlichsten Menschen die wol nicht sind, welche nicht alles voraussehen mögen, was sie gar wohl voraussehen könnten." „Wer, ehe er zu schreiben beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten könne, der entsage doch nur allem Schreiben! Ich mag keinen Wurm vorsätzlich zertreten: aber

Digitized by Google

wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, daß ich von ungefähr einen zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre, keins meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet, zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstört, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpf Tod, indem sie jenem Leben bringt. Soll lieber kein Tod sein und keine Bewegung oder Tod und Bewegung?"

Das ungemeine Aufsehen, das diese theologischen Streitschriften durch ganz Deutschland machten, galt zunächst dem großen Schriftsteller. Lessing's Stil ist hier in seiner vollen Blüte: von einer Kraft, Frische und Lebendigkeit, die alles, was er früher geschrieben, hinter sich läßt. Zu den Vorzügen des Stils gehört auch die edle Männlichkeit, die sich darin ausspricht; sie machte den stillen Anhängern der freisinnigen Religionsauffassung Muth und nöthigte selbst den Gegnern Achtung ab.

Schwieriger ist die Frage: was war das Resultat dieser Kämpfe, und welches war die innerste Ueberzeugung, von der Lessing dabei ausging? — Es bleibt immer seltsam, daß Lessing volle acht Jahre nicht blos den Rationalismus angriff, sondern ihm das orthodoxe System des Christenthums als das correctere entgegenhielt, und erst dann, durch starke Angriffe der Orthodoxen gereizt, seine Waffen nach der entgegengesetzten Seite zu richtete.

Lessing hatte seine Fehde im theoretischen Interesse unternommen; es war historisch vollkommen richtig, daß die Orthodoxen mit ihrer Auslegung dem echten Christenthum näher kamen als die Rationalisten; es war theoretisch richtig, wenn er schon in den Literaturbriefen den letztern vorwarf, daß ihr Versuch, die Kinder erst durch die vernunftmäßige Auslegung des Christenthums vorzubereiten, damit sie dann das volle Geheimniß des Christenthums in sich aufnehmen könnten, ein Irrweg sei, da gerade diese Vorbereitung die spätere Aneignung des vollen Glaubens unmöglich mache. Die Rationalisten dagegen standen auf einem praktischen Standpunkt; sie waren ehrlich in ihrer

Digitized by Google

Ueberzeugung, daß die christliche Kirche für die gegenwärtige Generation nicht blos zuträglich, sondern nothwendig sei; daß sie in ihrer vollen Kraft fortbestehen könne, wenn man das Unwesentliche, gleichsam die Localfarbe ihrer Entstehung allmählich abwische und durch allgemeine Vernunftwahrheiten ersetze. In demselben Sinne hatte Lessing selbst ja früher als Aufgabe jeder positiven Religion hingestellt, durch Ausscheidung ihres zufälligen Inhalts sich mehr und mehr der natürlichen Religion zu nähern; aber Lessing war der Dogmatismus zuwider, in welchen die Vernunftgläubigen sich verfahren hatten, und um die innern Widersprüche dieses Dogmatismus nachzuweisen, legte er gleichsam die Maske eines Rechtgläubigen an: er sprach durchaus exoterisch nicht gerade heraus, wie Voltaire, der, wo er nicht etwas Bestimmtes zu fürchten hatte, rückhaltlos mit seiner vollen Ueberzeugung hervortrat. Lessing's Blick umfaßte einen zu weiten Horizont, um einer so einseitigen Negation, wie Voltaire sie aussprach, beizutreten. Er wollte nicht blos die Wahrheiten der natürlichen Religion, sondern auch die tiefern Wahrheiten der geoffenbarten Religion festhalten.

Das Große hat er in seinen Streitschriften erreicht, daß die Evangelienharmonien, die aus den verschiedenen Evangelien willkürlich die einzelnen Thatsachen zusammenstellten und damit eine übereinstimmende geschichtliche Darzustellung zu bilden glaubten, fortan verstummen mußten; und mit der Anerkennung der Widersprüche in den Evangelien fiel die Inspirationslehre völlig zu Boden.

Aber Lessing war durchaus nicht gemeint, deshalb die Wahrheit der Evangelien völlig zu leugnen: es kommt ja auch bei menschlichen Berichten vor, daß die Zeugen sich vielfältig widersprechen und daß die Sache im ganzen doch wahr ist; als die wahre Aufgabe der biblischen Kritik stellte er fest, die Evangelisten, jeden für sich, einmal als blos menschliche Geschichtschreiber zu betrachten. Zu dieser Betrachtung machte er den Anfang durch die Conjectur eines ursprünglichen hebräisch geschriebenen Evangeliums, zu welchem sämmtliche Apostel beigetragen hätten, und aus welchem später Matthäus, indem er

Digitized by Google

seine individuelle Erfahrung zu Grunde legte, einen griechischen Auszug machte. Aus dieser ersten Quelle hätten die andern Synoptiker geschöpft. Johannes dagegen hätte eine universellere Richtung eingeschlagen; ohne ihn wäre das Christenthum eine blos jüdische Sekte geblieben. „Nur Johannes gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz; nur ihm haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird, als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, d. h. ewig."

Diese Hypothese hat Lessing mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelt, und man muß lebhaft bedauern, daß er sie nicht zu Ende geführt.

Aber sie hat nachgewirkt: sowol den glänzenden religiösen Schriften Herder's aus der nächsten Zeit als der jüngsten Evangelienkritik liegt Lessing's Gegensatz der Judenchristen und Heidenchristen zu Grunde.

Indeß bleibt auch diese historisch-kritische Untersuchung einer einzelnen geoffenbarten Religion exoterisch; ins Esoterische seiner Denkart scheint uns Lessing in der Schrift „Die Erziehung des Menschengeschlechts" einzuführen, von welcher die ersten 53 Paragraphen 1778, das Ganze 1780 erschien. Hier scheint die große Frage nach der Entstehung und dem Werth der positiven Religion universal-historisch erörtert zu werden.

„Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein hat entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn verdient in der besten Welt nichts und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bei allem im Spiel, nur bei unsern Irrthümern nicht?

Gott hat sich, nach Lessing, wiederholt offenbart; in jeder seiner Offenbarungen lagen wichtige Momente für die Erkenntniß der absoluten Wahrheit, die nur der Erfüllung harrten. „Die Offenbarung gibt dem Menschengeschlecht nichts, worauf die

Digitized by Google

menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sie gibt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher." Mit andern Worten: die religiöse Wahrheit geht dem sinnlichen Menschen erst in der Form der Vorstellung auf, ehe er den Begriff findet.

Als Geschichtsphilosoph würde Lessing diese Ansicht auf sämmtliche Religionen ausdehnen; um aber bei dem Bild der Erziehung zu bleiben, beschränkt er sich auf zwei offenbarte Religionen, die im Zusammenhang stehen, auf das Judenthum und das Christenthum.

Als Moses erschien, waren die Juden ein elend verachtetes Volk; die Aegypter versagten ihnen das Recht, Götter zu haben: jetzt wurde es mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt gemacht. Wie sich dieser zu den andern Göttern verhalte, war oft zweifelhaft; oft schien ein anderer Gott mächtiger zu sein; nach der vermeintlichen Erfahrung des Volks erwies sich der jüdische Nationalgott als der mächtigste, er erschien endlich als der Einzige. Seine Erziehung war für ein sinnliches Volk berechnet, irdische Belohnungen und Strafen: die Unsterblichkeit der Seele würde ein sinnliches Volk gar nicht verstanden haben. — Dieses Elementarbuch wurde in einem höhern Sinne erst verstanden im Exil, wo der Nationalgott an dem Wesen aller Wesen gemessen werden mußte, wie es die weisern Perser verehrten: nun erhellte die Vernunft die Offenbarung.

Das Menschengeschlecht war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß es zu seinen moralischen Handlungen würdigerer Beweggründe bedurfte als zeitliche Belohnung und Strafe. Christus lehrte die Unsterblichkeit der Seele und verlangte Reinheit des Herzens. Bei der Eigennützigkeit des Herzens will der Verstand schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt sein, wenn er zu seiner völligen Ausbildung gelangen und diejenige Reinheit des Herzens erwecken soll, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben. Wir sollen uns hüten, die Wahrheiten des Neuen Testaments geringschätzig zu betrachten, die mehr als ein anderes Buch den menschlichen Geist beschäftigt haben, die wir als Offen-

Digitized by Google

barungen so lange anstaunen sollten, bis sie die Vernunft mit ihren andern ausgemachten Wahrheiten verbinden lernte. Als geistige Religion ist das Christenthum die vorläufige Erfüllung der im Alten Testament enthaltenen Verheißung.

Sobald das Neue Testament erschien, hörte die allgemein menschliche Berechtigung des Alten auf. „Jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter; das ihm entwachsene Kind länger dabei zu verweilen ist schädlich, denn dann muß man mehr hineinlegen, als darin liegt, mehr hineintragen, als es fassen kann; man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorien zu genau ausschütten, die Beispiele zu verständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das gibt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand, das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll von Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte. — Die nämliche Weise, wie die Rabbiner die heiligen Bücher behandelten; der nämliche Charakter, den sie dem Geist ihres Volks dadurch ertheilten."

Die historische Zeitfolge hätte nun hier ein Eingehen auf den Islam verlangt, aber es kam Lessing nur auf das Verhältniß vom Neuen zum Alten Testament an. Das Neue Testament ist ein ungeheuerer Fortschritt, aber noch nicht die höchste Stufe in der Erkenntniß der Wahrheit. „Soll das menschliche Geschlecht auf diese Stufe nie kommen? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! Nein, sie wird kommen! Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes verheißen wird! Vielleicht hatten selbst gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen und irrten nur darin, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündeten. Der Schwärmer thut oft sehr wichtige Blicke in die Zukunft. Nur kann er sie nicht erwarten: wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblick seines Daseins reifen. Er will es erleben!"

Ist das nun Lessing's ernstliche Meinung? — In dem

Digitized by Google

Briefe, worin er die neue Schrift anmeldet, sagt er von dem Verfasser, es sei seine Neigung, immer neue Hypothesen aufzustellen, um sie dann wieder einzureißen. In dem Eingang drückt er dasselbe etwas feierlicher aus. „Der Verfasser hat sich auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt. Aber er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzückt, auch jedes andere Auge entzücken müsse. Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wol stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt, wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blick weder ganz verhüllt, noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen."

Die Feierlichkeit dieses Tones erinnert an eine Schrift, die kurz vorher erschienen war, an Herder's älteste Urkunde, die von der Wanderung der Götterbilder über die Erde den Suchenden einen „Unterricht in der Morgenröthe" verhieß! Lessing hat diese Schrift gewiß nicht im Ganzen gebilligt, aber sie hat ihn angeregt und auf ihr Einfluß geübt.

Sie erinnert ferner an den Ton der Freimaurer, welchem Orden sowol Lessing als Herder angehörten, und dessen Geschichte Lessing lebhaft beschäftigte. Seine „Gespräche über die Freimaurerei", deren erster Band 1778 erschien, werden mit einer feierlichen Widmung an den Herzog von Braunschweig eröffnet, den Großmeister aller Logen „von der stricten Observanz": „das Volk", heißt es darin, „lechzt schon lange und vergeht vor Durst."

Der Freimaurer Falk weist nach, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen nicht vereinigen könne, ohne sie zugleich zu trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern zwischen ihnen hinzuziehen. Eine Gegenwirkung der Weltbürger, die für sich diese Trennung nicht anerkennen, hätte es schon in dem Urbeginn der Geschichte gegeben, ja sie sei vielleicht älter als die bürgerliche Gesellschaft überhaupt; eine solche Organisation sei in der neuesten Zeit die Freimaurerei, welche Angehörige aller Kirchen und aller Nationen in sich vereinige.

Digitized by Google

Nun ergibt sich zwar im Laufe des Gesprächs, daß diese Organisation entartet, aber daß diese Entartung mit dem Wesen des Ordens nothwendig verbunden sei. Daß ein Orden mehr trenne als die Kirche, zu dieser Erkenntniß will sich der Freimaurer nicht verstehen. Er nimmt nicht blos an, daß die Einheit des Menschengeschlechts in Glauben und Wissen ein Ideal der Zukunft sei, sondern er hält sie für das ursprüngliche der Geschichte. Es war diese Idee gleichsam die Mystik des 18. Jahrhunderts.

Was Lessing in der „Erziehung des Menschengeschlechts" über das Verhältniß des Judenthums zum Christenthum sagt, muß man im Auge behalten, wenn man die berühmte Parabel von den Ringen im „Nathan" richtig verstehen will. Die Tendenz des „Nathan" ist, anschaulich zu zeigen, daß auch aus dem Judenthum heraus ein vollkommen weiser und tugendhafter Charakter erwachsen, daß es einem solchen wohl gelingen könne, die Vorurtheile gegen die Juden zu überwinden und sich eine gleichberechtigte Stellung in der Gesellschaft zu gewinnen: beides ohne daß er aufhört Jude zu sein. In Nathan, wenn man Sprache, Bewegung, die Weise seiner Gedankenverbindungen verfolgt, erkennt man die Art seines Stammes gar wohl heraus: es soll nicht blos der Angehörige einer besondern Religion, sondern der Angehörige eines unterdrückten Stammes, der klug berechnende Handelsmann dem stolzen Krieger gegenübergestellt werden. Gleich Mendelssohn, dem unansehnlichen verwachsenen Mann, hat er eine Freude daran, durch Witz und Scharfsinn die andern nicht blos zu belehren, sondern zu necken und in Verlegenheit zu bringen. Durch seine ganze Lage an Behutsamkeit gewöhnt, hält er mit seinen eigensten Gedanken und Empfindungen zurück, er zeigt gleichsam nur die dem Verstand zugängliche Außenseite. Aber sehr verschieden von Mendelssohn empfindet er die Annäherung der günstiger gestellten Klassen mit Freude und einer gewissen Demuth: „Wir müssen Freunde sein! Verachtet mein Volk so sehr ihr wollt: wir haben uns unser Volk nicht auserlesen."

Als der Sultan von Nathan ein Urtheil über den Werth

Digitized by Google

der drei offenbarten Religionen verlangt, sagt dieser zu sich selbst: „Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht; und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder.“ Was er sagt, muß also darauf hin geprüft werden, ob es Berechnung oder aufrichtige Meinung ist.

Die Parabel von den drei Ringen, die Lessing im Boccaccio fand und die ihm die Idee seines Stückes eingab, wird im Feuer einer dramatischen Action vorgetragen: Nathan bringt dieselbe nicht als fertiges System mit, ihr Sinn entwickelt sich ihm selbst im Eifer des Vortrags. Zuerst will er nur der Falle entgehen, die ihm der Sultan stellt; er will die Beantwortung der Frage, welche von den drei Religionen die richtige sei, durch die Ausflucht ablehnen, die Richtigkeit könne durch objective Gründe nicht ausgemacht, sie könne nur durch historische Zeugnisse geprüft werden, und jeder Einzelne halte die Zeugnisse seiner Vorfahren für die glaubwürdigsten. So rechtfertigt er, daß er Jude bleibt.

Lessing hat in seinem Berengarius und in seinen Briefen wiederholt ausgesprochen, daß vielmehr jeder Denkende die überlieferten Begriffe von Gott an seiner eigenen Vernunft zu prüfen habe.

Daß einer von den Ringen der echte sei, stellt Nathan vorerst nicht in Zweifel. Bei der gespannten Aufmerksamkeit des Sultans aber geräth er in Feuer; er führt die drei Religionen vor den Richter, und dieser verlangt, daß sie ihre Wahrheit in ihren Früchten erweisen sollen. Wenn keine von ihnen im Stande ist, alle Menschen in Liebe zu vereinigen, so ist keine die echte. Vielleicht wollte Gott die Tyrannei einer absoluten Religion nicht dulden: er betrog die Gläubigen um ihres wahren Heils willen. Alle sind betrogen: da sie aber alle in gutem Glauben handeln, so möge jeder versuchen, innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre sich möglichst bis zum Ideal des rein Menschlichen durchzubilden, bis einmal ein höherer Richter kommt, die Sache endgültig zu entscheiden.

Es war Lessing's wirkliche Ueberzeugung, daß es in jeder Religion möglich sei, sich dem Ideal des Reinmenschlichen zu

Digitized by Google

nähern; aber aus der Erziehung des Menschengeschlechts ergibt sich mit vollkommener Deutlichkeit, daß es die eine Religion schwieriger macht als die andere und daß in dieser Beziehung das Judenthum keineswegs gleichwerthig mit dem Christenthum ist. Im „Nathan" indessen kam es ihm nur darauf an, der jüdischen Religion, als der verfolgten, zu ihrem Recht zu verhelfen, und danach wählte er seine Argumente aus.

Nathan hat, als er von den Christen das schändlichste Unrecht erduldete, an einem Christenkinde eine edle That gethan. Der Klosterbruder, als er das hört, ruft aus: „Bei Gott, Ihr seid ein Christ! ein besserer Christ war nie!" — Darauf antwortet Nathan: „Heil uns! denn was mich Euch zum Christen macht, das macht Euch mir zum Juden!" — Das ist fein gedacht, aber es stimmt nicht. Der Klosterbruder wollte nicht sagen: so handeln die meisten Christen! sondern, so handelnd, erfüllst du die höchsten Gebote des Christenthums! Und in der That lehrt das Christenthum: Segnet, die euch fluchen! Thuet wohl denen, die euch hassen! Von einem solchen Gebot sagt das Judenthum nichts.

Moses Mendelssohn, der fest überzeugt war, er sei das Urbild des Nathan, und der das Christenthum mit einer ziemlichen Ueberhebung betrachtete, rief doch nach der Lektüre des „Nathan" betroffen aus: „Im Grunde gereicht er dem Christenthum zur wahren Ehre! Auf welcher hohen Stufe muß ein Volk stehen, in welchem sich ein Mann zu dieser Höhe der Gesinnung aufschwingen konnte! Wenigstens wird die Nachwelt so denken müssen."

Die correcte Durchführung des Problems wird im „Nathan" einigermaßen durch das historische Costüm verwirrt, das doch nicht gleichgültig ist. Denn die Scheiterhaufen, von denen geredet wird, gehören wesentlich zum Verständniß und zur Beurtheilung der wirkenden Motive. Und hier stimmt vieles nicht. Zur Zeit der Kreuzzüge konnte es einem Juden nicht einfallen, seine Adoptivtochter confessionslos, d. h. außerhalb des Gesetzes, welches doch den größten Theil des Lebens ausfüllte, zu erziehen, sonst wären die Juden von Jerusalem schneller über ihn

Digitized by Google

gekommen als der Patriarch. Im Reich Saladin's konnte der letztere sich keine Jurisdiction über die Juden anmaßen; er konnte den Tempelherrn nicht auf ein Theater verweisen, wo man moralische Probleme pro et contra behandelt; er konnte, wenn er nicht ganz blödsinnig war, dem Klosterbruder nicht wiederholt Geheimnisse anvertrauen, die ihm selber an Kopf und Kragen gingen. Er ist überhaupt eine gedachte Figur, eine Charge; er spielt ins Publikum, er persiflirt sich selbst. Daja soll eine bigote Christin sein, gleichwol findet sie es unbedenklich, daß ein Tempelherr Recha heirathet und mit ihr ins Abendland zurückkehrt. Es fällt das um so mehr auf, da dem Dichter das Bedenken gar nicht entgangen war: im ersten Entwurf des Stücks verspricht der Patriarch dem Tempelherrn, wenn er sich ganz seinem Dienst widme, den Besitz Recha's und den dazu nöthigen Dispens vom Papst. — Eigentlich hat Lessing moderne Menschen im Auge: im Tempelherrn steckt etwas von ihm selbst, Nathan ist Mendelssohn, der Derwisch einer seiner wunderlichen berliner Schachfreunde; der Patriarch ist Goeze; Saladin hat, was die Aufklärung betrifft, etwas vom alten Fritz.

Was aber wollen diese Ausstellungen sagen gegen den unaussprechlich reinen und heitern Eindruck des ganzen Stücks! Es bezeichnet eine Epoche in Deutschlands geistigem Leben. Lessing begann es 1778 unmittelbar nach seinen Streitigkeiten mit Goeze; er vollendete es im Frühling 1779. Gleichzeitig hatte Goethe seine „Iphigenia" gedichtet und in Weimar zur Aufführung gebracht. Beide Stücke sind einander verwandt, beide könnte man durch das Motto bezeichnen: „Alle menschlichen Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit." Auf den Unmuth, den Sturm und Drang der frühern Jahre folgte eine Periode der Selbstbesinnung: die Dichtung will nicht mehr Krieg führen gegen die Mächte, die das Leben regieren, sie strebt nach Versöhnung, nach Erkenntniß, nach Weisheit. Der Jubel, in den Lessing's alte Freunde über den „Nathan" ausbrachen, war wohlbegründet.

Lessing hatte sich geirrt, wenn er meinte, an die Aufführung

Digitized by Google

könne erst nach längerer Zeit gedacht werden: sie erfolgte schon nach drei Jahren, und das Stück macht, wie die „Minna" und „Emilia", noch heute volle Häuser. Die einzelnen Motive der Fabel sind, wie bei Lessing's frühern Stücken, meistens aus ältern Vorbildern genommen, aber Lessing hat sie zu wahrhaft dramatischem Leben verbunden, die Charaktere heben sich kräftig ab und bieten den Schauspielern die dankbarsten Aufgaben. Der fünffüßige Jambus ist durch dieses Stück allmählich auf dem deutschen Theater eingebürgert; kein späterer Dichter hat ihn mit solcher dramatischen Freiheit behandelt. Der Stil imitirt wieder, wie in der „Minna" und „Emilia", die Redeweise des wirklichen Lebens, vertieft durch Geist und Bildung, es ist ein Lustspiel, ein überwiegend heiteres Stück, wenn es auch die Rührung nicht ausschließt. Wahrhaft erfrischend wirkt die reine klare Atmosphäre, in der es sich bewegt.

Am meisten von den Figuren ist vielleicht der Tempelherr gelungen, der mit seiner Verschämtheit, seinem Trotz, seinen Bedenken und seinen Uebereilungen, gerade so wie der Freigeist und Tellheim, an Lessing selbst erinnert: der echte Mensch in all seinen Widersprüchen: ein prächtiges und ganz eigenartiges Bild.

Für die Zeitgenossen hatte die Achtung und Bewunderung Lessing's eine ganz bestimmte Richtung. Sie galt zunächst dem liebenswürdigen, unerschrockenen, redlichen Mann, der wol öfters irrte, aber immer von reiner Wahrheitsliebe getrieben wurde; sie galt dem großen dramatischen Dichter, der uns drei unsterbliche Werke geschenkt und in seinen ästhetischen Untersuchungen den Begriff der dramatischen Handlung festgestellt hat. Sie galt ferner dem glänzenden Prosaiker, welcher der ganzen modernen Sprache die Richtung gegeben.

Dann aber kam eine Zeit, wo das nicht genügen wollte, wo man Lessing nicht mehr nach dem beurtheilte, was er wirklich geleistet, sondern nach dem, was er hätte leisten können. Den Ton gab im Wendepunkt des Jahrhunderts Friedrich Schlegel an. Für ihn war Lessing ein schlechter Dramatiker,

Digitized by Google

ein mittelmäßiger Kunstrichter, aber ein großer Philosoph, wenn auch etwas zur Mystik und Schwärmerei geneigt. Der wirkliche Lessing sollte etwas ganz anderes sein, als was die blinde Welt in ihm gesehen hatte.

Diese Weisheit schöpfte Schlegel zum Theil aus Lessing's eigenen Aeußerungen, die er im Unmuth that, unmittelbar nach dem Scheitern des hamburger Nationaltheaters, theils aus den Berichten F. H. Jacobi's. Jacobi besuchte Lessing im Herbst 1780 auf einer Rundreise, in welcher er einen Anhang werben und eine neue Schule begründen wollte. Er trug Lessing seine Ueberzeugung vor, daß der Spinozismus allen Glauben an Gott und die Freiheit untergrabe und daß im Grunde alle Philosophie spinozistisch sei: daß man sich aus der Oede dieser Lehrart nur durch einen Schwung in das Reich des Glaubens retten könne. Lessing hörte den wunderlichen, geistvollen Mann mit Humor, aber auch mit Interesse an, vertheidigte gegen ihn verschiedene Sätze des Spinoza, und neckte ihn durch starke Paradoxien. Jacobi war zuerst erstaunt, dann aber sehr erfreut, denn er war nun hinter das große Geheimniß gekommen, das aller Welt, selbst Lessing's intimsten Freunden verborgen geblieben war: Lessing war Spinozist! — Jacobi sorgte dafür, diese wichtige Entdeckung nach allen Seiten hin zu verbreiten, namentlich nach Weimar, wo man sich gerade damals in Spinoza vertiefte und die Neuigkeit wohl verwerthen konnte.

Nun ist es zunächst sonderbar, aus dem flüchtigen Gespräch mit einem Manne, der sehr viel geschrieben und in seinen Schriften keineswegs zurückgehalten hat, die versteckte Grundanschauung entdecken zu wollen.

Es war ferner Lessing gegenüber sehr thöricht, ihn, der alle Sekten gründlich haßte, selbst wenn sie die Wahrheit lehrten, zum Anhänger einer Sekte machen zu wollen. Lessing war seiner ganzen Individualität nach ein freier Denker, der sich wol redlich bemühte, in die Forschungen der verschiedenen Philosophen, soweit er sie für seine Eigenart brauchen konnte, einzudringen, aber sich nie den Formeln einer Schule hingegeben

Digitized by Google

haben würde; er würde laut gelacht haben, wenn er gehört hätte, daß man ihn zu einem „Aner" machen wolle.

Wenn man aber fragt, welchem philosophischen System sich sein Denken am meisten zuneigte, so war es nicht das System von Spinoza, sondern von Leibniz. Er war von Jugend auf in Wolfischer Philosophie aufgewachsen; er hatte Wolf aufgegeben, sobald er den Meister selbst, Leibniz, gründlich kennen lernte; wo er auf Leibniz zu sprechen kommt, ist es stets in einem Ton der Bewunderung, den er sonst gegen keinen andern anschlägt; er sucht auch bei bedenklichen Aeußerungen von Leibniz, die sehr starke Anfechtungen erfuhren, den bedeutenden und bleibenden Sinn zu retten. Dagegen ist, was er gelegentlich über Spinoza äußert, ganz unbedeutend.

Vor allem aber ist, was er von seinen innersten philosophischen Ansichten einmal andeutet, unzweifelhaft auf Leibniz'schem Boden gewachsen. So am Schluß der „Erziehung des Menschengeschlechts", als er die Rechtfertigung der göttlichen Vorsehung in der Hypothese findet: daß die Seelen zu verschiedenen malen auf die Welt kommen und sich bei einer jeden Wiedergeburt zu innerer, höherer Vollkommenheit ausbilden. Den Einwand, daß wir uns ja eines frühern Daseins nicht erinnern, läßt er nicht gelten: „Was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich dann das auf ewig vergessen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

Entkleidet man diese Hypothese ihrer bildlichen Ausdrucksweise, so führt sie mit Nothwendigkeit auf Leibniz' Monadenlehre zurück, die geistigen Einheiten, die Monaden, oder wie Leibniz sich einmal ausdrückt, die unfertigen Seelen, sind ewig; sie denken stets, sind sich aber ihres Denkens nicht immer bewußt, sie fügen sich unter die Gewalt der stärksten Monade, zu einer vollen Seele, zu einer Entilechie zusammen, die durch den Tod vorläufig aufgelöst, aber durch neue Gesammtbildungen ersetzt wird, die dann zu höherer Vollkommenheit fortschreiten. Solche Ideen schwebten unstreitig Lessing bei seinem Bild von der Seelenwanderung vor, während es dem System Spinoza's, welches nur Eine Substanz kennt und alle Einzelerscheinungen

Digitized by Google

nur als Attribute dieser Substanz gelten läßt, unbedingt widerspricht.

Aber man darf, auf diese Hypothese auch nicht zu großen Werth legen. Es mag sein, daß Lessing sie sein ganzes Leben hindurch festgehalten hat: auf seine schöpferische Thätigkeit hat sie nicht den geringsten Einfluß geübt. Und nur darin liegt die Bedeutung der Philosophie, nicht in dem ruhigen Besitz des Grundgedankens, sondern in der Macht desselben über das gesammte geistige Leben. Lessing's ideales Streben ging nicht dahin, zu besitzen, sondern durch unabläßige Arbeit zu erwerben. „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. . . . Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiel' ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gib! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein."

Der obige Spruch könnte in vieler Beziehung als Motto für Lessing's Leben und Wirken gewählt werden: er erklärt den kometenhaften Gang seines Geistes, seine mannichfachen Irrthümer bei dem ehrlichsten Bestreben, überall nur auf die reine, unverfälschte Wahrheit auszugehen. Er ist auch der Kernpunkt der herrlichen Rede, mit welcher Herder bald nach Lessing's Tod, 15. Februar 1781, sein Andenken feierte:

„Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier dein strenges Geschäft, dein Leben. Augen und Herz suchtest du dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so Feind als der kriechenden Heuchelei, der gleisenden Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will, am meisten der schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost in allem Wissen von früh an

Digitized by Google

menschlichen Seelen nagt. Die Ungeheuer grifffst du an wie ein Held, und hast deinen Kampf tapfer gekämpft. Viele Stellen in deinen Büchern werden, solange Wahrheit Wahrheit ist, Männer wecken, aufmuntern und befestigen, die auch wie du der Wahrheit durchaus dienen; jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfang häßlich vorkäme, überzeugt, daß sie am Ende doch schön und erquickend werde."

Ebendamals wandte Herder das schöne Wort Hamlet's: „Er war ein Mann! Sagt alles auf einmal, ihr werdet nimmer seinesgleichen sehen!" auf Lessing an. Dies Wort hat man ihm wiederholt nachgesprochen und danach ein Bild von Lessing entworfen, das nicht unrichtig ist, aber der Ergänzung bedarf.

Lessing war, so stellt man sich vor, ein Mann von derber, unerschütterlicher Gesundheit des Leibes und des Geistes, der mit völliger Klarheit sein Ziel vor Augen sah und unerbittlich, unerschütterlich die Gegner wegfegte, die ihm in den Weg traten; kampfesfroh, mit stählernen Nerven, unbeirrt in seiner Ueberzeugung; lebensfroh und voll freudigen Glaubens an die Harmonie und Vernunft dieser Welt.

Durchfliegt man seine Briefe, so wird das Bild einigermaßen getrübt; häufiger als bei irgendeinem Schriftsteller jener Zeit tritt darin eine Bitterkeit hervor, ein Zweifel an der Göttlichkeit der Weltordnung, über die man manchmal staunen muß. Am stärksten in den letzten Jahren seines Lebens. Es sollen hier nur ein paar Stellen hervorgehoben werden.

„Ich glaubte recht lustig geschrieben zu haben", schreibt er einmal an seine Freundin Elisa Reimarus in Hamburg, „und Sie erschrecken! Mein gutes Kind! Das war meine Absicht nicht. Ebenso wenig, als ich mich mit Ihnen zanken wollte, daß Sie mir so viel Paradoxie zutrauen, als wol schwerlich natürlich zu sein pflegt. Sie könnten wol recht haben, aber was wäre es dann? Ich könnte ja ebenso gut Paradoxie als andere Orthodoxie affectiren. Ich verstehe darüber so gut Spaß, daß es fast keine Lust ist, mit mir darüber zu spaßen." „Die Kälte", schreibt er 19. December 1780, also zwei Monate

Digitized by Google

vor seinem Tode, an Mendelssohn, „mit der die Welt gewissen Leuten zu begegnen pflegt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen, ist, wenn nicht tödtend, doch erstarrend. Daß Ihnen nicht alles gefallen, was ich seit einiger Zeit geschrieben, wundert mich gar nicht; höchstens hat Sie die Rückerinnerung an unsere bessern Tage täuschen können. Ach, ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler knorrichter Stamm! Ach lieber Freund, diese Scene ist aus!"

Nun war freilich in dieser Zeit zur Verstimmung Grund genug vorhanden. Seine Gesundheit wankte; der Tod seiner Gattin hatte ihn tief erschüttert und er hinterließ noch schlimme Nachwehen: man mäkelte an seinem Verhältniß zu seiner Stieftochter! Aber es ist augenscheinlich, daß er die Tragweite solcher Gerüchte übertrieb, und was die Kälte des Publikums gegen ihn betraf, so irrte er sich gründlich: von Jahr zu Jahr war die allgemeine Achtung und Bewunderung gestiegen. Weit entfernt, ein Mann mit stählernen Nerven zu sein, litt er stärker als andere unter den Kämpfen, die er doch suchte. Bei aller Lebensfreude, die er im hohen Maße besaß, war doch auch die Fähigkeit vom Leben verletzt zu werden, stärker in ihm als bei andern. Diese getheilte Empfindung wird eigentlich bei allen Menschen wahrgenommen, nur bei dem einen mehr als bei dem andern. Daß Lessing die Schicksalsmächte so lebhaft empfand, und die Außendinge anklagte mit dem heimlichen Gefühl, das Schicksal liege in seiner eigenen Natur, klärt uns über eine seiner Lehren auf, der wir gerade in seinen besten Schriften wiederholt begegnen.

Er nannte das Mitleid die edelste Fähigkeit des Menschen und erklärte für die Aufgabe der Tragödie, das Mitleid zu erweitern, zu reinigen, zu adeln. Im gemeinen Leben ist das Mitleid mit einer Art Geringschätzung verbunden: man sieht auf den herunter, den man bemitleidet. Das gereinigte Mitleid soll vielmehr Achtung vor seinem Gegenstand erwecken, auch wenn das Schicksal, das man betrauert, aus einer Schuld hervorgeht. Diese edle menschliche Lehre hätte Lessing nicht mit so viel Kraft entwickeln können, wenn nicht seine eigene Erfahrung

Digitized by Google

ihm zu Hülfe gekommen wäre. Wenn wir ihm, dem großen und guten Mann, unser Mitleid zuwenden, so wird dadurch unserer Bewunderung nicht im mindesten Abbruch gethan.

Lessing's Tod fiel in einen abermaligen Wendepunkt der deutschen Literatur: gleichzeitig erschienen Schiller's „Räuber", Kant's „Kritik der reinen Vernunft" und die theologischen Schriften von Herder. Vielleicht hätte Lessing, wenn er das erste Stück noch erlebt hätte, in dem wilden Versuch des jungen Dichters mehr von seinem eigenen Begriff der Handlung gefunden als in den frühern Stücken der Sturm- und Drang-Dichter. Gegen Kant's Stil hätte er sich gewiß aufgelehnt: die deutsche Prosa, die er hauptsächlich geschaffen, ward dadurch gefährdet; aber die Idee, daß man erst die Grenze der Erkenntniß prüfen müsse, ehe man es unternehme, das Uebersinnliche zu erkennen, hätte ihm eingeleuchtet. Er hätte in Kant's „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" eine geistvolle Erweiterung seiner eigenen religiösen Ansichten gefunden, und sich vielleicht auch das radicale Böse mit tieferm Verständniß der Sache gefallen lassen, als es dem Urheber des Systems selbst beiwohnte. In der Erziehung des Menschengeschlechts endlich, wie Herder sie zu deuten versuchte, hätte er vielleicht eine erfreulichere Erweiterung seiner eigenen Lehre begrüßt, da Herder sämmtlichen Religionen der Welt ihr Recht zu erkämpfen suchte und doch die dominirende Stellung des Christenthums festhielt.

Daß Lessing diese Periode nicht erlebte, gereicht seinem Andenken nicht zum Schaden; sein Bild gewinnt dadurch eine reinere, festere Zeichnung; wir ermessen vollständig, was er uns war, wir unterscheiden seine Physiognomie bestimmt von der jedes andern unserer großen Männer, und gerade dadurch tritt er uns näher.

Digitized by Google

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

50. 59. 8[illegible] 98. 10[illegible] 109. 11[illegible] [illegible] 59. -
[illegible] 236. 267. 272. 275-284

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google